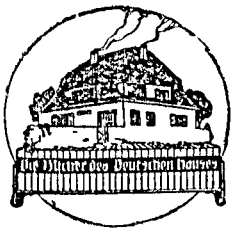
DIESES BUCH GEHÖRT:
Martha Sander.

Dieses Buch wurde in der Deutschen
Buch- u. Kunstdruckerei G. m. b. H.
in Zossen gedruckt u. bei der Leipziger
▫ Buchbinderei-Actiengesellschaft ▫
in Leipzig gebunden.



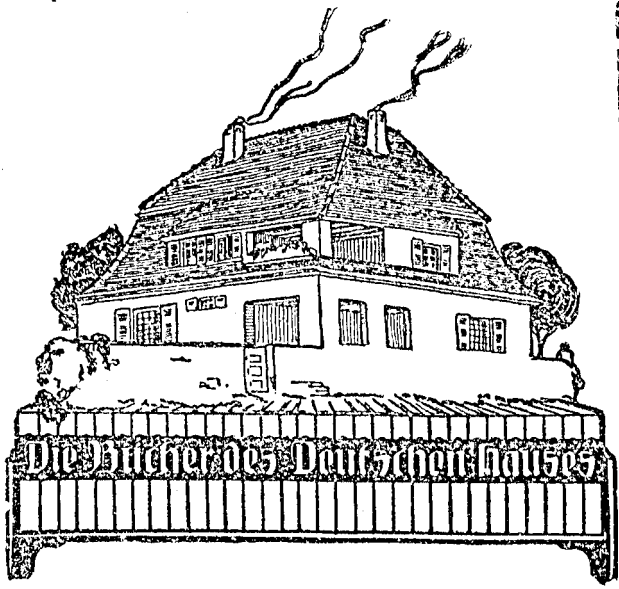
Zur linken Hand II

Die Bücher des Deutschen Hauses

Herausgegeben von Rudolf Presber

Zweite Reihe

47. Band



Martha Sander.

Zur linken Hand

Roman

von

Max Nordau

Band II

Illustriert von Stroff

1908
Buchverlag fürs Deutsche Haus
Berlin—Leipzig.

Werdet weise, ehe ihr nach öffentlichen Würden trachtet, vielleicht aber werdet ihr nicht mehr danach trachten, wenn ihr weise geworden seid.

Pythagoras.

Viertes Buch

Sonderbare Zwischenfälle der innern Politik Frankreichs gaben einige Wochen lang dem beweglichen Geiste der Baronin eine neue Richtung.

General Ménard, ein leichtsinniger, törichter Streber, hatte sich mit Volksversammlungs-Redensarten und Ergebenheits-Beteuerungen an die Führer der Linken herangedrängt, die sich einbildeten, in ihm den Vogel Phönix, den weißen Raben entdeckt zu haben: einen radikalen General. Sie förderten ihn an die höchsten Stellen, die er dazu benutzte, um mit den gröbsten Mitteln der Demagogie persönliche Volkstümlichkeit zu erschwindeln. Nun ging seinen Gönnern über den Charakter des Mannes ein Licht auf, und sie warfen ihn, ohne zu fackeln, aus seinen Ämtern hinaus, wie sie ihn, ohne nachzudenken, in sie eingesetzt hatten. Es war jedoch zu spät. General Ménard war eine Macht im Staate geworden. Er hatte Anhänger im Heer, in der Verwaltung, in der Menge. Er sammelte alle Unzufriedenen und alle Beutelustigen um sich. Hier versprach er Beförderung, dort einen Rachekrieg, neuen Schlachtenruhm und Größe des Vaterlandes; die einen ließ er glauben, daß er in Frankreich und anderwärts der Soldat der Kirche sein werde, den anderen gab er zu verstehen, daß er der Republik den Hals umdrehen und den Königsthron wieder aufrichten wolle.

General Ménard war von einem Hof fanatischer Feinde der Demokratie, eitler Wichtigtuer und überspannter oder ausgesprochen toller Weiber umgeben. Seine Ratgeber hatten dieselbe tiefe Unwissenheit aller Weltverhältnisse wie er und arbeiteten mit ihm um die Wette Hirngespinste aus, deren kindische Albernheit das fassungslose Erstaunen der Verständigen erregte.

Zu seinen allernächsten Vertrauten gehörte Frau Abeille, die ihm mit ihrer Wochenschrift, ihrem Salon, ihrem persönlichen Einfluß in unbedingter Ergebenheit diente. Sie hielt sich von jeher für ein diplomatisches Genie und träumte für sich eine geschichtliche Rolle, wie zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern Madame de Staël, Frau von Krüdener, die Fürstin Lieven sie gespielt. Sie verfiel auf einen wunderbaren Plan, bei dessen Ausführung sie hauptsächlich auf ihre Freundin, die Baronin, rechnete.

Sie kam eines Tages wie eine Windsbraut in der Villa Josefine angesaust und fragte nach der Begrüßung ohne Einleitung: „Liebe Prinzessin, General Ménard hat den lebhaften Wunsch, Ihnen vorgestellt zu werden. Darf ich ihn Ihnen mitbringen?"

„General Ménard!"

„Jawohl. Er ist einer meiner besten Freunde, und es scheint mir unnatürlich, daß Sie miteinander nicht bekannt sein sollen."

„Ihre Freunde sind meine Freunde. Sie sollen mir beide morgen abend zu Tische willkommen sein. Ich weiß nur nicht, wen ich mit ihm einladen soll —"

„Niemand!" unterbrach Frau Abeille sie lebhaft. „Sie sollen einander kennen lernen, und das geschieht am besten

im engsten Kreise. Nur wir drei und natürlich Prinz Siegfried — ja?"

„Ist das nicht zu anspruchsvoll? Der General ist ein so berühmter Mann — alles liegt ihm zu Füßen — ich kann unmöglich verlangen, daß er mit mir Armen vorliebnehmen soll."

„So bescheiden kann nur eine wirkliche große Dame sein. Der General wird die Ehre zu würdigen wissen. Also abgemacht?"

„Abgemacht."

Der General schickte am folgenden Abend ein ungeheures, in dieser Jahreszeit sehr kostspieliges Blumengebinde, das aus ihren und seinen Lieblingsblumen, Teerosen und roten Nelken, bestand, und machte mit militärischer Pünktlichkeit um halb acht seine Aufwartung. Er wurde mit großen Ehren empfangen. Drei Glockenschläge kündigten seinen Eintritt in den Garten an, Siegfried begrüßte ihn an der untersten Stufe der Türtreppe, Janusz öffnete vor ihm beide Flügel der Salontür, und die Baronin, geschminkt, gepudert, mit allem Schmuck bedeckt, der ihr noch geblieben war, auf ihren hohen Stock mit dem Goldknauf gestützt, ging ihm bis zur Schwelle entgegen. Seine Blumenspende stand auf der Konsole unter dem lebensgroßen Bildnis des Prinzen Albrecht.

Der General war im Frack, hatte jedoch seinen Stern eines Großoffiziers der Ehrenlegion angelegt. Er war ein schlanker, magerer, noch jugendlich aussehender Mann mit kokettem schwarzem Schnurrbärtchen und Fliege an der Unterlippe und kurzem, bürstenartig verschnittenem dunkelm Haupthaar. Eine kurze, rundnüstrige Nase verlieh

seinem Gesicht ein merkwürdig unbedeutendes Aussehen, und er bemühte sich vergebens, seinen braunen Augen einen Adlerblick zu geben, sie behielten immer einen etwas kindlich einfältigen Ausdruck, wenn sie nicht lauerten.

Er küßte der Baronin galant die Hand und machte ihr einige gewandte Komplimente. Er hatte sich mit Hilfe der Frau Abeille gut vorbereitet und sprach mit Ehrerbietung von der Größe des Hauses Meißen und seinem Ruhm in Krieg und Frieden. Die Baronin antwortete mit Glückwünschen zu seinen beispiellosen politischen Erfolgen und drückte die Überzeugung aus, daß er von der Vorsehung berufen sei, das schöne Frankreich zu neuen, glänzenden Geschicken zu führen.

In dieser Tonart hielt sich die Unterhaltung auch bei Tische. General Ménard erzählte von seinen Feldzügen, seinen Aufenthalten in Deutschland, seinen fürstlichen Bekanntschaften dort und in anderen Ländern, die Baronin gab Erinnerungen an den Wiener, Frankaer, Diesaer Hof zum besten. Der General erkundigte sich angelegentlich nach dem Großherzog Hilarius, der Königin von Gotheim, den Königen von Atlantis und Hageland, und die Baronin verbreitete sich gern über diese Herrschaften, zeigte, wie eingeweiht sie in alle ihre Verhältnisse war, und bezeichnete sie immer nur als ihre Frau Tante, ihren Vetter, ihren Schwager. Der General bemerkte dann, scheinbar nebenher, daß sie gewiß auch Kaiser Wilhelm kenne, was sie bejahte. Er sei als Prinz wiederholt nach Franka gekommen und habe sie auch auf Schloß Lindenheim besucht. Seit seiner Thronbesteigung habe sie ihn jedoch bloß einmal gesehen.

„Und wie stehen Sie mit Sr. Majestät, Hoheit?"

„Das ist schwer zu sagen, General. Sie wissen wahr-

scheinlich, daß ich mit einem Teil meiner Familie in Streit liege —"

Der General verneigte sich.

„— und das trübt wohl auch meine Beziehungen zum Kaiser, der für den Großherzog Hilarius viel übrig hat."

„Aber Sie könnten Sr. Majestät nahen?"

„Ohne Zweifel. Ich habe dazu in der letzten Zeit keine Gelegenheit gehabt, aber der Kaiser ist ein ritterlicher Herr, und ich bin überzeugt, daß er der unwürdig behandelten und gekränkten Witwe nicht weniger gütig entgegentreten würde als in den glücklicheren Tagen der Gattin seines Vetters, des Prinzen Albrecht."

Das schien der General haben wissen zu wollen. Er zog nun den schweigsamen Siegfried mehr ins Gespräch und legte es darauf an, auch ihn zu erobern, wie er die Baronin bereits bezaubert hatte. Das war nicht ganz leicht, denn er war Siegfried unsympathisch, und es verstimmte diesen auch, seine Mutter über ihre Beziehungen in einer Weise sprechen zu hören, die ein übelwollender Beurteiler beinahe als Vorspiegelung falscher Tatsachen bezeichnen konnte. Er war indes höflich und trat etwas mehr als gewöhnlich aus seiner Verschlossenheit heraus.

Auf einen Wink der Frau Abeille sagte der General, kaum daß der schwarze Kaffee im Salon getrunken war: „Hoheit, ich kenne durch unsere liebe gemeinsame Freundin einigermaßen ihre Gewohnheiten und bitte ergebenst, sich darin auch heute nicht stören lassen zu wollen."

„In der Tat, General, ich ziehe mich in der Regel früh zurück. Meine Gesundheit ist so schlecht! Freilich, wenn ich das Vergnügen habe, einen so berühmten Heer-

führer zum erstenmal bei mir zu begrüßen, so mache ich gern einmal eine Ausnahme."

„Das sollen Sie nicht, Prinzessin," fiel Frau Abeille eifrig ein. „Wir haben noch sehr viel auf dem Herzen, das können wir jetzt doch nicht durchsprechen, wir kommen lieber recht bald am Tage wieder, wenn Sie gestatten."

„Aber wann Sie wollen, liebe Freundin, wann Sie wollen!"

Der Abschied war ungemein warm, der General wurde mit demselben Zeremoniell wie bei der Ankunft zu seinem Wagen geleitet, und nachdem er gegangen war, sprach die Baronin sich Siegfried gegenüber entzückt über ihn aus. Welch ein bedeutender Mann! Welch ein reizender Plauderer! Welch ein liebenswürdiger Gemütsmensch! Er war verführerisch wie Napoleon und Gambetta zugleich. Was doch dieses Frankreich für Glück hatte! An jedem Wendepunkt seiner Geschichte schickte ihm die Vorsehung einen außergewöhnlichen Mann, der sein Retter und Schützer wurde. Sie floß auch von Zärtlichkeit für Frau Abeille über, die sich als richtige Freundin erwiesen habe, da sie ihr den General zuführte. Die Beziehungen zum Manne, der voraussichtlich morgen das Staatsoberhaupt oder doch der nächste am Throne sein werde, könne für sie den größten Wert erlangen.

Siegfried ließ seine Mutter schwärmen, blieb aber kalt wie gewöhnlich. Er hatte kein rechtes Vertrauen zum Stern des Generals.

Am folgenden Nachmittag kam ein Diener der Frau Abeille mit einem Briefchen, das anfragte, ob sie mit dem General um 3 Uhr nachmittags vorsprechen dürfe, da sie

mit ihr Dinge von der höchsten Wichtigkeit zu besprechen hätten, vorausgesetzt, daß sie sich für eine derartige Unterredung wohl genug fühle. Die Baronin antwortete zustimmend und sah dem Besuch mit großer Spannung entgegen.

Sie empfing ihre Gäste wieder im Salon des Erdgeschosses, Frau Abeille sagte jedoch sofort: „Prinzessin, sind wir hier auch ganz sicher, daß niemand an den Türen horcht? Es handelt sich um Dinge, die die strengste Geheimhaltung erfordern.

Das machte die Baronin so neugierig, daß sie Mühe hatte, ihre Haltung zu bewahren. Sie führte Frau Abeille und den General in ihr Boudoir hinauf, öffnete die beiden Türen, die auf der einen Seite in das Schlafzimmer, auf der andern in die Wäschekammer führten, und bemerkte: „Die Nebenräume zu beiden Seiten sind leer, wie Sie sehen. Hier kann niemand uns belauschen."

Frau Abeille nahm zuerst das Wort. „Sie erlauben, General, daß ich zuerst spreche —"

General Ménard grüßte und machte eine einladende Handbewegung.

„Ich will mit Diplomatisieren keine Zeit verlieren, sondern greife gleich mitten in die Nesseln. Wir verhehlen Ihnen nicht, daß der General große Pläne und unerschütterliches Vertrauen zur Zukunft hat. Er schreckt vor dem Kriege nicht zurück. Seinem Temperament würde es entsprechen, die Lösungen, die er anstrebt, lieber von einem Waffengang zu verlangen als von friedlichen Unterhandlungen. Wir stehen aber vor einem fehlerhaften Kreise. Das Programm des Generals enthält als ersten Punkt:

die Wiedererlangung der verlorenen Gebietsteile. Diesen Vorsatz kann der General nur verwirklichen, wenn er die Macht in Händen hat, und das unfehlbare Mittel, sie in die Hand zu bekommen, ist, dem Lande seine verlorenen Gebietsteile wiederzugeben. Sie folgen mir, Prinzessin, nicht wahr?"

„Ich folge Ihnen, natürlich!" erwiderte die Baronin lebhaft. Sie hörte tief erstaunt zu und suchte vergebens zu erraten, was diese hohe und höchste Politik sie anging.

„Nun sehen Sie, Prinzessin, es handelt sich für den General darum, in dieser schmerzlichsten und wichtigsten Frage einen Erfolg zu erringen. Dann liegt ihm Frankreich zu Füßen. Zu diesem Erfolge aber können nur Sie ihm behilflich sein."

„Ich?!"

„Sie, Hoheit," hob nun der General an; sein wohlklingender Bariton ging um eine Tonlage tiefer und bebte pathetisch; „sehen Sie, Hoheit, die Sicherheit und der Friede des Weltteils, der Menschheit hängen davon ab, daß die Frage von Elsaß-Lothringen aus der Welt geschafft wird. Das wahrscheinlichste ist, daß es mit dem Schwert geschieht. Ehrlich gestanden: mir wäre es so am liebsten. Aber vielleicht kann es vermieden werden. Wenn eine friedliche Verständigung möglich ist, so würden wir uns mit kleineren Zugeständnissen begnügen können, etwa der Rückgabe von Französisch-Lothringen und der Neutralisierung des übrigen. Amtlich kann jedoch dergleichen nicht angeregt werden; das bedarf keiner Erläuterung. Es muß auf ganz außeramtlichem Wege geschehen. Nun haben wir aber niemand, den wir beauftragen oder ersuchen könnten, an der entscheidenden Stelle in Berlin eine unvorgreifliche

und nicht verantwortliche Unterhaltung in diesem Sinne anzuknüpfen."

Der General machte eine Pause, die Baronin hielt den Atem an. Man hörte das Holzfeuer im Kamin singen.

„Ah, Hoheit," fuhr er noch emphatischer als vorher fort, „wenn Sie der Friedensengel, der gute Genius zweier großen Völker, der ganzen Menschheit sein könnten! Ihr Kaiser ist ein genialer und ritterlicher Herr. Man sagt ihm große Absichten und weltumspannende Pläne nach. Er leidet vielleicht unter der Lage, die nicht er geschaffen, die er vorgefunden hat, ebenso wie wir, er hat vielleicht dieselben geheimen Wünsche wie wir und sieht nur vielleicht ebensowenig den Weg zu uns, wie wir zu ihm. Sie haben die Ehre, Seine Majestät zu kennen. Sie können von ihm empfangen werden. Wie herrlich wäre es, wenn Sie Seiner Majestät sagen könnten: Sire, es gibt in Frankreich eine große Partei, die Deutschland Versöhnung und vorbehaltlose Freundschaft anzubieten bereit ist, wenn man ihr einige wenig ausgedehnte lothringische Kreise abtritt und aus dem übrigen Elsaß und Lothringen ein Luxemburg oder eine Schweiz macht. Frankreich würde dafür nötigenfalls Milliarden bezahlen. Deutschland braucht Kolonien; Frankreich hat große überseeische Gebiete, mit denen es nicht viel anzufangen weiß. Es würde Deutschland von seinem Überfluß mitteilen. Beide Völker würden dann vereint mit unwiderstehlicher Gewalt Englands Seeherrschaft brechen und seinen Übermut demütigen; sie würden Europa wirksam gegen die drohende amerikanische Gefahr verteidigen; sie würden zusammen mit Rußland Asien und Afrika sich nutzbar machen. Ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte würde beginnen. Es wäre eine genug große Tat,

um allen, die dabei mitgewirkt hätten, höchsten Ruhm, Unsterblichkeit und den ewigen Dank der Menschheit zu sichern."

Frau Abeille hatte mit leuchtenden Augen zugehört und die wohlgesetzten, mit großem Schauspielertalent vorgetragenen Worte des Generals getrunken, die, wie sie am besten wußte, nicht in seinem Geist entsprungen waren. Sie konnte ihre Erregung nicht länger bemeistern und fiel ein: „Welche Rolle für Sie, Prinzessin! Ein Rausch steigt mir zu Kopfe, wenn ich daran denke. Es ist die höchste Aufgabe, die einem Weibe gestellt werden kann: Frieden zu stiften, Blutvergießen zu verhindern, edle, starke Hände sanft zu entwaffnen und ineinanderzulegen. Ah, meine Freundin!" Und sie warf sich ungestüm der Baronin an den Hals und schloß sie in ihre Arme, während ihr Tränen aus den Augen stürzten. Der Baronin, die ohnehin zur Weinerlichkeit neigte, wurden ebenfalls die Lidränder naß. Es war ungemein rührend.

„Es ist ein herrlicher Ausblick, General," stammelte die Baronin. „Ich sehe nur nicht recht, wie ich — ja, wenn mein Engelsprinz noch lebte — aber seit seinem Tod ist mein Einfluß —"

„Darum handelt es sich nicht," unterbrach der General sie, zu eifrig, um sie höflich ausreden zu lassen; „was hat denn der Einfluß damit zu tun? Man wird Ihnen doch glauben, wenn Sie sagen: ich wiederhole nur die Worte von Franzosen, die bereit und imstande sind, alles auszuführen, was sie versprechen. Das einzige, worauf es ankommt, ist, daß diese Worte an das Ohr Seiner Majestät gelangen, ohne daß wir dafür förmlich verantwortlich sind, und daß wir zuverlässig erfahren, was Seine Majestät auf

die Eröffnungen erwidert hat. Gegen das Mitglied eines regierenden deutschen Hauses kann Seine Majestät ganz offen sein. Wird Ihrer Mitteilung keine Folge gegeben, nun gut; dann haben wir eben nichts erreicht; die Ablehnung mag in noch so schroffer Form erfolgen, wir haben daran keinen Anstoß zu nehmen; ein Gespräch zwischen Seiner Majestät und einer deutschen Anverwandten berührt uns nicht; geht dagegen Seine Majestät auf Ihre Anregung ein, dann, Hoheit, ist Ihre Rolle zu Ende. Das weitere ist dann Sache ermächtigter Unterhändler, die nicht mehr zaghaft zu sein brauchen, weil sie wissen, daß ihr Fuß auf sicheres Gelände tritt. In beiden Fällen haben Sie uns einen Dienst allerersten Ranges geleistet, für den wir dankbar zu sein wissen werden."

Der General ließ eine kleine Weile seine Rede nachwirken, dann rückte er der Baronin näher, dämpfte seine Stimme und sprach mit eindringlicher Vertraulichkeit: „Hoheit, ich kenne Ihre Schwierigkeiten. Lassen Sie mich ganz offen sein. Bin ich erfolgreich, so werden wir Sie und den Prinzen, Ihren Sohn, anerkennen. Die Form dafür findet sich leicht. Und wer in den Augen der französischen Regierung Herzogin von Meißen-Löwenstein-Franka ist, der ist es in der ganzen Welt und für die ganze Welt, der kleine Großherzog Hilarius mag damit einverstanden sein oder nicht. Wir haben wohl auch für den Prinzen Siegfried Verwendung, wenn er seine Talente Frankreich widmen will. Er ist zwar ein deutscher Prinz, aber er stammt schließlich vom österreichischen Zweige Ihres Hauses ab und kann nötigenfalls für einen Österreicher gelten. Er gründet einen französischen Zweig Ihres erlauchten Hauses, und es hängt dann nur von ihm ab, die neue Linie zu ebenso hohem

Ruhme zu bringen wie alle anderen. Das alles liegt in Ihrer Hand, Hoheit. Handeln Sie. Und je raſcher, je beſſer. Denn ich habe es mit gefährlichen Gegnern zu tun und muß bald einen großen Schlag führen, um ſie zu überwinden. Jetzt ſteht meine Sache gut. Aber es gilt, das Eiſen zu ſchmieden, ſolange es warm iſt. Ich muß meinen Parteigängern etwas Greifbares bieten, damit ſie die letzte Anſtrengung für mich machen. Stehen Sie mir bei, Hoheit; es wird mich nicht demütigen, wenn ich meinen Sieg Ihnen verdanke."

„Ich werde tun, was ich kann," ſagte die Baronin mit bewegter Stimme und reichte dem General die Hand. Dieſer beugte raſch ein Knie, küßte ſie ihr in tiefſter Ehrerbietigkeit und ließ langſam die Worte fallen: „Hoheit, wenn Gott Ihre Bemühungen ſegnet, ſo werden große Völker Ihnen ſo zu Füßen liegen wie ich in dieſem Augenblick und Sie als eine Wohltäterin, als eine Mutter, als eine Heilige verehren."

„Stehen Sie auf, General, ſagen Sie mir nicht ſolche Worte," murmelte die Baronin verwirrt. Frau Abeille erfaßte ihre beiden Hände, und ihr in die Augen blickend rief ſie: „Wir haben hier einen geſchichtlichen Augenblick gelebt!"

Die Beſucher ſchickten ſich zum Gehen an.

„Sie werden keine Zeit verlieren, Hoheit, nicht wahr?" fragte der General an der Tür des Boudoirs.

„Ich muß mich nach den nächſten Bewegungen Seiner Majeſtät erkundigen und gewiſſe Vorbereitungen treffen. Ich werde die nötigen Schritte unternehmen, ſowie es die Umſtände erlauben."

„Nochmals, Hoheit: es iſt Gefahr im Verzug. Alſo tun

Max Nordau, Zur linken Hand II. II. Bd. 47

Sie, bitte, rasch, was Sie zu tun gedenken, und halten Sie mich über alles auf dem laufenden."

„Rechnen Sie darauf, General."

Die Baronin wollte den Knopf drücken, um der Dienerschaft zu klingeln. Der General hielt ihren Arm zurück.

„Verzeihung, Hoheit, es ist besser, wir entfernen uns in aller Stille. Den Weg kennen wir ja."

Als die Baronin allein war, sank sie auf ihr Sofa zurück und ließ sich das Erlebnis der letzten Stunde durch den Kopf gehen. Berta erschien leise tretend, stellte sich vor sie hin und blickte sie fragend an. Sie erwartete einen erschöpfenden Bericht über das Anliegen der Besucher und die Einzelheiten der Unterredung. Sie glaubte, ein gutes Recht darauf zu haben, und war verletzt, als die Baronin ihr nicht nur die gespannt erwartete Erzählung vorenthielt, sondern ihr in sehr leidendem Tone sagte: „Gehen Sie, Berta; der Besuch hat mich angegriffen; ich will allein sein; wenn ich Sie brauche, klingle ich."

Das große Geheimnis wuchtete ihr zwar zermalmend auf der Seele, und es hätte sie sehr erleichtert, wenn sie sich Berta gegenüber hätte öffnen können. Sie fühlte jedoch, daß sie nicht plaudern dürfe, so schwer es ihr auch ankommen mochte, für sich zu behalten, was sie wußte. Sie gab sich selbst als bewußten Grund an, daß Staatsangelegenheiten von so ungeheurer Wichtigkeit keiner untergeordneten Person preisgegeben werden durften, auch wenn sie zuverlässig war. Entscheidender war jedoch wohl die unbewußte Scheu, sich vor Berta lächerlich zu machen.

Denn im Kopfe der Baronin lagen widerstreitende Vorstellungen in heftigem Kampfe. Die Überbleibsel ihrer einstigen praktischen Klugheit flüsterten ihr zu, daß sie etwas

unternommen hatte, was ungefähr ebenso in ihrem Machtbereiche lag wie ein Aufflug in den Mond. Ihre von der Rede des Generals und dem Überschwang der Frau Abeille entflammte Einbildungskraft, unterstützt von ihren leidenschaftlichen Wünschen persönlichen Erfolges, war jedoch weit lauter. Sie suchte sich selbst weiszumachen, daß es zwar schwer, doch keineswegs unmöglich sein werde, zu halten, was sie versprochen. Sie machte sich an eine eifrige Arbeit der Verschiebung und Umdeutung ihrer Erinnerungsbilder. Nach den Methoden der Bühnenregie rückte sie sie in künstliche Beleuchtungen, fügte hinzu und unterdrückte, was notwendig war, um Illusionen hervorzubringen, und setzte sich mit Elementen der Wirklichkeit ein hochromantisches Stück in Szene, worin sie die Rolle einer guten, beinahe vertrauten Bekannten des Kaisers spielte. Hatte er nicht wirklich mit dem Prinzen Albrecht auf dem Du-Fuße gestanden? Hatte er nicht wirklich einmal als Prinz an ihrem Tische gesessen? Und beim Großherzog wiederholt mit ihr auf das liebenswürdigste geplaudert? Und sie einigemal in Briefen, die ihr gezeigt wurden, ausdrücklich grüßen lassen? Die Brücke zu dem hohen Herrn war allerdings seit Jahren abgebrochen. Aber warum sollte sie nicht wieder erbaut werden können? Es war fast undenkbar, daß sie nicht empfangen werden sollte, wenn sie nach Berlin kam und sich zur Audienz meldete. Freilich — es gab immer die alte Schwierigkeit: unter welchem Namen sollte sie sich melden? Wieder als „Witwe Sr. Kgl. Hoheit usw.?" Oder sollte sie das Opfer bringen, als Baronin von Gronendal aufzutreten? Das war hart, aber vielleicht doch das vernünftigste. Und jedenfalls war es das letztemal, daß sie diese Demütigung erleiden mußte, wenn ihre Sendung Erfolg hatte.

An dieser selbst nahm sie nicht den schwächsten Anstoß. Der Vorschlag des Generals schien ihr ganz verständig. In der elsaß-lothringischen Frage fühlte sie nicht deutsch. Sie war ihr gleichgültig. Sie neigte sogar zu der französischen Auffassung hin. Der mehrjährige Aufenthalt in Paris, das tägliche Lesen der Boulevardblätter, der Umgang mit der Frau Abeille, den Baronen Dormans, anderen französischen Bekannten, hatten ihren Gefühlston unmerklich auf die französische Note gestimmt. Dazu kam, daß Prinz Albrecht und der ganze Löwensteinsche Hof von der Kaiserzeit her französische Sympathien hatten, deren Äußerungen die Baronin wohl anders empfand, als sie gemeint waren. Sie sah also nichts Bedenkliches darin, dem Träger der deutschen Kaiserkrone von einer Abtretung deutschen Gebietes an Frankreich zu sprechen. Im Gegenteil. Sie stellte sich entschlossen auf den Standpunkt, den ihr der General gezeigt hatte. Sie tat etwas ungeheuer Verdienstliches; sie erwies dem Kaiser und Reich einen Gefallen von unabsehbar wohltätigen Folgen. Und indem sie alle diese Gedanken ausdachte und sich weithin schweifend in fabelhafte blaue Wunderländer verlor, erlangte sie in ihren eigenen Augen eine Wichtigkeit, die ihr bewundernde Hochachtung vor sich selbst und Freude am Leben gab, eine Erhöhung und Ausweitung ihres Ich-Bewußtseins bewirkte und einen erstaunlichen Gegensatz zu ihrer Gedrücktheit und Selbstverkleinerung in den letzten Monaten bildete.

Sie war von ihrer neuen Bedeutung so voll, daß es sie unwiderstehlich nach Äußerungen drängte. Zunächst raffte sie sich auf, setzte sich an ihren kleinen Schreibtisch und verbrachte fast die ganze Zeit bis zum Essen damit, eine Art Bericht über die Unterredung mit dem General und der

Frau Abeille niederzuschreiben, als eine feierliche Geschichtsurkunde, zum ewigen Gedächtnisse der Nachkommen Siegfrieds, für das Archiv der jüngsten Linie des Hauses Löwenstein-Franka. Bei Tische war sie trotz der Anstrengungen des Tages angeregter als seit lange, erfreute den Grafen Laporte und die Barone Dormans, die zusammen mit einem mittelamerikanischen Diplomaten ihre Gäste waren, durch ihre Frische und Gesprächigkeit und überraschte sie durch geheimnisvolle, wenig verständliche, doch tiefe Hintergründe erraten lassende Anspielungen, die sie in reichliche Betrachtungen über den General Ménard, seine Bedeutung, seine Politik, seine Aussichten einflocht. Am folgenden Tag eilte sie zu ihrem Juwelier und bestellte bei ihm eine Busennadel in Form einer roten Nelke. Das war nun einmal ihr besonderer Vogel: sie mußte kleine Schmucksachen schenken. Ihr erster Antrieb war, die Blume in Rubinen anfertigen zu lassen. Der Preis, der ihr genannt wurde, schreckte sie jedoch ab, und sie begnügte sich mit rotem Schmelz auf Gold. Sie bestand auf schleuniger Lieferung. Das Angebinde sollte ihrer Empfindung nach dem General beweisen, daß sie eifrig an der Lösung der ihr gestellten Aufgabe arbeite.

Siegfried beauftragte sie, auf der Post ein einmonatiges Abonnement auf eine große Berliner Zeitung zu nehmen. Er machte die Besorgung, wie es seine Gewohnheit war, ohne zu fragen, warum und wozu. Das ärgerte die Baronin, sie hielt aber an sich, bis die erste Nummer des Blattes eintraf. Sie war inzwischen nach qualvollem Schwanken zur Ansicht gelangt, daß sie Siegfried doch wohl ins Vertrauen ziehen müsse. Als sie die mittags angekommene Zeitung nach Tische entfaltete, fragte sie ihren Sohn: „Du

hast gar nicht das Verlangen, zu wissen, weshalb ich auf das Blatt abonnierte?"

„Du weißt, Mama, daß Neugierde nicht mein Fehler ist," antwortete er trocken.

„Etwas Interesse für meine Handlungen würde ich dir immerhin nachsehen," meinte die Baronin bitter. Ein herbes Gefühl mischte sich immer in ihre Auseinandersetzungen mit dem Sohne und machte sie mühsam. Bei dem wohlbekannten Ton verstummte Siegfried und zog sich in sich selbst zurück. Wenn die Baronin die Unterhaltung fortsetzen und bis zu dem Punkt gelangen wollte, den sie zu erreichen wünschte, so mußte sie den ganzen Weg allein zurücklegen. Siegfried kam ihr nicht entgegen.

„Es ist wegen des Hofberichts."

„Ah?"

„Ich muß mich über die Bewegungen des Kaisers unterrichten."

„Wirklich?"

„Denn ich habe die Absicht, ihm demnächst einen Besuch zu machen."

Nun öffnete er doch die Augen größer und bemerkte lebhafter: „Nicht möglich!"

Es trat eine kleine Pause ein, dann fuhr er fort: „Das ist ein tapferer Entschluß, Mama, aber ich fürchte, es ist eine unnötige Anstrengung. Der Kaiser wird sich in unsere Familienangelegenheiten gewiß nicht einmischen wollen, und wenn er es über alles Erwarten dennoch tut, so steht ihm der Großherzog Hilarius näher als wir."

„Es geschieht nicht zu diesem Zwecke. Das wäre ja kindisch."

„Dann ahne ich nicht —"

„Natürlich. Das kannst du auch nicht."

Als er sie verwundert und fragend ansah, wurde sie weich und warm, forderte ihn auf, sich ganz nahe zu ihr zu setzen, und las ihm ihre Niederschrift über den Auftritt mit dem General Ménard vor. In Siegfrieds Mienen malte sich trotz seiner gewohnheitsmäßigen Selbstbeherrschung tiefes Erstaunen, das allmählich in einen Ausdruck von Unzufriedenheit überging.

„Aber Mama!" rief er, als sie geendet hatte, „wie hast du dich mit dem General so weit einlassen können!"

„Immer nur nörgeln!" erwiderte sie unmutig; „begreifst du denn nicht, was es heißt, den Mann zum Bundesgenossen zu haben, der morgen der Herr von Frankreich sein wird?"

„Das ist durchaus nicht ausgemacht. Einstweilen kann es uns schlecht bekommen, wenn wir uns zu ihm schlagen. was tun wir, wenn man uns ausweist?"

„Das werden diese Leute nicht wagen."

„Ich bin nicht so zuversichtlich. Und selbst wenn das nicht geschieht: ich habe zu dem Herrn kein Vertrauen. Ich glaube nicht, daß er seinem Ziele so nahe ist. Um ganz ehrlich zu sein: ich glaube überhaupt nicht an seinen Erfolg. Aber auch wenn es ihm gelingt, wird der Diktator sich wohl beeilen, die Versprechen des Demagogen zu vergessen."

„Warum immer das Schlechteste annehmen? Ich halte den General keiner Niedrigkeit fähig. Zumal es ihm ja kein Opfer kosten wird, sein Versprechen zu halten."

„Und dann — wie kann man es wagen, dem Kaiser mit einer solchen Zumutung zu kommen!"

„Was wage ich? Findet der Kaiser den Vorschlag des Generals unannehmbar, so wird er mir es sagen."

„Aber äußerst ungnädig."

„Das sehe ich nicht ein. Ich bin ja nur eine höhere Briefträgerin. Ja, wenn ich den Plan befürworten würde —"

„Das fehlte noch! Du stehst doch in dieser Frage nicht auf französischer Seite!"

„Es tut mir leid, bei dir einer so engen Auffassung zu begegnen, mein Kind. Ich stehe weder auf französischer noch auf deutscher, sondern auf unserer Seite. Begreifst du das nicht? Hurrapatriotismus ist für die Philister auf der Bierbank. Wir stehen darüber. Für uns darf nur unser Hausinteresse maßgebend sein, und der Patriotismus hat für uns nur dann Wert, wenn er unser Hausinteresse fördert. Glaubst du etwa, daß dein Oheim von Atlantis oder dein Vetter von Hageland oder deine Tante von Gotheim sich von deutschem Patriotismus abhalten lassen würden, alles zu tun, was ihrer Krone nützt, auch wenn es Deutschland nicht frommt? Für uns gibt es augenblicklich keine bessere Politik, als mit Frankreich ein Bündnis zu schließen. Das war die Politik deines Großonkels Napoleon I. gegenüber. Unser Haus hat sich dabei nicht schlecht gestanden, nicht wahr? Ich sehe nicht ein, weshalb ich das Beispiel meines Herrn Oheims nicht nachahmen soll."

Die Baronin sah ihre Luftspiegelung so deutlich, so körperhaft vor sich, ihre Selbsttäuschung war so gründlich und aufrichtig, daß auch Siegfried sich ihrer Suggestionswirkung nicht völlig entziehen konnte, obschon eine innere Stimme ihm laut zurief: „Das ist ja alles bodenlose Torheit!" Er begnügte sich, halblaut zu bemerken: „Deutsch-

lands Verkleinerung ist ein hoher Preis für die Anerkennung unserer Rechte."

„Den Preis bezahlen nicht wir, Kind, du!" rief die Baronin heftig. „Wir spielen sicher. Glaubt der Kaiser, daß Frankreichs Freundschaft ein kleines Opfer wert ist, so wird er es bringen. Wenn nicht, nicht. In beiden Fällen bin ich der ehrliche Makler gewesen und habe Anspruch auf meinen Maklerlohn."

„Ob aber der General ihn jemals wird bezahlen können!"

„Wie kannst du das bezweifeln? Sieh dir den Mann an — der Triumph leuchtet ihm aus den Augen. Ich sehe förmlich den Stern über seinem Kopfe glänzen. So muß Napoleon nach Lodi ausgesehen haben."

Siegfried verneigte sich stumm.

„Von dir verlange ich vorläufig nichts als Verschwiegenheit."

„Das ist doch selbstverständlich."

„Und das übrige laß mich machen."

Siegfried bewahrte wirklich das Geheimnis für sich, so schwer ihn dies auch Nicoline gegenüber ankam. Er konnte flüchtige Anspielungen auf Beziehungen seiner Mutter zum General Ménard nicht ganz unterdrücken, aber sie waren zu unbestimmt, um Nicolines Neugierde zu wecken. Wäre sie mit Fragen in ihn gedrungen, so ist es sehr zweifelhaft, ob er ihrer Wißbegierde und seinem Mitteilungsbedürfnis hätte widerstehen können.

An einem Abend der folgenden Woche meldete Janusz der Baronin, daß ein unbekannter Herr, der seinen Namen nicht nennen wolle, sie dringend zu sprechen wünsche. Sie schickte Berta hinunter, damit sie den Besucher in Augen-

schein nehme und vielleicht erfahre, was sein Begehr sei. Die Kammerfrau kehrte mit dem Bescheid zurück, daß er von Frau Abeille komme und darauf bestehe, mit Ihrer Hoheit selbst zu sprechen. Die Baronin erklärte sich bereit, ihn zu empfangen. Als sie den Salon betrat, in den man ihn geführt hatte und der nur mäßig erleuchtet war, eilte ihr ein anscheinend sehr beleibter Herr in einem weiten Mantel mit einem langen blonden Patriarchenbart und einer blauen Brille entgegen, der sie mit einer nicht fremd klingenden Stimme begrüßte. Sie blickte ihn prüfend an und sagte unsicher: „Mein Herr, Sie kommen von Frau Abeille —"

Er weidete sich anscheinend eine kleine Weile an ihrem forschenden Ausdruck, dann sagte er: „Sie erkennen mich also nicht, Hoheit —?"

Ihr Blick haftete noch immer auf ihm, doch fand sie keine Antwort.

Da nahm er seine Brille ab und hielt die Hand vor den Bart.

„General Ménard!" rief sie aufs höchste überrascht.

„St!" bedeutete er lächelnd und fügte leise hinzu: „Die Verkleidung ist also gelungen."

„Aber was bedeutet —"

„Das bedeutet, daß mir diese Banditen von der Regierung eine Meute Geheimpolizisten auf die Fährte gesetzt haben. Die meisten dieser wackeren Leute sind gut und wünschen nichts sehnlicher, als mir zu dienen. Sie schließen die Augen, wenn sie meiner ansichtig werden, und verlieren eifrig meine Spur. Es gibt aber auch räudige Schafe unter ihnen und darum muß ich auf der Hut sein. Ich gehe nur noch in der Dämmerung aus und immer

in einer neuen Verwandlung. Das ist sehr kurzweilig. Offen besuche ich nur die Personen, die ich nicht bloßstellen kann, oder die ich bloßstellen will. Sie gehören weder zu den einen, noch zu den anderen, Hoheit. Darum mußte ich Ihnen heute diese Überraschung bereiten. Sie wird sich jedoch nicht wiederholen. Sie stehen mir zu hoch. Ich will Sie diesen Banditen nicht für irgendeine niedrige Rachehandlung bezeichnen."

Sie reichte ihm wortlos die Hand, die er küßte, und forderte ihn mit einer Bewegung auf, sich zu setzen.

„Das ist die Lage, Hoheit," fuhr der General fort, nachdem er sich wieder die Brillenstangen hinter die Ohren geschoben hatte. „Die Dinge treiben rasch der Krise zu. Ich muß zum Hauptschlag ausholen. Darf ich fragen, was Sie bereits haben tun können?"

„Ich habe alles vorbereitet," antwortete sie dreist. „Ich habe nach Berlin geschrieben, damit man mich über die Bewegungen des Kaisers auf dem laufenden halte. Zur Zeit jagt Seine Majestät in Ostpreußen, und da ist es nicht leicht, zu ihm zu gelangen. Wenn ich erfahre, daß er wieder in Potsdam ist, will ich weiter sehen."

„Ich bitte Sie, Hoheit, verlieren Sie keine Zeit. Ein Erfolg nach dieser Richtung hin sichert meinen Plänen das Gelingen."

„Verzeihen Sie, General, ich verstehe nur eines noch nicht recht. Meinen Sie denn, daß Sie in einigen Tagen oder Stunden einen fertigen Vertrag erlangen können? Die Verhandlungen werden doch günstigstenfalls Monate in Anspruch nehmen —"

„Wenn ich Ihren Kaiser nicht falsch beurteile, so ist er ein durch und durch moderner Geist. Ein solcher gelangt

rasch zu Entschlüssen. Die Einzelheiten werden Zeit erfordern. Über den Grundsatz kann man sich sofort einigen. Das genügt. Wenn ich nur in die Armee und das Volk das Schlagwort werfen kann, daß ich die Revision des Frankfurter Friedens als Antrittsgeschenk mitbringe — Sie sollen sehen, wie das wirkt."

Sie warf lebhaft den Kopf empor und rief: „Aber General! Würde eine vorzeitige Enthüllung nicht alles verderben?"

Der General lächelte selbstgefällig. „Warum sollte es? Ich werde es bei Seiner Majestät wohl durchsetzen können, daß er mich nicht verleugnet. Natürlich immer vorausgesetzt, er findet, daß es auch für ihn vorteilhaft ist, mit mir zu einer Einigung zu gelangen."

Seine leichtblütig ahnungslose Zuversicht wirkte zaubergleich auf sie. Der Sinn für das Mögliche und Wahrscheinliche wurde in ihr vollkommen stumpf, und sie bewegte sich in diesem Märchen wie in den natürlichsten Verhältnissen. Sie versprach, was er wollte, und die beiden schieden voneinander, als hätten sie wie er ihre Sache um ein großes Ende weiter gebracht.

Freilich hielt der Eindruck nicht lange nach und außerhalb seiner Gegenwart erwachte sie wieder zum Gefühle der Wirklichkeit. Die Reise nach Deutschland schwand zu einer sehr fernen, sehr nebelhaften Vorstellung hin, und es kam ihr nicht in den Sinn, etwas Bestimmtes zu tun. Sie begnügte sich damit, zum Juwelier zu fahren und auf rasche Ablieferung der goldenen Nelke zu dringen. Das entlastete vollkommen ihr Gewissen dem General gegenüber. Der General aber, der natürlich nicht wissen konnte, wie

eifrig sie beim Juwelier für ihn tätig war, wurde sehr ungeduldig und schickte nach einigen Tagen Frau Abeille zu ihr, um zu erfahren, ob sie schon abgereist sei, und um sie zur Reise zu drängen, wenn sie noch in Paris war. Die Unterredung der beiden Freundinnen war unerquicklich. Frau Abeille machte der Baronin Vorwürfe, die nur im Ton sanft waren. Sie gab ihr zu verstehen, man habe auf größeren Eifer gerechnet, auf wärmere Dankbarkeit für die Gastfreundschaft, welche die Selbstverbannte in Paris gefunden, auf stärkere Anhänglichkeit an das Land, das ihr eine ehrenvolle Zuflucht geboten, als sie in ihrer Heimat verfolgt war. In ihrer unsichern Lage war die Baronin zu ängstlich, um der leidenschaftlichen Frau zum Bewußtsein zu bringen, daß sie weder Paris noch Frankreich war und keinerlei Recht hatte, im Namen des einen und des andern zu sprechen, zu mahnen, zu fordern. Sie verlegte sich vielmehr auf Ausflüchte und gab vor, sie habe mit der Ausführung des Plans nur darum gezögert, weil ihr ein Bedenken aufgestiegen sei —

„Welches Bedenken?"

Daß sie doch irgendeine Vollmacht, irgendeine Beglaubigung haben müsse —

Frau Abeille erhob sich lebhaft gegen diese Vorstellung. Was sie als Vermittlerin so unvergleichlich wertvoll mache, das sei es ja gerade, daß sie keiner Beglaubigung bedürfe, daß man ihre Worte nicht anzweifle, daß ihre Hintermänner also vollkommen verdeckt bleiben können, bis es ihnen möglich sei, mit Sicherheit hervorzutreten.

Die Baronin klammerte sich an ihren Vorwand. Einer Einführung bedürfe sie allerdings nicht. Aber bei der Wichtigkeit der Sache und der Tragweite jedes Wortes

dürfe sie sich auf keine Stegreifrede verlassen, sondern müsse darauf bestehen, daß der General schriftlich in eine genaue Formel fasse, was er verlange und was er biete. Die Note sei für sie, nicht für den Kaiser bestimmt und solle ihr gestatten, in der entscheidenden Unterredung jede Verschwommenheit zu vermeiden.

Das leuchtete der Frau Abeille ein, und sie machte sich anheischig, den General zum Aufsetzen der verlangten Note zu veranlassen.

Schon am folgenden Tage erschien Frau Abeille wieder und brachte das Schriftstück mit. Es war von ihrer Hand. Kein Federstrich an dem kleinen Briefbogen, an dem knapp eine halbe Seite beschrieben war, verriet irgendeinen Zusammenhang mit dem General Ménard. Frau Abeille hob dies als Vorzug hervor. „Dieses Papier stellt niemand bloß, weder Sie, Prinzessin, noch die große Partei, die ihre Hoffnungen auf Sie setzt. Reisen Sie nun, Prinzessin. Unser aller Herzklopfen begleitet Sie." Als die Baronin in Gedanken verloren auf das Papier starrte und stumm blieb, rückte Frau Abeille ganz nahe an sie heran und sagte mit gedämpfter Stimme: „Prinzessin, Sie und der selige Prinz haben mir die Ehre erwiesen, mich Ihre Freundin zu nennen. Sie haben das Vertrauen zu mir gehabt, mich in ihre Verhältnisse einen Blick werfen zu lassen. Das ermutigt mich, einen heikeln Punkt in aller Offenheit zu berühren. Sie haben in Berlin standesgemäß aufzutreten. Eine solche Reise ist kostspielig —"

Die Baronin fuhr auf. Frau Abeille legte ihr die Hand auf den Arm und setzte rasch fort: „Man hat nicht immer flüssige Mittel. Das kann jedem widerfahren. Und es wäre ja auch unzart, von Ihnen so große Opfer zu

fordern. Es ist schon mehr als genug, daß Sie sich den Mühen und Wagnissen dieser Reise unterziehen. Sie werden uns also erlauben —"

„Ich erlaube Ihnen nichts," rief die Baronin heftig. „Ich weiß, Sie haben mich nicht beleidigen wollen. Aber kein Wort mehr."

Frau Abeille stand auf, umarmte sie stürmisch und flüsterte: „Immer Fürstin vom Scheitel bis zur Zehe. Verzeihen Sie." Dann ging sie rasch ab.

Nun fühlte die Baronin sich an die Wand gedrückt. Sie mußte halten, was sie leichtblütig versprochen, oder sie stand vor ihrer Freundin Abeille, vor dem General Ménard, vor dem ganzen Kreise dieser Persönlichkeiten als einfache Schwindlerin da. So lange das fabelhafte Unterfangen ihr traumhaft fern vorgeschwebt, hatte sie sich weismachen können, daß daran nichts Unmögliches sei. Jetzt, wo es nahe gerückt war und feste Gestalt annehmen sollte, mußte sie sich zerknirscht bekennen, daß sie sich in eine unverzeihliche Aufschneiderei verfangen habe und einer vernichtenden Demütigung nicht entrinnen könne. Der Schlaf, den sie ohnehin nur mit Betäubungsmitteln erzwang, floh sie trotz verstärkter Gaben ihrer Arzneien, und sie zerbrach sich in zwei martervollen Nächten vergebens den Kopf, um irgendeinen rettenden Plan zu ersinnen. Es fiel aber ihrem sonst recht fruchtbaren Gehirn nichts ein. Und dabei hatte sie nicht einmal den gewohnten Trost, sich durch Aussprache mit Berta zu erleichtern und es mit ihrer häufig bewährten Anschlägigkeit zu versuchen. Sie wurde ganz elend, so sehr, daß sie am zweitfolgenden Tage auf Anordnung des Arztes das Bett hüten mußte.

Das war ja die gesuchte Rettung! blitzte es ihr durch

den Kopf, als der Arzt ihr erklärte: „Hoheit, Sie können heute nicht aufstehen."

„Wollen Sie mir den Gefallen tun, Doktor, und dies für mich meiner Freundin Madame Abeille schreiben?" bat sie.

„Sehr gern, Hoheit," sagte der Arzt und zeigte der Frau Abeille in zwei Zeilen an, daß der Zustand des Herzens seiner Kranken zur Zeit strenge Ruhe erheische.

Das Briefchen brachte natürlich alsbald die Empfägerin an das Bett der Baronin. Frau Abeille war zu zartfühlend, um die Leidende mit geschäftlichen Fragen zu bedrängen, aber ihre Miene verriet genugsam Ungeduld und Aufregung, und die Baronin verstand, was in dem gedämpften Ton ihrer Stimme klang, als sie die Hoffnung ausdrückte, daß das Unwohlsein sehr, sehr rasch vorübergehen und sie ihre Bewegungsfreiheit bald wiedererlangen werde.

„Der Doktor stellt mir das leider nicht in Aussicht," klagte die Baronin.

„Mein heißester Wunsch ist, daß er sich irrt und daß Ihre reiche Natur seine Vorausfage Lügen straft. Krankheit kommt ja immer ungelegen, aber wohl niemals in solchem Maße wie diesmal."

Frau Abeille machte keine andere Anspielung auf ihre Verabredung. Nur als sie nach ihrem Besuche von gebotener Kürze ging, sagte sie noch: „Werden Sie schnell gesund, teure Prinzessin. Wir haben Sie so nötig!"

Wie lange konnte die Baronin ihr zum großen Teil doch nur diplomatisches Unwohlsein hinausziehen? Sie wollte sich doch nicht dauernd zu Bettruhe oder Zimmerhaft

verurteilen! Sollte sie sich hinter einem allgemeinen, keine Ausnahme zulassenden ärztlichen Verbot längerer Reisen und jeder Aufregung verschanzen? Dann mußte sie, um nicht aus der Rolle zu fallen, wohl auch auf den Theaterbesuch, Diners und Soireen, überhaupt auf alles Gesellschaftsleben verzichten, und das durfte sie nach ihrer Auffassung nicht. In ihrer Bedrängnis verfiel sie zuletzt auf einen Ausweg von unaussprechlicher Niedrigkeit. Sie wollte tatsächlich nach Berlin reisen, sich dort einige Tage lang aufhalten und um eine Audienz bitten. Wurde sie empfangen, so wollte sie ganz allgemein sich und ihren Sohn der kaiserlichen Huld empfehlen und dafür sorgen, daß ihr Empfang in der Presse erwähnt wurde. Gewährte man ihr die Audienz nicht, so änderte das auch nicht viel an der Sache. In beiden Fällen kam sie nach Paris zurück und berichtete betrübt, daß ihre Sendung keinen Erfolg gehabt, daß der Kaiser sie zwar gnädig angehört, sich auch mit Interesse nach Pariser Verhältnissen und Persönlichkeiten erkundigt, jedoch die Zumutung, deutsches Gebiet abzutreten, schroff abgewiesen habe. Sie konnte diese Geschichte voller Sicherheit auftischen. Wer sollte ihr die Lüge nachweisen? General Ménard hatte kein Mittel, festzustellen, daß sie vom Kaiser nicht empfangen wurde, und erlangte sie gar keine Audienz, so war es vollends ausgeschlossen, daß er den wirklichen Gang der Unterhaltung erfuhr. So hatte sie ihr Versprechen förmlich erfüllt, und General Ménard war ihr Schuldner in dem Maße, indem er sich ihr gegenüber verpflichtet hatte.

Die Fürbitte des h. Antonius von Padua, den sie vorzüglich verehrte und dem sie häufige Gaben weihte, oder die besondere Vorsehung der Witwen, namentlich solcher

von Prinzen, an die sie unerschütterlich glaubte, ersparten ihr diesen abscheulichen Betrug. Gerade als sie sich zur Reise rüstete und der tief erstaunten Berta befahl, die Koffer herunterholen zu lassen und für den folgenden Tag zu packen, schlug ein Donnerkeil ein. Die Regierung beschloß, General Ménard zu verhaften, der Beschluß wurde ihm durch einen seiner geheimen Parteigänger in der Staatspolizei schleunig hinterbracht, und er flüchtete sich in einer Verkleidung ungesäumt über die Grenze. Siegfried war es, der seiner Mutter die Abendzeitung mit dem Bericht über Ménards Flucht brachte und sie ihr mit der Frage vor die Augen hielt: „Wie ist es nun mit dem Stern des Generals?" Er sah verwundert, daß sie über die Neuigkeit keineswegs bestürzt schien. Das „Nicht möglich!", womit sie sie aufnahm, klang eher wie ein Jubelruf als wie ein Angstschrei. Sie bat ihn, sofort zu Frau Abeille zu fahren und sich nach Einzelheiten zu erkundigen, Berta aber rief sie vergnügt zu: „Wir brauchen die Koffer nicht. Die Reise unterbleibt."

Sie empfand den Zusammenbruch des Generals Ménard als eine Erlösung aus äußerster Not und stiftete dafür dem h. Antonius von Padua ein Weihgeschenk wie nach einer Lebensrettung. Dabei bewahrte das sonderbar widerspruchsvolle Wesen im Hintergrunde der Seele die Hoffnung, das Schicksal des Generals werde sich doch noch wenden, er werde wiederkommen, von seiner Partei an die Spitze des Staates gestellt werden und dann alles für sie tun, was er ihr versprochen.

Sie war denn auch sofort entschlossen, die Beziehung zu Ménard jetzt, wo sie es ihrer Meinung nach ohne Gefahr tun konnte, sorgsamer als je zu pflegen. Der Juwelier

lieferte endlich die rote Nelke ab, auf die er sie unter beständigem Ächzen über die Unzuverlässigkeit der Arbeiter fast drei Wochen hatte warten lassen, und die Baronin eröffnete Siegfried, daß er nach Gotheim reisen müsse, um das Kleinod dem General persönlich zu überreichen, der in einem Vorort von Thiodvik sein Zelt aufgeschlagen hatte, weit genug von Paris, um außerhalb des Machtbereichs seiner politischen Gegner, nahe genug, um für jeden Zweck zur Hand zur sein.

Es war das erstemal, daß die Baronin ihren Sohn zu einer Sendung benutzte. Sie ließ ihn fühlen, welche wichtige Aufgabe sie ihm anvertraute, und gab ihm genaue Anweisungen. Er sollte den General ihrer unwandelbaren Ergebenheit versichern. Die Verabredung sei zwar infolge der Ungunst der Verhältnisse einstweilen hinfällig geworden, so wie sich aber das Blatt wende und der General wieder im Namen seines Landes sprechen könne, stehe sie ihm nach wie vor zur Verfügung.

Die Barone Dormans wußten von den hochpolitischen Abmachungen zwischen dem General und der Baronin nichts. Aber sie kannten die Beziehungen der beiden zueinander, und sie hatten sich für fanatische Anhänger Ménards erklärt, da sie in ihm den künftigen Cäsar zu wittern glaubten und sich an der Hoffnung berauschten, daß am Tage des Erfolges auch für sie in seinem Vorzimmer ein Plätzchen zu erschleichen sein werde. Die Baronin trug keine Bedenken, vor ihnen von Siegfrieds Reise nach Gotheim und deren eingeständigem Zwecke, der sicheren Bestellung der goldenen Nelke, zu sprechen. Ohne jede Verabredung, aus ihrem unfehlbaren Schmarotzertriebe heraus, fragten beide sofort, wer den Prinzen begleiten werde. Als die Baronin ver-

wundert meinte, auf einer so kurzen Reise sei doch keine Begleitung nötig, da erklärten beide ehrerbietig, doch fest, es sei ganz ausgeschlossen, daß der Prinz allein reise; er begebe sich in einem gewissermaßen amtlichen, zeremoniösen Auftrag zum künftigen Staatsoberhaupte Frankreichs und müsse darum ein wenn auch kleines Gefolge von Kavalieren haben. Komme er als unscheinbarer Bote, so vermindere er sich selbst und drücke den Charakter seiner Sendung unzulässig herab. Deshalb müsse er sie unweigerlich nach Thiodvik mitnehmen.

Diese Auffassung klang zu sehr mit der Empfindung der Baronin zusammen, als daß sie sie hätte abweisen sollen. Aber die Rücksicht auf ihre Lage zwang sie, das eifrige Anerbieten der jungen Leute nur mit einer Einschränkung anzunehmen. Der jüngere Dormans allein, der kleine blonde Guy, sollte sich Siegfried anschließen. Daraufhin erbat er sich ungesäumt, obschon er mit allem freigehalten werden sollte, ein angemessenes Taschengeld für den Aufenthalt in Gotheim, das ihm denn auch von der Baronin mit geheimem Herzleid bewilligt wurde.

Nicoline war überrascht, als Siegfried ihr bei ihrer nächsten Begegnung seine bevorstehende Reise ankündigte. Auch ihr sprach er nur von der goldenen Nelke, die er dem General Ménard persönlich überbringen müsse, weil seine Mutter sie der Post nicht anvertrauen wolle. Er hielt sich für berechtigt, den politischen Teil seiner Sendung zu verschweigen. Er fühlte sich doch nicht so eins mit Nicoline, daß er ihr nichts hätte verheimlichen mögen. Das Versteckenspiel erregte zwar ein leises Unbehagen in ihm, er suchte es aber zu überwinden, indem er sich vorspiegelte, daß er eigentlich aus Rücksicht auf sie schweige, um sie nicht mit

der Mitwissenschaft an dunkeln und gewagten Unternehmungen zu beunruhigen.

Nicoline nahm an der innern Politik Frankreichs keinen Anteil. In den zwei oder drei Pariser Blättern, die sie täglich sah, las sie nur die Tagesneuigkeiten und die Theater- und Kunstnachrichten. Das Übrige überflog sie höchstens. Von der stürmischen Bewegung, die um den General Ménard entstanden war, hatte sie nicht viel gemerkt. Der Mann ließ sie gleichgültig. Seine Flucht nach Gotheim machte auch keinen Eindruck auf sie. Die Reise Siegfrieds betrachtete sie als eine der gewohnten Wichtigtuereien der Baronin und bedauerte nur, daß er sich zu solchen Kindereien gebrauchen lassen müsse. Sie erkundigte sich, wie lange er abwesend sein würde.

„Vielleicht drei oder vier Tage. Es wäre denn, Thiodvik zöge mich derartig an, daß ich einige Tage mehr daran wenden würde, um eins und das andere zu besichtigen. Ich habe so wenig davon sehen können, als ich mit meinem Vater vor fünf Jahren dort war."

Die Antwort verstimmte sie, sie wußte selbst nicht recht, weshalb. Sie ließ indes nichts davon merken. „Viel Glück auf die Reise und unterhalten Sie sich gut. Schicken Sie mir Ansichtskarten und lassen Sie es mich gleich wissen, wenn Sie wieder hier sind."

„Das versteht sich von selbst. Und Sie, Nicoline, werden Sie mir schreiben?"

„Das ist doch nicht der Mühe wert. Und ich habe Ihnen ja auch nichts zu erzählen."

„Doch."

„Was?"

„Ob Sie an mich denken. Ob ich Ihnen fehle."

„Das fällt Ihnen spät ein."

Er wollte mit einer Beteuerung antworten, sie ließ es jedoch nicht dazu kommen. Reisen Sie, Siegfried; der kleine Szenenwechsel wird Ihnen gut tun. Es ist mir nur leid, daß Sie nicht bei unserm Konzert sein werden. Es wäre mir lieb gewesen, Sie bei meinem ersten öffentlichen Auftreten im Saale zu wissen. Aber ich bin nicht abergläubisch."

Frau Conti veranstaltete jährlich einige Male, manchmal angeblich zu einem wohltätigen Zwecke, manchmal ohne diesen Vorwand, Konzerte, um ihre Schülerinnen dem Publikum und der Presse vorzuführen. Sie hatte Nicoline als genügend fortgeschritten erachtet, um ihr zwei Nummern in dem Programm des Konzerts einzuräumen, das in der ersten Maiwoche stattfand.

Siegfried hatte nicht den Antrieb, die Hinausschiebung seiner Reise um einige Tage anzubieten, damit er bei dem Konzert anwesend sein könne. Nicoline hätte das Opfer vermutlich nicht angenommen, aber sie wäre für die Absicht dankbar gewesen. Sie nahm von Siegfried etwas kühl Abschied und dachte, als er sie verlassen hatte und sie die letzten Schritte nach ihrer Pension allein dahinwandelte: „Im Grunde denkt auch er nur an sich, wie sie alle."

In Thiodvik stieg Siegfried mit seinem Begleiter in einem vornehmen Gasthof ab, wo er sich tapfer als Graf von Gleichen einschrieb. Das war nämlich einer der zwanzig oder dreißig Titel des Hauses Löwenstein und von dessen Mitgliedern, wegen einer romantischen Stammsage, die sich an ihn knüpfte, mit Vorliebe gebraucht, wenn sie inkognito reisten. Er handelte so auf Anraten seiner Mutter,

die ihm überhaupt eingeschärft hatte, mit großer Vorsicht aufzutreten.

Er schickte Guy de Dormans zum General Ménard, um ihm zu melden, daß er in Thiodvik sei, ihm von der Prinzessin, seiner Mutter, etwas zu überbringen habe und um Bestimmung einer Empfangszeit bitte. Dormans bekam den General selbst nicht zu sehen. Er sprach nur mit dessen Sekretär, der sich seine Adresse geben ließ und ihm versprach, daß er bald von ihm hören werde, worauf Dormans seinerseits zusagte, daß der Prinz und er sich den ganzen Nachmittag in ihrem Gasthofe zur Verfügung des Generals halten würden. Kurz nach dem Lunch wurde zuerst Dormans, dann von diesem Siegfried an den Fernsprecher gerufen. Der Sekretär nannte sich und fragte, ob er den Prinzen Löwenstein-Franka vor sich habe? Auf die bejahende Antwort entstand eine kurze Pause, dann vernahm Siegfried die Stimme Ménards, der ihm sagte: „Guten Tag, Prinz, es ist von Ihnen und Ihrer Frau Mutter freundlich, daß Sie sich zu mir herüberbemüht haben. Was bringen Sie mir?"

„General, ich würde mich glücklich schätzen, Sie persönlich zu begrüßen. Wann darf ich zu Ihnen kommen?"

„Ich rate Ihnen, nicht zu kommen. Mein Haus steht unter beständiger Überwachung, und jedem Besucher wird ein Spürhund auf die Fährte gesetzt. Es hat keinen Zweck, Sie bloßzustellen. Dagegen sind hier Post und Fernsprecher sicher. Haben Sie mir ein Papier zu übermitteln, so schicken Sie mir es ruhig durch die Post. Ist es eine mündliche Mitteilung, so sprechen Sie unbesorgt."

Es ist kein Papier, General, sondern ein kleines Geschenk meiner Mutter, eine Busennadel von der Form Ihrer

Lieblingsblume, mit einigen eingegrabenen Widmungsworten, ein bescheidenes Unterpfand der treuen Freundschaft meiner Mutter, und ich darf wohl hinzufügen: meiner eigenen Ergebenheit."

„So! Sehr gütig. Besten Dank. Was sonst?"

„Sonst soll ich Ihnen noch im Namen meiner Mutter sagen, wie sehr sie bedaure, daß die überstürzten Ereignisse ihr nicht gestattet haben, in der bewußten Angelegenheit zu handeln —"

„Sie wissen also?" tönte es hastig aus dem Fernsprecher.

„Ich weiß, General; es tut meiner Mutter also sehr leid, daß ihr keine Zeit geblieben ist, der Verabredung gemäß zu handeln, und sie hält sich zu Ihrer Verfügung für den hoffentlich sehr nahen Zeitpunkt, wo Sie für unsere Dienste wieder Verwendung haben werden."

„Ist das alles?"

„Ja — zu bestellen habe ich eigentlich sonst nichts."

Es entstand eine sonderbare Pause, die Siegfried auf die Vermutung brachte, die Verbindung sei abgebrochen. Ehe er jedoch anfragen konnte, hörte er wieder die Stimme des Generals: „Prinz, ich habe in den letzten Tagen viel Verräterei kennen lernen müssen. Ich will annehmen, daß meine Erfahrung mit der Prinzessin nicht in dieses Kapitel gehört."

„General!" rief Siegfried heftig.

„Lassen Sie mich ausreden," scholl es hart zurück. „Sagen Sie Ihrer Frau Mutter, daß ihre Erkrankung ein großes Unglück für uns alle war. Sie hatte es in der Hand, die Ereignisse zu wenden. Sie hat es nicht getan."

„Nicht tun können, General!"

„Sie sagen es Prinz. Gewisse Gelegenheiten, einmal verpaßt, kommen aber nie wieder. Überbringen Sie Ihrer Frau Mutter meine Huldigungen und grüßen Sie mein schönes Frankreich, das Ihnen, dem Fremden, offen ist, während ich, sein treuer Sohn, es einstweilen nicht betreten darf."

„Sie wollen mich also nicht sehen, General?"

„Lieber nicht."

„Und die Busennadel?"

Kleine Pause, dann: „Schicken Sie sie durch die Post oder Ihren Reisebegleiter. Glückliche Reise."

Die Unterredung war zu Ende.

Siegfried trat mit rotem Kopf und fest aufeinandergebissenen Zähnen aus der Zelle, wo sie stattgefunden hatte. Dem mit gespannter Miene auf ihn zueilenden Baron Dormans gab er kurz den Auftrag, mit dem ihm eingehändigten Päckchen zu Ménard zurückzukehren und es ihm oder seinem Sekretär gegen Empfangsbestätigung zu übergeben. Da er keinerlei Erklärung hinzufügte, so erriet Dormans, ohne zu fragen, daß Siegfrieds Sendung gescheitert sei. Seiner Mutter schrieb er: „Liebe Mama, — General Ménard ist ein Schubjack. Er hat sich unter nichtigen Vorwänden geweigert, mich zu empfangen, für dein sinniges Geschenk, das ich ihm von Dormans hinwerfen lasse, kaum gedankt und deutlich zu verstehen gegeben, daß er sich von dir hinters Licht geführt glaubt. Ich hätte eigentlich gute Lust, den Kerl zu fordern, aber damit würde ich ihm zu viel Ehre erweisen, und überdies versteht man in solchen Dingen hier in Gotheim keinen Spaß. Ménard verdient reichlich sein Los. Es ist gut, daß es so gekommen ist. Der Schwindler

hätte uns doch nur in die Nesseln gelegt und uns wohlgemut darin liegen lassen. Hoffentlich befindest du dich wohl. Es küßt dir die Hand dein gehorsamer Sohn Siegfried."

Nicoline schickte er eine Ansichtskarte mit den drei Zeilen: „Liebe N., — Ich denke an Sie, ich denke an unsern Spaziergang, auf den ich heute verzichten muß; auf sehr baldiges Wiedersehen; vergessen Sie nicht ganz Ihren treuen S."

Dormans konnte kaum vor drei Stunden zurück sein. Inzwischen machte Siegfried einen Spaziergang durch die donnernden Straßen von Thiodvik. Er fühlte eine große Leere in sich und eine schmerzliche Zwecklosigkeit seiner Wanderung, seines Aufenthaltes, seiner Reise, und in der Verlängerung dieses drückenden Gefühls auch seines Lebens. Er hatte aufrichtig geglaubt, daß er von Ménard nichts erwarte und nichts erhoffe, und jetzt, da das Luftschloß zusammenbrach, mußte er sich überzeugen, daß er sich mit den Versprechungen des politischen Abenteurers denn doch ein solches erbaut hatte. Es war also nichts mit dem französischen Bündnisse, wie seine Mutter es großartig genannt hatte, mit der Anerkennung durch die französische Regierung, mit der Bedrängung des Großherzogs Hilarius durch die ganze Wucht einer Großmacht. Ein Gold- und Schmelzkleinod, das seine Mutter vermutlich schuldig geblieben war, eine zwecklose Reise, die ihm keine Kurzweil bereitete, das war also das ganze Ergebnis all der wichtigen Geschäftigkeit der letzten Wochen...

Um es gleich vorwegzunehmen: das war und blieb in der Tat das ganze Ergebnis. Denn wenige Wochen später lag General Ménard mit einem Loch in der Brust

auf einem Gartenweg, im Zweikampf erschossen von einem Gatten, dem er das Weib entführt hatte. Bei der Versteigerung seiner Fahrnisse nach seinem Begräbnis in fremder Erde erstand ein Liebhaber die Busennadel der Baronin um weniger als den Metallwert, und die Zeitungen, die ihre Abbildung und Inschrift veröffentlichten, fügten die Frage hinzu: „Welchen Roman schließt dieses Angebinde von zarter Hand mit der geheimnisvoll sentimentalen Widmung der unbekannten Spenderin in sich?"

So sehr Siegfried in seine grauen Gedanken vertieft war, so bemerkte er nach einiger Zeit doch, daß er die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auffallend erregte. Er war es gewohnt, auch in den Pariser Straßen häufig angestarrt zu werden, aber da war es wegen seines Übergardemaßes. Das konnte hier der Grund nicht sein, wo hohe und sehr hohe Gestalten ungleich häufiger waren als in Paris. Viele Leute blieben stehen und sahen ihm nach, Paare flüsterten bei seinem Anblick einander ein rasches Wort zu, manche grüßten ihn mit so sonderbarer Ehrerbietigkeit, daß er den Gruß anfangs nicht auf sich bezog, sondern mit den Augen suchte, wem er wohl gelten mochte. Er konnte indes nicht lange darüber im Zweifel bleiben, daß er gemeint war, und diese Entdeckung brachte ihn in Verwirrung, weil sie ihn vor ein Rätsel stellte. Die Lösung drängte sich ihm plötzlich auf. Er kam an einer Kunsthandlung vorüber, in deren Schaufenster einige große Photographien auslagen, und glaubte in der einen zu seiner lebhaften Überraschung sein eigenes Bildnis zu erkennen. Er blieb stehen und las: „Se. königl. Hoheit der Kronprinz."

Das war es also! Die Leute hielten ihn für ihren

Kronprinzen! Zuerst schmeichelte ihm dies, dann erfüllte es ihn mit neuer Bitterkeit. Er hatte daran bisher nicht gedacht. Jetzt kam es ihm klar zum Bewußtsein: er war wieder einmal, wie in seiner ganzen Jugendzeit bis zur Übersiedelung nach Paris, in einem Lande, über das die Seinigen herrschten, er war ein Mitglied der hier regierenden Familie und irrte in der Hauptstadt ihres Reiches wie ein namenloser Ausgestoßener umher, von Vorübergehenden mit Grüßen geehrt, die er als ironisch empfand und über die sie sich selber ärgern mußten, wenn sie ihres Irrtums irre wurden.

Dem Geranke seiner Vorstellungen folgend, gelangte Siegfried plötzlich zu einem Einfall: warum sollte er der Königin nicht seine Aufwartung machen? Sie selbst hatte vor Jahren seinen Besuch gewünscht, sie war sehr gnädig gegen ihn gewesen, ihre Gefühle hatten sich vielleicht nicht geändert. So ließ sich der abgerissene Faden zwischen ihm und der Familie möglicherweise, und gerade an einer der wichtigsten Stellen, wieder anknüpfen, und er hatte endlich selbst etwas für sich und seine Zukunft getan.

Er rief ohne Zögern eine Droschke an und warf dem Kutscher das Wort zu: „Zum königlichen Palast." Unterwegs fragte er sich aber fortwährend: Was werde ich der Königin sagen? Und da kam ihm ein sonderbarer Gedanke. Er suchte sich ganz in die Seele Nicolines hineinzufinden und nahm sich vor, der Königin gegenüber sich in seinen Ansprachen und Antworten genau so zu verhalten, wie Nicoline es in der gegebenen Lage nach seiner Kenntnis ihres Wesens tun würde. Er hatte das sichere Gefühl, auf diese Weise das Richtige zu treffen.

Als er vor dem Haupttor des Palastes ausstieg, bemerkte

er sofort, daß die Fahne nicht aufgezogen war. Gleichwohl trat er in die Wohnung des Kastellans ein, die sich in die Säulenhalle rechts vom Eingang öffnete, und fragte unbefangen: „Majestät ist wohl nicht in der Stadt?"

„Nein, Euer Hoheit," erwiderte der Mann im goldbetreßten Rotrock aufspringend mit tiefer Ehrerbietigkeit, „Majestät sind schon seit acht Tagen im Schloß Stormby."

Der Kastellan zweifelte keinen Augenblick, einen der festländischen Verwandten seiner Herrscherin vor sich zu haben.

„Der Hofmarschall ist im Palast. Befehlen Hoheit zu Sr. Exzellenz geführt zu werden?"

„Danke. Unnötig," erwiderte Siegfried, dem seine mangelhafte Kenntnis der Landessprache einen stolzen Lakonismus vorschrieb, und entfernte sich, sehr zufrieden mit dem Eindruck, den er auf den Beamten gemacht.

Schloß Stormby lag eine Bahnstunde von Thiodvik. Siegfried hielt es für untunlich, die Fahrt noch denselben Nachmittag zu unternehmen. Ungeachtet der ziemlich großen Entfernung begab er sich zu Fuße in seinen Gasthof und nahm unterwegs schon ohne Verlegenheit, ja wie etwas Selbstverständliches und ihm Gebührendes, die vielfachen Ehrenbezeigungen der Schutzleute, Soldaten und sonstigen Vorübergehenden entgegen.

Guy de Dormans wartete bereits im Gasthof auf ihn. Er hatte den General Ménard gesehen und ihm selbst die goldene Nelke übergeben. Der General hatte das Kleinod nach flüchtigster Betrachtung auf seinen Schreibtisch gelegt, ihn obenhin nach der Gesundheit der Prinzessin und des Prinzen Siegfried, nach seinem eigenen Namen und seinen Verhältnissen befragt und ihn mit einem Gruß an beide entlassen.

Siegfried hörte den Bericht zerstreut an. Ménard war für ihn abgetan, seine Sendung unerheblich, er lebte jetzt nur in der Erwartung seines Erscheinens vor der Königin. „Wir bleiben einstweilen hier," begnügte er sich seinen Begleiter zu bescheiden, der ihm hocherfreut sofort ein Vergnügungsprogramm für den Abend und den folgenden Tag unterbreitete. Es wurde mit Kürzungen genehmigt.

Am folgenden Tage fuhr Siegfried nach Stormby. Vor dem Haupttor des Schlosses stand ein Doppelposten. Als die Schildwachen des jungen Mannes ansichtig wurden, stutzten sie und präsentierten dann das Gewehr. Siegfried schritt mit leichtem Gruß an ihnen vorbei durch den großen Ehrenhof zur Freitreppe vor dem Mittelpavillon, wo ihm ein Beamter entgegentrat, der ihn scharf musterte und dann mit abgezogenem Hut auf eine Ansprache wartete.

„Majestät hier?" fragte Siegfried.

„Nein. Die allerhöchsten Herrschaften kreuzen seit vorgestern in ihrer Jacht vor den Inseln. Wir erwarten sie erst morgen abend zurück."

„Dr. Pelgram?"

„Ist mit."

Da Siegfried schwieg, fügte der Beamte nach kurzer Erwartung die Frage hinzu: „Darf ich wissen, mit wem ich die Ehre habe?"

Siegfried tat, als hätte er nicht gehört, nickte leicht und ging, den Mittelbau, die beiden Seitenflügel und das vergoldete Gitter der Portalseite mit einem langen Blicke umspannend. Er erinnerte sich des Bildes genau und lebte wieder die verwirrenden, aus Stolz und Demütigung gemischten Eindrücke, die er hier im Pagenalter empfangen. Er war von seinen nächsten Absichten so voll, daß er

sich nicht enthalten konnte, Dormans gegenüber zu äußern, er wolle der Königin einen Besuch abstatten, sie sei jedoch zur Zeit auf See, und er werde sie erst übermorgen sehen können. Das machte auf seinen Begleiter einen solchen Eindruck, daß er seinerseits nicht imstande war, das ihn überkommende Gefühl von Wichtigkeit zu zügeln, und im Gasthof zu schwatzen begann. Siegfried merkte die Änderung im Benehmen der Dienerschaft und der Mitgäste gegen ihn, hielt sie jedoch ebenfalls für eine Wirkung seiner Familienähnlichkeit.

Zwei Tage schwinden in Thiodvik rasch hin, auch wenn man auf ein Kommendes sehr gespannt ist. Siegfried gelangte kaum dazu, seiner Mutter einige nichtssagende Zeilen und Nicoline einen einsilbigen Gruß zu schicken. Am dritten Tage war er wieder in Stormby. Diesmal wehte das Königsbanner über dem Mittelpavillon, im weiten Hofe herrschte reges Leben von hin und her gehenden Beamten und Dienern, und Siegfried wurde schon am Eingang von einem uniformierten Manne nach seinem Begehren gefragt. Er wünsche Dr. Pelgram zu sprechen, sagte Siegfried. Dr. Pelgram war der deutsche Sekretär und Bibliothekar der Königin, bei der er persönlich eine Vertrauensstellung einnahm, die weit über das durch sein Amt bedingte Verhältnis hinausging. Er war der Bruder von Siegfrieds langjährigem Erzieher und Lehrer, und ihm fühlte er sich hier am nächsten.

„Wollen Sie mir Ihre Karte geben?" fragte der Mann in Uniform.

Siegfried griff nach der Brusttasche, bekam jedoch plötzlich einen roten Kopf, ließ die Hand sinken und sagte: „Haben Sie ein Stück Papier und Bleistift oder Feder?"

Der Beamte ging ihm schweigend voran nach einer Stube im rechten Seitenflügel, ließ ihn eintreten und reichte ihm das Verlangte. Siegfried schrieb „Baron von Gronendal" und übergab den Zettel. Der Beamte warf einen raschen Blick darauf und bemerkte, mit einem Male viel strammer in Haltung und Ton: „Wollen Sie hier warten."

Es dauerte reichlich eine Viertelstunde, bis er wiederkam und Siegfried mit einem wortlosen Wink aufforderte, ihm zu folgen. Er führte ihn die Freitreppe hinauf in die große Vorhalle, die von einem Dutzend Diener, zwei oder drei Beamten und einer Anzahl Garde-Unteroffiziere und Soldaten gefüllt war, unter denen sein Erscheinen verhaltenes, doch unverkennbares Aufsehen erregte. Alle verblüffte offenbar seine Ähnlichkeit mit ihrem Prinzen, aber alle schlossen aus dem Verhalten seines Führers, daß er nicht sein könne, was er schien.

Er wurde mit der Weisung: „Zu Dr. Pelgram!" einem Lakaien überantwortet, der ihn über Treppen, durch Gänge und Säle an eine kleine Tür führte, sie vor ihm öffnete und hinter ihm schloß.

Siegfried stand in einem mäßig großen, streng eingerichteten Raum, dessen zwei hohe Fenster auf einen unabsehbar tiefen Park gingen. Hinter einem gewaltigen, mit Büchern und Papieren bedeckten Schreibtisch erhob sich ein mittelgroßer, dünner Mann, glatt rasiert, sorgsam gescheitelt, in schwarzem Leibrock und mit weißer Halsbinde, und ging dem Eintretenden gemessenen Schrittes entgegen.

„Das ist ja eine richtige Überraschung," sagte er, Siegfried ohne Verbeugung die Hand reichend und mit ruhiger, nicht um einen Halbton gehobener Stimme, „treten Sie näher, lieber Baron Gronendal, nehmen Sie Platz."

Als beide sich gesetzt hatten, fuhr er fort: „Nun, wie geht es Ihnen, lieber Herr von Gronendal?"

„Danke, ganz gut. Und Ihnen, Herr Doktor?"

„Viel Arbeit, wenig Erholung — nun, das alte Lied. Sind Sie lange nicht in Franka gewesen?"

„Hm. So, so. Und — was verschafft mir das Vergnügen?"

„Finden Sie es nicht natürlich, daß ich Sie aufsuche, da ich eben in Thiodvik bin?"

„Ah — so! Allerdings. Sind Sie schon lange in Thiodvik?"

„Seit einigen Tagen."

„So! So, so!"

Pause, die sich verlängerte und anfing, peinlich zu werden. Siegfried mußte sich zu einem Vorstoß entschließen.

„Wie geht es der Königin?"

Dr. Pelgram warf Siegfried einen raschen Blick aus seinen durchdringenden grauen Augen zu und wandte diese dann wieder ab. „Ihre Majestät befinden sich ganz wohl, von ihren zeitweiligen rheumatischen Schmerzen abgesehen."

„Wissen Sie, Herr Doktor, ich möchte sie nämlich gern sehen."

„So—o—o!"

„Und wollte Sie bitten, mir eine Audienz zu vermitteln."

„Ich?" rief Dr. Pelgram zum ersten Male sehr lebhaft und fuhr in seinem Lehnstuhl zurück. „Wie stellen Sie sich denn das vor, mein lieber Baron Gronendal? Sie kennen doch das Hofleben zu genau, um ernstlich glauben zu können, daß ich mir herausnehmen darf, Ihrer Majestät Besuche

anzumelden! Um eine Audienz wirbt man im Instanzenweg."

„Man; ich bin doch wohl nicht man. Sie vergessen, daß ich die Ehre habe, von Ihrer Majestät gekannt zu sein, daß ich ihr Gast war, daß ich ihr naher Verwandter bin."

„Das ist alles ganz schön und gut. Aber es fällt nicht unter meine Zuständigkeit, an die ich mich streng halten muß."

Da Siegfried stumm blieb und die Augen niederschlug, fügte Dr. Pelgram, sich erhebend, hinzu: „Und nun verzeihen Sie, Herr von Gronendal. Ich habe Sie selbstverständlich sofort annehmen wollen, aber um halb Zwölf bin ich zum Vortrag bei Ihrer Majestät befohlen, und Sie begreifen, daß ich Ihre Majestät nicht warten lassen darf."

Siegfried befragte rasch seine Uhr und überzeugte sich, daß es noch nicht ängstlich war. Er erhob sich ebenfalls. „Ich danke Ihnen, daß Sie mich empfangen haben, obschon Ihre Zeit gemessen ist. Ich möchte Sie nur noch eins fragen. Dürfen und wollen Sie mir sagen, wie hier die Stimmung gegen mich ist, und auf welche Aufnahme ich hoffen darf?"

Die Frage wurde so gerade und treuherzig gestellt, daß sie Dr. Pelgrams Diplomatie überwand.

„Sie wollen die Wahrheit wissen? Dann will ich sie Ihnen nicht vorenthalten." Sein Ton klang weit herzlicher als alle die Zeit her. „Bemühen Sie sich nicht erst um eine Audienz, sie wird Ihnen bestimmt nicht gewährt werden. Man hat an allerhöchster Stelle noch immer viel für Sie übrig, aber die Haltung Ihrer Frau Mutter hat einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht, und man hält auch Sie dafür ein wenig verantwortlich. Denn Sie sind großjährig und

hätten irgendwie erkennen lassen sollen, daß Sie die befremdlichen Ansichten Ihrer Frau Mutter nicht teilen."

An Siegfrieds Stirn schwoll die Ader, und er erwiderte heftiger, als er sich bewußt war: „Ich teile sie aber durchaus und sehe nicht, was an ihnen befremdlich ist."

„Sie haben nicht nach meiner Ansicht gefragt," sagte Dr. Pelgram und sein Ton wurde wieder eisig, „sondern nach der von maßgebenden Stellen. Ich habe mich hinreißen lassen, Ihnen mit schwerer Verletzung meiner ursprünglichsten Amtspflichten zu antworten, weil ich an dem Schüler meines Bruders, den ich von Kind auf kenne, menschlichen Anteil nehme. Erörterungen über weitaussehende Fragen würden uferlos sein. Ich kann mich darauf nicht einlassen. Entschuldigen Sie nochmals — königlicher Dienst —"

Siegfried war wieder ruhig und traurig geworden. „Haben Sie mir nichts mehr zu sagen? Gar nichts mehr? Ich reise nämlich und werde Sie wohl nicht wieder sehen."

Dr. Pelgram blickte ihn lange an. Dann reichte er ihm die Hand und sagte: „Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie gut beraten werden mögen. Sie haben alles, was zum Glück nötig ist, und sind auf dem Wege, es zu verscherzen. Kehren Sie um. Es ist gerade noch Zeit. Das ist die Mahnung eines Wohlgesinnten, ich darf wohl sagen: eines Freundes." Er trat einen Schritt zur Tür und öffnete sie. Siegfried drückte ihm stumm die Hand, neigte den Kopf und ging.

Diesmal kümmerte sich niemand um ihn, und er hatte allein den Ausgang zu finden. Er verirrte sich einige Male in den vielverschlungenen Gängen, ehe ein Diener sich seiner annahm und ihn hinausführte. Die Gardeposten an den

Türen, die Kammerherren und Adjutanten in den Sälen, die Dienerschaft in den Gängen brachten ihm fortwährend zum Bewußtsein, welche Gewalten ihn von dem innern Kreis ausschlossen. Und sein Platz war doch darin — sein Recht dazu war doch auf sein Gesicht geschrieben — und er wollte doch hineingelangen. Jetzt aber ging er fremd und verachtet von dannen, und er dachte mit Bitterkeit: „Es bedarf nur einer Umwälzung und alle diese Garden wenden ihre Bajonette gegen euch. Dann drückt ihr euch in diesen Gängen die Wände entlang, wie ich es jetzt tun muß. Ihr Göttergleichen würdet eigentlich verdienen, daß man euch behandelt wie euer eigen Fleisch und Blut."

In seiner tiefen Verstimmung empfand er das Bedürfnis, allein zu sein. Er aß in einer sehr bescheidenen Wirtschaft, die er in der Nähe des Bahnhofs von Sormby fand, zu Mittag, schlenderte noch eine Weile am Stromufer hin, nahm nach einiger Zeit einen Bummelzug nach Thiodvik und kam spät am Nachmittag in seinen Gasthof zurück.

Guy de Dormans erschien erst nach anderthalb Stunden, eben zur Essenszeit. „Ah!" rief er, als er in Siegfrieds Zimmer eintrat; „die Königin hat Sie wohl zur Tafel gezogen? Das dachte ich mir gleich, als Sie um ein Uhr nicht da waren. Nun, Prinz, wie ist es gewesen?"

„Dormans, wir reisen heute abend nach Paris zurück, verlangen Sie die Rechnung," war Siegfrieds trockene Antwort.

Dormans verneigte sich etwas überrascht und klingelte dem Kellner, der auf den ihm erteilten Befehl mit dem beruflichen „Gleich!" antwortete und sich wohl eine Viertel-

stunde nicht wieder blicken ließ, während welcher Zeit Siegfried einen wiederholten schüchternen Ausholungsversuch Dormans mit einem recht unwirschen: „Lassen Sie mich jetzt zufrieden!" zurückwies. Es mußte nochmals geklingelt und schroff auf dem Verlangen bestanden werden, damit endlich ein anderer Angestellter mit der Rechnung erscheine.

Ein Schatten flog über Siegfrieds Gesicht, als Dormans ihm das Papier überreichte, das er von der Platte genommen. Nachdem der Bringer sich entfernt hatte, sagte Siegfried: „Das sind ja Beutelschneider!"

Dormans sah nun ebenfalls die Ziffern an und murmelte: „In der Tat — es ist hier nicht billig —"

„Der Preistarif hängt doch in den Zimmern aus — die Zahlen stimmen nicht. Wollen Sie sich nicht auf dem Bureau beschweren?"

Dormans räusperte sich verlegen. „Hm. Das scheint mir schwer. Die Leute haben offenbar Ihr Inkognito durchschaut. Rang verpflichtet."

Eigentlich hätte Siegfried auflachen mögen. Er genoß also alle Vorteile seiner fürstlichen Stellung, auch ohne daß sie amtlich anerkannt war! Sein Unmut war aber stärker als sein Galgenhumor. „Ich fürchte, ich habe gar nicht so viel mit. Vielleicht können Sie —"

„Ach nein, Prinz," fiel ihm Dormans lebhaft ins Wort. „Ich war heute selbst schon in Verlegenheit und gedachte, Sie zu bitten —"

„Nun, dann sind wir ja in einer sehr angenehmen Lage," murmelte Siegfried und unterzog den Inhalt seines Geldtäschchens einer raschen Durchsicht, die recht unbefriedigend war. „Ich habe keine Wahl, als nach Paris zu schreiben und die Antwort hier abzuwarten."

„Wir reisen also nicht?"
„Natürlich nicht."
„Speisen wir hier, Prinz?"
„Ja."

Dormans ging auf seine Stube, um sich zum Essen anzukleiden, während Siegfried sich hinsetzte und seiner Mutter schrieb, sie solle ihm unverzüglich noch 500 Fr. schicken, da die mitgenommenen 1000 zur Bezahlung der unverschämten Gasthofrechnung nicht langten.

Dormans glaubte, noch immer Maître de Plaisir-Pflichten erfüllen zu müssen, und schlug für diesen Abend Opern- und Musikhallen-Besuch, für den folgenden Tag einen Ausflug zu einem berühmten Rennen vor, Siegfried lehnte aber so übellaunig ab, daß der junge Mann bei all seiner Schmarotzertüchtigkeit nicht den Mut fand, auf einem Taschengeld-Nachschuß zu bestehen.

Siegfried drückte sich die beiden folgenden Tage allein im Gotischen Museum, in der Nationalgalerie und im Zoologischen Garten herum, das Sehenswürdige, das ihn umgab, wenig beachtend, weil er meist in selbstquälerisches Sinnen tief versunken war. Er war mit sich schmerzlich unzufrieden. Daß ihn Ménard nicht empfangen, ließ er sich wenig anfechten, obschon es, ihm unbewußt, denn doch einen Stachel zurückgelassen. Dagegen machte er sich Vorwürfe, daß er sich so leicht von Pelgram hatte entmutigen lassen. Weshalb hatte er seinen Plan nicht verfolgt? Weshalb war er nicht ruhig zum Kammerherrn oder Adjutanten vom Dienst gegangen und hatte sich der Königin anmelden lassen? Das hätte Nicoline in seinem Falle sicher getan. Er hielt nicht durch. Auf halbem Wege versagte ihm die Kraft. Er mußte sich Ausdauer anerziehen.

Andernfalls konnte er ebensogut gleich auf alles verzichten und sich schlapp und feig unterwerfen. . .

Endlich traf der Geldbrief seiner Mutter ein. Das Begleitschreiben lautete:

„Lieber Siegfried, — Anbei die 500 Fr. Nun komme aber sofort zurück. Ich habe nichts dagegen, daß du dich amüsierst. Einige Rücksicht auf unsere Verhältnisse hätte ich jedoch von einem jungen Manne deines Alters wohl erwarten dürfen. Deine sehr leidende Mutter.

„Nachschrift. Um das Geld aufzutreiben, mußte Berta mein Topasarmband versetzen."

Siegfried kam spät abends in Paris an. Die Baronin war allein und hatte mit dem Essen auf ihn gewartet. Nach der kühlen Begrüßung erstattete er bei Tische den Bericht über seine Sendung. Seine Mutter begnügte sich, mit einem Seufzer zu bemerken: „Der General ist verbittert. Er würdigt die Opfer nicht, die wir für ihn gebracht haben. Undank ist ja übrigens ein stehender Zug dieser Cäsarennaturen."

Nach einigem Zögern und innerm Widerstand erzählte Siegfried dann auch, daß er bei Dr. Pelgram gewesen.

Die Baronin horchte auf. „Wie ist dir das eingefallen?"

„Ich hoffte, durch ihn zur Königin zu gelangen."

Die Baronin schüttelte den Kopf. „Siegfried, Siegfried, wie kannst du nur solche Dummheiten machen."

„Ich dachte, unsere Sache zu fördern."

„Du dachtest. Das ist es ja eben. Du sollst nichts denken. Denn es ist immer Unsinn. Du sollst mich machen lassen oder wenigstens vorher fragen, wenn du deinen Tatendrang nicht zügeln kannst. Pelgram ist ein Schleicher und

Kriecher. Er ist das Werkzeug des Großherzogs und purrt der Königin die Ohren gegen uns voll. Er war der letzte, an den du dich wenden durftest."

Siegfried war wieder in sich zurückgescheucht und hatte seiner Mutter nichts mehr zu sagen.

Nach Tische ging er noch aus. Es drängte ihn, Nicoline womöglich noch denselben Abend zu sehen. Er fühlte sich gegen sie mannigfach schuldig. Ihr Bild war in diesen letzten Tagen doch stark in seinem Denken zurückgetreten. Er hatte auch nicht einmal sein Versprechen, täglich zu schreiben, gehalten. Und er hatte ihr aus Thiodvik nichts mitgebracht, nicht das kleinste Andenken, das ihr greifbar bewies, daß sie ihm während der Trennung gegenwärtig geblieben war. Er wagte indes nicht, in ihre Pension zu gehen, da sie ihn dazu nicht wieder ausdrücklich ermächtigt hatte, und er begnügte sich, nach einer auf gut Glück versuchten, doch ergebnislosen Fensterpromenade, ihr zu schreiben, er sei zurückgekommen, höchst ungeduldig, sie zu sehen, und hoffe, sie werde morgen nachmittag, so früh wie möglich, an den gewohnten Treffort kommen.

Sie kam. Er drückte ihr rasch einen Kuß auf die Hand und seine Lippen bebten dabei ein wenig. Sie zog die Hand zurück und sagte mit einem leisen Vorwurf im Ton: „Endlich! Sie sind nicht vier Tage weggeblieben, sondern acht!"

„Ja, Nicoline, es hat sich allerlei Unvorhergesehenes ereignet, was mich in Thiodvik zurückhielt."

„So! Ich fürchte, es sind Briefe von Ihnen verloren gegangen. Oder nicht?"

„Ich habe dreimal geschrieben," erwiderte Siegfried kleinlaut.

„Dann habe ich allerdings alles erhalten. Aber da ich zuletzt drei Tage ohne ein Lebenszeichen von Ihnen war, wurde ich besorgt und dachte, es wäre Ihnen oder Ihrer Korrespondenz etwas zugestoßen."

„Nein — ich war nur — man ist immer unterwegs — man kommt nicht recht dazu —"

„Entschuldigen Sie sich nicht. Sie haben Wichtigeres zu tun gehabt. Staatsgeschäfte gehen vor. Das ist selbstverständlich."

„Nicoline! Spotten Sie?"

„Spotten? Ich dachte, Sie wären deshalb nach Thiodvik gegangen?"

„Das Wort ist zu groß für den Auftrag, den ich für meine Mutter ausführte. Und was ich sonst noch tat, das hat überhaupt nichts mit Politik zu tun. Ich habe in meinen Angelegenheiten tätig sein wollen."

„In Thiodvik?"

„Ja. Ich wollte die Königin besuchen. Sie wissen, daß sie die Kusine meines Vaters ist. Sie war mit ihm sehr befreundet und hatte auch für mich viel Wohlwollen."

„Nun? Wie hat sie Sie aufgenommen?"

„Ich habe sie nicht gesehen."

„Warum?"

„Ich war zuerst bei ihrem deutschen Sekretär, dem Bruder meines Erziehers, einem alten, guten Bekannten, und der hat mir den Schritt dringend widerraten."

„Sie hätten nicht auf ihn hören sollen."

„Er gab mir gute Gründe. Es scheint, daß die Königin gegen uns aufgebracht ist."

„Ich hätte mich an Ihrer Stelle mit Zwischenträgereien nicht begnügt."

„Ja. Ich habe mich vielleicht zu früh entmutigen lassen. Aber was wollen Sie — wenn man ganz auf sich allein angewiesen ist und seinen Weg unsicher tasten muß —"

„Nun, machen Sie sich deshalb keinen Kummer. Ich glaube nicht, daß Sie viel verloren haben. Ich sehe nicht recht, was die Königin von Gotheim für Sie tun kann."

„Wie? Das sehen Sie nicht? Großherzog Hilarius sieht zu seiner Schwägerin auf. Sie ist das einzige Menschenwesen, das sein Hochmut als über ihm stehend anerkennt. Wenn die Königin ihm ein Wort zu unseren Gunsten sagt, so erkennt er mich als seinen Neffen an und bestimmt den Wiener Onkel, mir wenigstens die Apanage meines Vaters zu lassen. Und bei der Königin darf ich auf Gerechtigkeit und Gnade rechnen. Sie ist über den Ebenbürtigkeitsunsinn hinaus. Sie hat ihre Lieblingstochter mit einem Mann verheiratet, der nicht von königlichem Geblüt ist."

„Ja, wenn Sie das alles wissen, dann hätten Sie eben Ihre Absicht ausführen und die Königin sehen sollen."

Er senkte den Kopf und schwieg. Sie gingen eine Weile den Boulevard Haußmann entlang stumm nebeneinander her.

„Sie haben mich noch nicht gefragt, wie es mir immer gegangen ist?" begann endlich Nicoline wieder.

„Warum haben Sie mir nicht ein einzigesmal geschrieben?"

„Im Grunde weiß ich es selbst nicht. Vielleicht, weil ich nicht recht wußte, wie ich an Sie schreiben sollte. Und dann dachte ich, Sie würden nur drei Tage abwesend sein. Und als es länger dauerte und ich nichts mehr von Ihnen hörte, wußte ich nicht, was aus Ihnen geworden war."

„Ein Wort von Ihnen hätte mir drüben so wohl getan!"

„Haben Sie nichts von mir gehört?"

„Wie sollte ich? Von wem?"

„Haben Sie keine Pariser Zeitungen gelesen? Den Figaro?"

„Nein."

„Und die Thiodviker Blätter?"

„Doch."

„Und da haben Sie nichts über mich gefunden?"

„Über Sie?"

„Ich danke Ihnen für die Lektion von Bescheidenheit, die Sie mir in diesem Augenblick erteilen. Da sehe ich, was Ruhm ist, gleich beim ersten Trunk, der mir zu Kopfe steigen wollte. Alle Zeitungen waren voll von mir, ich bildete mir zwei Tage lang ein, die ganze Welt beschäftige sich mit mir allein, und Sie wissen kein Wort von alledem und haben nicht einmal meinen Namen ein einzigesmal gesehen. Das ist eine heilsame Erfahrung."

„Ich verstehe nicht — Sie müssen verzeihen — ich habe die Blätter so flüchtig angeschaut — aber was war es?"

Sie lächelte und schwieg.

„Wie kommen die Blätter dazu, sich mit Ihnen zu beschäftigen? Es kann doch nicht etwa der Strolch — nein, Sie erzählen es ja lächelnd. Was war es?"

„Das Konzert haben Sie wohl ganz vergessen?"

„Das Konzert! Ach so — richtig! Da haben Sie gesungen —"

„Jawohl. Da habe ich gesungen. Und Seine Hoheit Prinz Siegfried ist nicht dabei gewesen. Und es war ein Triumph, der einem jungen Ding wohl ein wenig den Kopf verdrehen kann. Der Saal war gesteckt voll. Das beste Publikum von Paris, das kunstverständigste. Und die

Leute waren wie verrückt. Als ich meine erste Nummer sang, Cette nuit j'ai revu le palais de mon père, aus Glucks Orphée, da ging eine Bewegung durch den Saal — eine Überraschung — ein Gemurmel, dann ein Beifall, wie ich ihn bei einer solchen Gesellschaft von Poseuren gar nicht für möglich gehalten hätte. Ich war aber auch wirklich sehr gut bei Stimme und fabelhaft frech. Nicht im geringsten befangen. Ich kam mir nämlich wie inkognito vor. Es kannte mich ja niemand! Und es hing ja auch nichts daran. So glaubte ich wenigstens und erfuhr erst nachträglich, daß das ein Irrtum war. Gott sei Dank! Denn wenn ich es gewußt hätte, so hätte es mir Lampenfieber gegeben. Dann kam ich erst wieder ganz am Schluß der zweiten Abteilung an die Reihe. Die gute Frau Conti hatte mir pour la bonne bouche aufgespart. Es war die Sterbearie aus Othello. Frau Conti will von Wagner nichts wissen. Mit den Klassikern und Italienern hört für sie die Musik auf. Als ich auftrat, entstand Totenstille, dann gab es eine doppelte Beifallssalve. Das war sonst in dem Konzert kein einziges Mal vorgekommen. Nachdem ich geendet hatte, rührte sich niemand vom Fleck und alles schrie: bis! bis! und wollte sich durchaus nicht beruhigen. Frau Conti ist in diesen Dingen unerschütterlich. Sie gestattet grundsätzlich keine Wiederholung. Aber da half nichts. ‚Die Leute haben an Ihnen einen Affen gegessen,' sagte sie halb ärgerlich, halb glücklich, ‚nun, gehen Sie in Gottes Namen hinaus, damit wir Ruhe haben. Aber nicht mehr Othello. Ich will kein Bis. Singen Sie die Arie der Königin der Nacht.' Das tat ich. Mit welchem Erfolge, das können Sie sich einfach nicht vorstellen. Dann kamen protzige Amerikanerinnen und verlangten meine Be-

kanntschaft zu machen und überschütteten mich mit den übertriebensten Komplimenten. Neue Patti — neue Jenny Lind — das war eigentlich noch das schwächste. Und nach den Damen drängten sich Berichterstatter heran, auch Ihr Freund Coppée, der mich als alte Bekannte in Anspruch nahm, und da prasselten Fragen auf mich nieder, und meine Antworten, wenn ich überhaupt antwortete, wurden notiert, aber Frau Conti breitete wie eine Gluckhenne die Flügel über mich und rief: ‚Kein Interview! Kein Interview!' und jagte das Rudel von mir weg."

In scheinbar unerschöpflichem Strome sprudelten ihr die Worte von den Lippen und ihre leuchtenden Augen, ihre glückstrahlende Miene, ihr lächelnder Mund zeigten genugsam, daß sie in der Erinnerung schwelgte.

„Frau Conti ist überhaupt ein rührender Mensch," fuhr sie fort. „Ich schrieb meiner Mutter natürlich noch denselben Abend, und vorgestern antwortete sie mir, sie hätte meinen Bericht vielleicht für übertrieben gehalten, aber Frau Conti hätte alles bestätigt und so weiter. Denken Sie sich: sie hat meiner Mutter geschrieben, ohne mir ein Wort zu sagen. Das geht doch weit über das banale Interesse hinaus, das man von seiner Lehrerin erwarten darf. Am folgenden Tag empfing mich die Klasse mit Händeklatschen und überreichte mir einen Kranz — wenn Rivalinnen so etwas tun, das ist doch etwas, nicht? Und Frau Conti gab mir eine Fuhre Zeitungen und sagte, immer vor den anderen: ‚Eigentlich sollte ich das Zeug vor dir verstecken, aber du bekommst es ja doch zu sehen. Lies es also meinethalben, aber laß es dir nicht zu Kopf steigen. Es ist Unsinn. Die Reporter verstehen nichts von der Kunst. Deine Fratze hat es ihnen angetan und nun schwatzen sie in den

hellen Tag hinein. Es wäre schlimm, wenn du ihnen glauben würdest. Du bist noch nicht fertig. Du hast noch viel zu lernen.' Die gute Frau Conti! Als ob ich das nicht wüßte. Es sind auch schon Briefe gekommen, wo man mich für Soireen engagieren wollte. Aber davon will Frau Conti nichts wissen. Ich auch nicht. Man hat meine Photographie verlangt, um sie zu veröffentlichen. Die Diesaer Zeitungen haben die Pariser Berichte übernommen, und unser ‚Anzeiger' spricht die Hoffnung aus, daß unsere Intendanz sich den aufgehenden Stern nicht entgehen lassen werde. Darüber habe ich herzlich lachen müssen. Die wackeren Diesaer denken wohl, daß sie kostenlos zu einem erblichen Nießbrauch an uns berechtigt sind. Die Mutter hat sich ausnützen lassen. Das genügt. Die Tochter faßt es anders an. Übrigens scheint es außer unserer Intendanz auch noch andere Leute zu geben, die sich den aufgehenden Stern nicht entgehen lassen wollen. Sie werden es nicht glauben — gestern ist wirklich und wahrhaftig ein Impresario bei mir gewesen, ein Impresario von Fleisch und Blut, der mir einen Vertrag anbot, auf viele Jahre, auf Lebenszeit, wenn ich wollte — der Mann war nicht vertrauenerweckend; es hat mich auch gegen ihn eingenommen, daß er mich gegen Frau Conti aufzuhetzen suchte; er war zuerst bei ihr gewesen, sie hatte ihn aber schroff abgewiesen, erzählte er und gab zu verstehen, sie hätte es getan, weil sie mich selbst als ihre Leibeigene zu behalten gedenke — solcher Blödsinn! Ich würde mich ja auch niemals auf etwas einlassen, ohne Frau Conti und meine Mutter zu fragen. Es hat mir aber doch Spaß gemacht. Der erste Antrag! Ich habe dem Mann gesagt, er solle mir den Vertragsentwurf lassen. Ich werde ihm nicht antworten und

ihn nicht mehr empfangen. Aber das Papier behalte ich als Andenken. Es ist immerhin eine Landmarke in meinem Leben. Sind Sie nicht neugierig, es zu lesen?"

„Eh — was — wie meinen Sie?" fragte Siegfried, aus seinen Gedanken auffahrend.

„Ich schwatze, ich schwatze, und Sie hören mir gar nicht zu," schmollte Nicoline und machte ein Trutzmäulchen.

„Doch, Nicoline, doch," verwahrte er sich lau. Sie hatte aber recht. Die Einzelheiten ihres Berichts hatten keinen Reiz für ihn. Sie waren an ihm abgeglitten. Aus dem Ganzen hatte er nur den Eindruck gewonnen, daß sie von sich und einem Erlebnis voll war, das er als nichtig schätzte. Er hatte augenscheinlich alle die Tage her keinen Platz in ihrem Denken gehabt. Das demütigte und kränkte ihn, und sein verletztes Selbstgefühl rächte sich unedel durch Geringschätzung der Interessen, die jetzt das junge Mädchen ausfüllten. „Pah!" dachte er; „Kulissenklatsch — Theatersorgen — Komödianteneitelkeit — schon jetzt! Das bewegt sich doch eigentlich alles tief unter dem Plan, auf dem ich stehe!"

Er wußte nicht, wie hochmütig er aussah, als diese Gedanken ihm durch den Kopf gingen. Nicoline schien sie mit ihrer Feinfühligkeit und Klugheit in seinen Blicken und Mienen wie in einem offenen Buche zu lesen.

„Verzeihen Sie, Siegfried," sagte sie, ihre Empfindlichkeit stolz verwindend. „Es war eine Zumutung, daß Sie sich für meine kleinen Geschicke interessieren sollen." Sie wollte hinzufügen: „Mit politischen Generalen und großen Königinnen kann ich es freilich nicht aufnehmen," aber sie unterdrückte den schnippischen Nachsatz.

„Sie tun mir unrecht, Nicoline," erwiderte Siegfried

ernst; „alles, was Sie bewegt, geht auch mir nahe. Nur dürfen Sie es mir nicht verargen, wenn es mich ein wenig betrübt, daß Sie inmitten Ihrer Triumphe nicht viel, vielleicht gar nicht an mich denken konnten."

„Da irren Sie, Siegfried. Ich habe so sehr an Sie gedacht, daß mir der Saal gleichgültig schien, weil Sie nicht darin waren. Warum waren Sie nicht da? Ich bleibe noch immer dabei, daß Sie auch drei Tage später hätten nach Thiodvik reisen können, wenn Sie nur ernstlich gewollt hätten."

„Er konnte das nicht ernstlich leugnen und schwieg deshalb.

„Eigentlich haben Sie mich nie gehört?" fragte Nicoline nach einer kleinen Pause.

„Doch. Erinnern Sie sich nicht? Am Tage nach Ihrer Ankunft, als Sie bei uns zur Begleitung Ihrer Mutter die Müllerlieder sangen."

„O! Das war Kinderspiel. Ich meine etwas Dramatisches."

„Den Glockenklang Ihrer Stimme habe ich doch würdigen können."

„Ich hatte noch keine Schulung. Meine Stimme war ein ungeschliffener Edelstein. Das ist jetzt anders."

„Ich möchte Sie gewiß ganz gern bewundern. Aber wie und wo? Zu Ihnen darf ich nicht kommen —"

Nicoline errötete.

„— ich muß also wohl warten, bis ich mir an einem Schalter das Recht kaufen kann, Sie zu hören."

„Nein, solange brauchen Sie nicht zu warten. Ende Juli veranstaltet Frau Conti ihr letztes Schülerinnenkonzert vor den Ferien. Es ist eine Art Schlußprüfung, und man zielt bereits auf Engagements ab. Da werde ich mich be-

mühen, zu zeigen, was ich kann. Frau Conti wird Sie mit tausend Freuden einladen, wenn Sie ihr den Wunsch zu erkennen geben. Ich sage es Ihnen schon jetzt, damit Sie sich einrichten können, falls Sie wieder eine Reise nach Gotheim machen müßten."

Er quittierte durch eine Kopfneigung den kleinen Stich. Wieder gingen sie eine kurze Weile schweigend nebeneinander her. „Schlußprüfung!" sagte Siegfried endlich; „das bedeutet vielleicht auch das Ende Ihres Pariser Aufenthaltes?"

„Nicht vielleicht, bestimmt. Ich kann von meiner Mutter nicht länger die schweren Opfer annehmen und ich fühle mich auch flügge."

„Also schon so nahe! Kaum mehr zwei Monate!"

„Ja. Die Zeit fliegt. Wenn ich bedenke, daß ich beinahe schon acht Monate von meiner Mutter weg bin — Und die paar Wochen, die mir noch bleiben, werde ich knauserig ausnützen müssen. Jetzt wird die Sache nämlich ganz ernst. Ich muß mindestens acht oder zehn Rollen einstudieren. Ich arbeite mit Monsieur Courtois von der Großen Oper, den mir Frau Conti dafür empfohlen hat. Dann habe ich für Aussprache und Haltung Stunden zu nehmen, die einen bei einem Professor für Deklamation am Konservatorium, die anderen beim Chef des Balletts der Großen Oper. Das schien mir zuerst ein wenig lächerlich, aber Frau Conti versichert, daß es unbedingt nötig ist. Das nimmt meinen ganzen Tag in Anspruch. Und wenn ich keine Stunden habe, muß ich Rollen auswendig lernen. Kurz —"

„Kurz, Sie führen ein geplagtes Dasein, arme Nicoline."

„Es ist eben nichts leicht, und hohe Ziele sind nicht

ohne Anstrengung zu erreichen. Ich werde es mir leider von nun an auch versagen müssen, die Nachmittage unseren schönen Spaziergängen zu widmen —"

Er blickte sie erschrocken an: „Verstehe ich recht? Sie wollen nicht mehr —"

„Ich kann nicht mehr. Die Zeit langt nicht."

„Und das sagen Sie so leichten Herzens?"

„Sie wissen ja gar nicht, ob es leichten oder schweren Herzens geschieht. Seien wir vernünftig. Empfindsamkeit ist nicht unser Fall. Das war unsere Übereinkunft, nicht wahr? Was man will, muß man ernstlich wollen. Sie haben nicht geschwankt, acht Tage von mir wegzubleiben, weil Sie es für Ihre Zwecke nötig glaubten. Das ist kein Vorwurf," sagte sie schnell, als er Miene machte, etwas zu erwidern. „Es hat mir im Gegenteil eine gewisse Achtung abgenötigt, denn es verriet Energie. Aber nun müssen Sie auch verstehen, daß ich gegen mich nicht weniger streng sein darf, als Sie gegen sich."

„Ich soll Sie nicht mehr sehen —"

„Das habe ich nicht gesagt. Es bleiben uns die Sonntagnachmittage."

„Das macht im ganzen noch neun, zehn Begegnungen."

„Wir müssen uns damit begnügen, Siegfried."

„Und dann —"

„Dann, ja, dann —"

„Die Trennung."

„Die ernste Lebensarbeit."

„Das Vergessen."

„Sprechen Sie von sich oder von mir?"

Er schien die Frage zu überhören. „Wie soll denn etwas für mich übrigbleiben, wenn Sie ganz in Ihrer Arbeit aufgehen."

„Es steht uns nicht frei, den Kampf mit unseren Verhältnissen abzulehnen. Würden wir weiterkommen, wenn ich nicht arbeiten würde? Ich weiß, wonach ich strebe. Wenn das gelingt, was ich mir vornehme, so bin ich bald die Herrin meines Schicksals. Und dann — Sie wissen, was wir verabredet haben."

Sie waren inzwischen an den Triumphbogen gelangt, und Nicoline richtete ihre Schritte nach der Avenue Wagram, die zu ihrer Pension führte. Auf dem Heimweg waren beide einsilbig. Nicoline hatte ein Dutzend Zeitungsausschnitte bei sich, aber sie wartete vergebens, daß Siegfried sie zu sehen verlange. Er dachte nicht daran, und sie war von solcher Gleichgültigkeit zu sehr verletzt, um sie ihm anzubieten. Beide glaubten Grund zu haben, sich übereinander zu beschweren, und unter der Wirkung dieser Vorstellung war der Abschied gedrückt und kühl.

Nur acht Tage waren sie voneinander weg gewesen, es war aber, als lägen Jahre zwischen dem Abschied und dem Wiedersehen. Beiden hatten in dieser bedeutungsvollen Woche die Ereignisse zum Bewußtsein gebracht, daß ihre Kreise ganz auseinanderlagen und sich nirgendwo schnitten, beide hatten sich durch das Erleben überzeugt, daß ihre eigenen Interessen sie stärker beschäftigten als der Gedanke aneinander.

Die Verhältnisse der Baronin verschlechterten sich um diese Zeit beinahe von Tag zu Tag. Ohne sie geradezu zu schneiden, wurde Frau Abeille sehr kalt gegen sie. Auch sie teilte sichtlich die Meinung des Generals Ménard, daß sie es an gutem Willen hatte fehlen lassen. Der ganze Kreis der Frau Abeille, der gesellschaftliche Rückhalt der Baronin in Paris, wurde von dieser Stimmung überschattet,

und die Rückzugsbewegung rings um sie machte sich in den gewöhnlich mit Empfängen und Einladungen überladenen Wochen zwischen den Firnistagen der Salons und dem Grand Prix besonders fühlbar.

Das war auch die Zeit, wo der Herausgeber des „Klub-Almanachs", des mit der Unterstützung der Baronin gegründeten Konkurrenten des „Gothaer Hofkalenders", den zweiten Jahrgang vorbereitete und nach der Villa Josefine kam, um sich sein Geld zu holen. Es handelte sich um einen sehr ansehnlichen Betrag, und die Baronin konnte schlechterdings nicht daran denken, dieses neue Opfer zu bringen. Statt dies offen herauszusagen, machte sie Winkelzüge. Sie äußerte ihre Verwunderung darüber, daß ihr über den Absatz des ersten Jahrganges noch keine Rechnung abgelegt worden war. Der Herausgeber erklärte ihr lächelnd, das Buch sei im September erschienen, und es sei Geschäftsbrauch des Buchhandels, erst nach Schluß des nächstfolgenden Jahres abzurechnen. Dann beanstandete sie die Höhe des Betrags. Darauf wurde ihr erwidert, der Almanach wende sich an die Auslese, müsse darum auf das vornehmste ausgestattet sein, und das sei nicht billiger zu schaffen. Habe das Buch sich übrigens erst sein Publikum erobert, so sei es eine Goldgrube und vergelte hundertfältig jeden aufgewendeten Franken. Nun mußte sie sich wohl oder übel zur Eröffnung verstehen, daß ihre verfügbaren Mittel zurzeit knapp seien; aber auch darauf hatte der zähe Mann eine Antwort. Es brauche nicht unbedingt Bargeld zu sein. Es genüge, daß Ihre Hoheit der Druckerei, dem Papierhändler und Buchbinder gegenüber Bürgschaft leiste, und als Anzahlung auf sein und seiner Mitarbeiter Honorar einen kleinen Wechsel gebe, den zu versilbern seine

Sache sein werde. So in die Enge getrieben, entledigte sie sich des Bedrängers einstweilen, indem sie sich Bedenkzeit vorbehielt. Sie holte sich Rat bei Berta und dem alten Grafen Laporte. Berta hielt die ganze Sache für zwecklos und mahnte dringend ab. Der alte Schmarotzer, der bei dem Herausgeber unter dem Vorwand der Mitarbeit eine Kommission schröpfte, was die Baronin jedoch natürlich nicht wußte, schien dagegen ganz entsetzt bei dem Gedanken, daß das Unternehmen fallen gelassen werden könnte, und entwickelte dessen Wichtigkeit mit überwältigender Beredsamkeit. Seine Auffassung deckte sich zu vollständig mit der ihrigen, als daß sie ihr nicht hätte beipflichten sollen. Mit einer Art Seelenblindheit für den kommenden Tag unterschrieb sie alle Schuldscheine, die der Herausgeber des Almanachs ihr vorlegte, und sie beschwichtigte ihre Anwandlungen von Grauen mit der leichtblütigen Glücksspieler-Erwägung, daß sie bis zur Fälligkeit doch entweder flott oder untergegangen sein müsse und daß daran einige tausend Franken Verbindlichkeiten mehr oder weniger nichts änderten.

In ihrer Ungeduld, irgendeinen Vorteil zu sehen, der ihr aus ihren schweren Opfern erwuchs, schrieb die Baronin an Dr. von Osterburg täglich und drang darauf, häufige, womöglich ebenfalls tägliche Berichte über den Fortgang ihrer Angelegenheit zu erhalten. Osterburg setzte ihrer Aufgeregtheit eine stoische Unbeweglichkeit entgegen. Auf ein Dutzend Briefe gab er vielleicht eine Antwort, die sich durch achtungsvolle Kürze auszeichnete und auf die elf unter den Tisch gefallenen, oft durch Telegramme wie durch Posaunenstöße verstärkten Schreiben nicht die leiseste Anspielung machte.

Immerhin hielt er sie über alles, was er unternahm,

pünktlich auf dem laufenden. Die Dinge vollzogen sich anschlagsmäßig. Die Grundbuchbehörde weigerte sich, als Besitzerin der gekauften Haushälfte Ihre königliche Hoheit die Frau Prinzessin Josefine von Meißen-Löwenstein-Franka-Level einzutragen, und forderte den Nachweis, daß die Käuferin berechtigt sei, diese Namen und Titel zu führen. Osterburg legte den Trauschein seiner Klientin als Beweisstück vor. Die Grundbuchbehörde erachtete diese Urkunde für ungenügend, lehnte den Auflassungsantrag ab und gab dem betreibenden Rechtsanwalt anheim, den Bescheid bei dem vorgesetzten Gericht anzufechten. Diese Behörde verlangte ein Zeugnis des Oberhauptes der österreichischen Linie Löwenstein-Level oder des regierenden Großherzogs von Löwenstein und Franka, daß die Antragstellerin ein Mitglied des großherzoglichen Hauses sei. Osterburg erhob Einspruch gegen dieses Verlangen, das er als rechtswidrig bezeichnete, und erzielte damit, daß das Obergericht sich für unzuständig erklärte, da das regierende Haus und die mit ihm verwandten Häuser nicht vor den ordentlichen Gerichten Recht nähmen, sondern einen besondern Gerichtsstand im Oberstthofmarschallamt hätten.

Osterburg bestritt, daß das Haus Löwenstein-Franka in Österreich an dem Vorrecht des besonderen Gerichtsstandes teilnehme. Das Ministerium des kaiserlichen Hauses bestätigte jedoch, daß die Mitglieder der österreichischen Linie jener Familie als Verwandte des Kaiserhauses anzusehen und zu behandeln seien.

Alle diese Züge und Gegenzüge wurden begreiflicherweise nicht in einem Tage ausgeführt. Obschon die beteiligten Gerichtsstellen und anderen Behörden die Sache mit erstaunlicher Beschleunigung behandelten und in Wochen,

manchmal sogar in Tagen erledigten, was Monate in Anspruch nehmen konnte, ohne daß man noch über Saumseligkeit und Verschleppung klagen durfte, ging darüber doch Zeit hin und der April kam heran.

Der Beginn des Vierteljahres brachte eine Abrechnung von Osterburg, bei deren Anblick der Baronin die Augen übergingen. Die Haushälfte kostete 150 000 Gulden und sie hatte darauf 50 000 Gulden angezahlt. Die Hypothek wurde mit 4½ Prozent verzinst, das Haus brachte angeblich einen Reinertrag von 5½ Prozent. Osterburg hatte ihr vorgerechnet, daß ihre 50 000 Gulden ihr jährlich 3300 bis 3400 Gulden abwerfen würden. Sie erwartete also, mindestens 800 Gulden zu empfangen. Statt dessen setzte ihr Osterburg auseinander, daß einige Wohnungen unvermietet geblieben seien und daß gewisse außerordentliche Ausbesserungsarbeiten sich als unaufschiebbar erwiesen hätten, kurz, es gab nicht nur keinen Überschuß, sondern sie schuldete noch einige hundert Gulden. Zum Glück hatte ihr Schwager am 1. April die Apanage noch auszahlen lassen. Aus diesen 5000 Gulden konnte Osterburg den Fehlbetrag des Hauses und die aufgelaufenen Streitkosten decken und es blieb sogar noch eine Kleinigkeit übrig, die er sich erlaubte, ihr als Vorschuß für künftige Auslagen gutzuschreiben.

Wie sollte das weiter werden? Wie sollte sie sich bis zum Ausgang des Wiener Feldzugs über Wasser halten? Einkünfte irgendwelcher Art hatte sie einstweilen nicht, ihre Barmittel waren durch den unglückseligen, wenn auch ohne Zweifel notwendigen Wiener Hauskauf verbraucht oder mindestens auf eine noch nicht absehbare Zeit festgelegt. Sie hatte Schulden, für die sie den wertvollsten Teil ihres Schmucks hatte als Pfand hingeben müssen. Es begann im

Hause am Nötigsten zu fehlen. Die Löhne der Dienerschaft wurden unregelmäßig bezahlt. Die Leibrente ihres Bruders wurde wieder einmal notleidend. Da sie das Beschenken von Schauspielern und sonstigen Personen ihres Verkehrs mit Schmucksachen noch immer nicht ganz lassen konnte, so war sie beim Juwelier wieder tief in die Kreide gekommen. Das drückte sie nicht sonderlich, denn es war eine vornehme Verpflichtung. Dagegen hatte sie ein wahres Grauen vor der kleinen, gemeinen Verschuldung, die Gemüse- und Kohlenhändler, ein Gepöbel von armen Leuten, zu ihren Gläubigern machte, ihnen das Recht gab, an ihrer Glocke zu reißen, in ihrer Vorhalle mit lauter, roher Stimme zu sprechen, sie bei den Nachbarn ins Gerede zu bringen. Dazu aber mußte es nun unfehlbar kommen.

Dazu durfte es nicht kommen. Um keinen Preis. Sie entschloß sich, ihre Hilfsquellen bis auf den letzten Tropfen auszuschöpfen. Sie nahm nun auch auf die Villa Josefine eine Hypothek auf, so hoch, wie sie zu haben war. Sie vergoß reichlich Tränen, ehe sie sich dazu aufraffte, ihren Notar mit diesem Geschäfte zu beauftragen. Ihre Empfindung war der eines Herrschers ähnlich, der auf den Thron verzichten oder seine Krone mediatisieren lassen muß. Durch die Verpfändung ihres Hauses erlangte sie die Möglichkeit, sich etwa noch ein Jahr lang zu behaupten. Bis zu dieser Frist mußte sie den Hafen erreichen oder untergehen. War sie bis dahin zu keiner Verständigung mit der Familie gelangt oder hatte Siegfried bis dahin keine große Erbin heimgeführt, so gab es keinen Ausweg weiter. Sie sah wenigstens keinen, obschon sie den Fall in krankhafter Beharrlichkeit immer wieder mit Berta durchsprach.

In ihrer Verbitterung heckte sie die wunderlichsten Pläne

aus, auf die Familie einen Druck auszuüben. Daß man dergleichen Erpressung nennt, wußte sie nicht oder gestand sie sich nicht. Einmal dachte sie daran, ihre Erinnerungen zu schreiben, und darin den ganzen Hofklatsch der letzten dreißig Jahre, mit dem sie natürlich auf das innigste vertraut war, schonungslos zu erzählen. Eine Schriftstellerin, der sie eine gleichgültige Novelle in Siegfrieds Übersetzung bei Frau Abeille angebracht hatte, sollte ihr dabei helfen. Für den ihr erwiesenen Dienst hatte die Dame sich durch ein Feuilleton in einer großen deutschen Zeitung dankbar erwiesen, das unter dem Titel: „Ein deutsches Fürstenheim in Paris" über die „verwitwete Prinzessin Albrecht von Löwenstein", ihren „Palast", ihre Empfänge, ihre Lebensweise plauderte, nicht ohne Wahrheit und Dichtung phantastisch durcheinanderzuflechten. Der Artikel erregte an den in Betracht kommenden Höfen unliebsames Aufsehen und veranlaßte sogar eine halbamtliche Zuschrift an das Blatt, wonach es bedauerlich irregeführt worden wäre, da es eine „verwitwete Prinzessin Albrecht von Löwenstein" nicht gebe. Das brachte die Baronin darauf, sie könne später einmal die Schriftstellerin zu ihrer Mitarbeiterin bei der Abfassung eines Memoirenwerkes machen, das auf die Höfe wohl noch ganz anders wirken würde als eine feuilletonistische Plauderei.

Ein andermal erwog sie, ob sie nicht ihre längst an den Nagel gehängte Kunst herabhaken und wieder als Virtuosin und Schauspielerin auftreten sollte. Freilich, die ihr an den Leib geschriebenen Rollen ihrer Jugend waren nicht mehr brauchbar, denn mit dem Singen, und namentlich mit dem Tanzen hätte es wohl gehapert. Aber die Leistungen waren ja auch nicht das Wesentliche. Die Hauptsache war, daß in den großen Städten beider Welten kronen-

und wappengeschmückte Anschlagzettel riesigsten Formats ankündigten: „Heute abend, im X-Theater, erste Vorstellung Ihrer königlichen Hoheit der Frau Prinzessin von Meißen-Löwenstein-Franka-Level." Ob die Familie dieser Taktik wohl lange widerstehen würde? Und wenn sie sich auch dadurch nicht zum Friedensschluß nötigen ließ, so brachte eine Gastspielreise unter allen Umständen ein Vermögen ein.

Sogar darauf verfiel sie, sie würde, wenn man sie zum Äußersten triebe, „einen reichen alten Juden heiraten", um sich an der Familie zu rächen. Sie hatte bei Hofe oft gehört, daß vornehmste Herren, wenn sie in der Klemme waren, scherzweise oder ernstlich damit drohten, sie würden „eine reiche Jüdin heiraten", falls man sie nicht aus der Verlegenheit ziehe, und sie hatte den Sinn dieser Schreckrede so wenig begriffen, daß sie ernstlich glaubte, alte reiche Juden würden nach ihr ebenso gierig haschen wie junge reiche Jüdinnen nach einem Prinzen...

Aus Wien kamen nur noch Hiobsposten. Osterburg berichtete, daß das Obersthofmarschallamt als zuständiges Gericht den Anspruch der Baronin, als Prinzessin von Meißen-Löwenstein-Franka-Level in das Grundbuch eingeschrieben zu werden, verworfen habe; es habe das Urteil damit begründet, daß für den Personalstand der Witwe des Prinzen Albrecht das Löwenstein-Frankaer Hausgesetz maßgebend sei, nach welchem sie auf Rang und Titel eines Mitgliedes dieses Fürstenhauses keinen Anspruch habe. Eine Berufung gegen diesen Beschluß gab es nicht. Nur das Staatsoberhaupt konnte ihn aus eigener Machtvollkommenheit aufheben. Osterburg ging in einem Majestätsgesuch an den Kaiser. Das Zivilkabinett gab den Bittstellern in ungnädig kurzem Bescheid anheim, sich an den regierenden

Herrn von Löwenstein-Franka zu wenden, den die Sache allein anginge.

Damit war dieser Feldzug endgültig verloren und die Baronin nach einem halben Jahre beständiger Aufregung und einem erschöpfenden Geldaufwand genau so weit wie bei Osterburgs Besuche. Der anschlägige Rechtsanwalt wollte indes die Flinte noch lange nicht ins Korn werfen und rückte mit einem neuen Kriegsplan hervor. Er erbot sich, eine Denkschrift zu verfassen, die beweisen sollte, daß der Ebenbürtigkeitsgrundsatz schon bei der Ehe des Herzogs Ditmar mit der Fürstin Level durchbrochen worden sei, da diese Dame nicht zum Hochadel im Sinne der deutschen Bundestagsbeschlüsse von 1815, 1818 und 1825 gehört habe. Der österreichische Zweig des Hauses Meißen-Löwenstein-Franka sei also infolge seiner Abstammung von einer unebenbürtigen Ahnfrau entweder nicht mehr ein Bestandteil des Gesamthauses und stehe dann auch nicht mehr unter dem Hausgesetze, oder er sei trotz der Unebenbürtigkeit der Fürstin Level noch immer ein Bestandteil des Gesamthauses und dann könne der Ebenbürtigkeitsgrundsatz nicht länger gegen Gattinnen von Prinzen dieses Zweiges angerufen werden. Aus dem Abdruck der Stiftungsurkunde des Löwenstein-Levelschen Fideikommisses solle ferner hervorgehen, daß die Prinzessin und Prinz Siegfried berechtigt seien, das Wittum und die Apanage zu fordern, die für die Witwen und Prinzen jüngerer Linien ausgesetzt seien. Diese Denkschrift wolle er zunächst an die Höfe und Regierungen von Franka, Gotheim, Atlantis und Hageland und an die verwandten Herrscherhäuser versenden. Bleibe dieser Schritt ohne Wirkung, dann werde er sich an die breite Öffentlichkeit wenden, die Denkschrift allen großen Zeitungen der

Welt und allen hervorragenden freisinnigen und sozialistischen Parlamentariern zugehen lassen und dafür sorgen, daß die journalistische und parlamentarische Erörterung der Angelegenheit nicht aufhöre, ehe sie im Sinne des Rechtes und der modernen Anschauungen geordnet sei. Er mache es sich zu seiner Lebensaufgabe, den Kampf für das gebeugte Recht einer erlauchten Witwe auszufechten, und bringe dafür gern das Opfer seiner Ruhe, seines Berufseinkommens, seiner Stellung. Das beredte Schreiben schloß mit der Bitte um einen größeren Vorschuß für die Druckkosten der Denkschrift, die er deutsch und französisch erscheinen zu lassen beabsichtigte.

Die Baronin ging auf den neuen Vorschlag ohne Schwanken ein. Nur schickte sie keinen Vorschuß, sondern ersuchte Osterburg, ihr seine Arbeit in der Handschrift zugehen zu lassen; die Übersetzung ins Französische und die Drucklegung in beiden Sprachen werde sie selbst in Paris besorgen. Sie dachte, da sie bei dem Klub-Almanach ohnehin schon bei einer Druckerei in der Kreide sei, ginge es in einem, wenn sie dort auch die Denkschrift auf Borg drucken lasse. Da es ferner zwecklos geworden war, in Wien Hausbesitzerin zu sein, und der Hauskauf sich als schlechte Geldanlage erwiesen hatte, gab sie Osterburg auch den Auftrag, ihre Haushälfte schleunigst wieder loszuschlagen, selbst mit einem kleinen Verlust, wenn es nicht anders ging. Auf diese Weise hoffte sie, die festgelegten 50 000 Gulden ganz oder großenteils wieder herauszuziehen. Mit der ihr eigentümlichen Beweglichkeit des Geistes sah sie jetzt nur diese Folge des Scheiterns von Osterburgs erstem Feldzugsplan und wünschte sich zu diesem Ausgange beinahe Glück.

Kurz nach seiner Rückkehr aus Thiodvik erging Sieg-

fried sich eines Nachmittags einsam auf den Boulevards, wie er zu tun pflegte, seit er auf die täglichen Begegnungen mit Nicoline hatte verzichten müssen. Es war einer der ersten sehr warmen Junitage, und die Terassen der Cafés und Bierhäuser waren voll Schlaraffen, die in müßigem Genießen eisgekühlten Absint oder harmloseren Gerstensaft schlürften. Als Siegfried an der Taverne Pousset vorüberkam, blieb sein schwermütiger Blick, der teilnahmlos über die fremden Gesichter der im Freien sitzenden Gäste hinglitt, plötzlich an einem von diesen haften. Es war ein Herr in mittleren Jahren, in einen Reiseanzug von hellem Flanell gekleidet, mit einem billigen Strohhut auf dem Kopfe, die beiden unbehandschuhten Hände auf dem Eberzahngriff eines Spazierstocks gefaltet, den er zwischen den Knien hielt. Sein langes, gebräuntes, etwas schlaffes Gesicht war durch einen kurzen Voll- und einen langen, wagrecht gestrichenen Schnurrbart von dunklem Blond gekennzeichnet. Siegfried war von dieser Erscheinung so überrascht, daß er unwillkürlich stehenblieb und sie anstarrte. Seine erste Bewegung war, auf den Herrn zuzugehen. Da bemerkte er, daß eine Dame mit ihm an dem Tischchen saß, auf dem ein großes und ein kleines Glas Bier standen, und er begriff, daß er ihn nicht grüßen und nicht einmal sehen dürfe. Inzwischen hatte aber auch der Herr ihn erblickt, auch auf seinem Gesicht malte sich Überraschung, er schien jedoch eine Bewegung keineswegs vermeiden zu wollen, sondern nickte freundlich und winkte ihm sogar mit der Hand einen kleinen Gruß zu. Siegfried trat entblößten Hauptes rasch zu ihm und sagte mit tiefer Verneigung: „Kaiserliche Hoheit hier! Welch unerwartete Begegnung."

„St!" machte der Herr, und Siegfried vorstellend, sagte

er zu seiner Tischnachbarin: „Baron Gronendal, du weißt, der Sohn von Albrecht von Löwenstein. Setze dich zu uns, wenn du nichts Dringenderes vorhast," fügte er hinzu und zog einen freien Stuhl heran. Als Siegfried, recht eng eingeklemmt, an dem Tischchen Platz genommen hatte, fuhr der Herr fort: „Laß mich dir meine Frau vorstellen, Frau Heeremann."

Siegfrieds Mienen erstarrten trotz seiner Selbstbeherrschung in neuer Verblüffung. „Kaiserliche Hoheit —" stotterte er, sich vor der Dame verneigend, „ich ahnte nicht — ich habe kein Wort davon gelesen — ich bin ganz beschämt —"

Der Herr weidete sich sichtlich an Siegfrieds Verwirrung. „Ja," sagte er heiter, „das haben wir ganz geschickt gemacht. Bisher ist es uns gelungen, der Maulärferei zu entgehen. Hoffentlich auch weiter. Ich habe in Wien gehört, du sollst mit Zeitungsschreibern umgehen. Nicht plaudern! Mund halten!" Und er drohte ihm lächelnd mit dem Finger.

„Kaiserliche Hoheit — Sie können versichert sein —"

„Vor allem: mit der Kaiserlichen Hoheit ist es nichts."

„Natürlich — inkognito!"

„Nein, mein Lieber, ich bin keine kaiserliche Hoheit mehr, ich bin Herr Ernst Heeremann, jetzt und immer."

„Ich verstehe nicht —"

„Das ist leicht zu verstehen. Ich habe auf Rang und Titel verzichtet, der Kaiser hat meinen Verzicht angenommen."

Siegfrieds Wangen färbten sich rot. Einen Augenblick lang schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: „er ulkt dich an, er parodiert deinen Kampf um Rang und Titel ins Umgekehrte." Der Herr, der hier gemütlich inmitten der Menge sein halbes Liter Bier trank, war der Erzherzog Ernst Fer-

dinand von Umbrien, der jüngere Bruder des Erzherzogs August Ferdinand, der einst mit der Prinzessin Hedwig, der Schwester seines Vaters, verlobt gewesen war. Erzherzog Ernst Ferdinand hatte trotz des Altersunterschiedes von fast zehn Jahren immer zum Prinzen Albrecht in vertrauten Beziehungen gestanden, mit ihm häufig gejagt, ihn oft in Franka besucht und auch Siegfried viel freundlicher behandelt, als dieser es von allen anderen Verwandten und Bekannten seines Vaters gewohnt war. Der Erzherzog galt für den genialsten Prinzen seines Hauses und war vielleicht darum bei seinen nächsten Angehörigen nicht beliebt. Er hatte als jüngster Korpskommandeur kühne Neuerungen einführen wollen und wurde deshalb Knall und Fall zur Verfügung gestellt. Da seine militärische Laufbahn unterbrochen war, stürzte er sich in die Politik und hielt bei einem Parteifestmahl eine Rede, nach der ihm aufgegeben wurde, ein Jahr lang überseeische Reisen zu machen. Er weigerte sich, eine ihm zugedachte Prinzessin zu heiraten, und wurde dafür auf geraume Zeit vom Hofe verbannt. Kurz, auf allen Wegen hatte er sich als eigenwilliger, unabhängiger Charakter erwiesen, der sich der Zucht seiner Kaste nicht fügen wollte. Er war außerdem als witziger Spottbildzeichner und Reimer boshafter Epigramme bekannt, welche die Hofgesellschaft öffentlich skandalisierten und insgeheim ergötzten. Von ihm konnte man sich wohl eines Schabernacks versehen.

„Es ist merkwürdig," murmelte Siegfried und sein Gesicht verfinsterte sich, „daß ein so beispielloses Ereignis — es ist, glaube ich, beispiellos — mir ganz entgehen konnte."

„Das braucht dich nicht zu wundern. Es ist noch nicht an die Öffentlichkeit gelangt. Ich habe mir vom Kaiser

als letzte Gnade ausgebeten, daß mein Verzicht nicht in der Wiener Zeitung erscheint, ehe ich Europa verlassen habe." Er sprach ganz ernst und gelassen. Nein, es konnte keine Fopperei sein.

„Kaiserliche Hoheit wollen Europa verlassen —"

„Gewöhne dir's ab, sage ich dir. Ja, mein Lieber. Wir bummeln seit vierzehn Tagen und freuen uns des Lebens. Ich wenigstens," sagte der ehemalige Erzherzog, mit einem lachenden Blick aus seinen blauen Augen auf die Gattin.

„Ich auch, Schatz," erwiderte diese und lächelte ihm glücklich zu.

„Wir haben noch drei Tage vor uns, dann schiffen wir uns in Bordeaux nach Patagonien ein."

„Nach Patagonien!"

„Nach Patagonien. Das ist eine schöne Gegend, mein Lieber. Da haben wir uns angekauft und hoffen, als Kulturpioniere, aber ohne Übertreibung der Kultur, so glücklich zu leben, wie es Sterblichen überhaupt vergönnt ist. Aber trinke zunächst einmal ein Glas Bier mit uns." Er rief den Kellner herbei und gab den nötigen Befehl. Siegfried betrachtete inzwischen ganz betäubt die Gattin des ehemaligen Erzherzogs und wußte immer noch nicht, was er von alledem denken sollte. Die Dame war mit studierter Unauffälligkeit gekleidet, sie war aschblond, jung, frisch, hübsch, mit schalkhaften Augen und lebensfroh lachenden Mienen, ein liebenswürdiger Wiener Typus, doch nach ihrer Erscheinung und den wenigen Worten, die sie bisher gesprochen, nicht zu klassifizieren. Wer sie wohl sein mochte? Auch etwas Großes, das einer paradoxalen Grille zuliebe von der Höhe herabgestiegen war? Oder eine Namenlose?

„Auf dein Wohl!" sagte der kaiserliche Prinz, als

der Kellner das Bier gebracht hatte, und tippte leicht mit seinem Glase an das von Siegfried. „Weißt du, mein Lieber, daß ich den köstlichen Geschmack von frischem Bier erst kennen gelernt habe, seit ich ein freier Mann bin? Früher verbot mir natürlich meine Größe, wie ein verständiger Mensch in ein gutes Bierhaus zu gehen und mir einen Schluck frisch vom Zapfen zu kaufen. Von meiner Dienerschaft habe ich nach der Etikette immer nur abgestandenes, unsüffiges Zeug bekommen. Warmer Kaffee und kaltes Bier, das sind Dinge, die wir uns nicht verschaffen können, so lange wir in unserer Erhabenheit über der Menschheit und ihren Kaffee- und Bierhäusern stehen. Vierzig Jahre habe ich alt werden müssen, ehe ich erfahren habe, wie angenehm es sich in der Welt leben läßt, wenn man einen Strohhut statt einer Krone auf dem Kopf trägt. Aber ich schwatze zu viel von mir. Ich bin so voll von meinen neuen Eindrücken, daß mir der Mund übergeht. Um so mehr, als du der erste Bekannte bist, mit dem ich seit Wien spreche. Ich bin allen aus dem Weg gegangen. Jetzt ist die Reihe an dir. Wie geht es dir, seit dein Vater tot ist?"

„Kaiserliche —"

„Nein, nochmals! Heeremann."

„Wie! Nicht einmal den Adel haben k— haben Sie behalten?"

„Mein Lieber," sagte der neue Herr Heeremann lächelnd und klopfte seinem Nachbar gemütlich auf die Schulter, „wenn ich adlig sein wollte, so konnte ich ja gleich Erzherzog sein. Merk dir's, ich bin Herr Ernst Heeremann, nichts als Heeremann, patagonischer Landwirt. Erzähle mir von dir und deiner lieben Mutter."

Siegfried sprach stockend und verlegen, da er sich durchaus nicht zurechtfinden konnte und schlechterdings nicht wußte, wie er sich zu diesem Herrn Heeremann stellen sollte, der für ihn immer die kaiserliche Hoheit blieb. Er berichtete über die schlechte Gesundheit seiner Mutter, über ihren Pariser Verkehr, über seine eigene innere Vereinsamung und Zielloſigkeit. Von ihrem Streben nach Anerkennung ihrer Zugehörigkeit zum Hauſe Löwenſtein-Franka ſagte er kein Wort. Wie konnte er auch, vor einem Manne, der ſeine Erzherzogskrone weggeworfen hatte?

„Ich hätte große Luſt, deine Mutter zu beſuchen," ſagte Herr Heeremann.

„Ah — das wäre ſehr gnädig — darf ich die Herrſchaften zum Eſſen bitten —"

„Gut. Dann gleich heute abend. Aber ſagen Sie der Baronin ausdrücklich, daß wir als die einfachen Hochzeitsreiſenden empfangen ſein wollen, die wir ſind. Das iſt ausdrückliche Bedingung. Und wir wollen mit euch beiden allein ſein und müſſen früh aufbrechen, weil wir zwei Sitze in der Comédie française haben. Meine Frau wird drüben auf Komödie verzichten müſſen; ich will ihr darum die letzten Theaterabende hier gönnen."

„Wie die Herrſchaften befehlen," erwiderte Siegfried. Er erkundigte ſich nach der Wohnung des Herrn Heeremann und bekam die Adreſſe eines ihm unbekannten Gaſthofs in den Elyſäiſchen Feldern. Dann nahm er von dem Paar Abſchied und eilte heim, um ſeiner Mutter die verblüffende Neuigkeit zu melden.

Als die Baronin, die ausgefahren war, heimkam und von Siegfried die Geſchichte des Erzherzogs Ernſt Ferdinand erfuhr, da konnte auch ſie es nicht faſſen. „Wenn alles

wahr ist, was er sagt, so ist der arme Erzherzog augenscheinlich —" sie tippte sich ausdrucksvoll mit dem Zeigefinger auf die Stirne. „Ein Sonderling ist er ja immer gewesen." Am meisten quälte die Neugierde sie nach der Gattin des Erzherzogs. Wer die nur sein mochte? Wie konnte sie das nur rasch erfahren? Nie hatte sie es mit annähernd ähnlicher Bitterkeit wie jetzt empfunden, daß sie so vollständig die Fühlung mit den Kreisen verloren hatte, die sie als die ihrigen ansprach.

Zum Essen waren Graf Laporte und eine amerikanische Familie eingeladen. Janusz mußte rasch einen Wagen nehmen und wegen angeblicher Unpäßlichkeit der Baronin absagen. Sie machte ihre Toilette der größten Tage, und Beleuchtung, Tafelsilber, Kristall, Blumen, Aufwartung bei Tische und Speisenordnung standen damit im Einklang.

Herr und Frau Heeremann erschienen mit höfischer Pünktlichkeit. Der ehemalige Erzherzog trug einen einfachen Frack ohne irgendeine Auszeichnung. Er hatte weder sein goldenes Vließ noch den Stern des Stefansordens. Die Baronin begrüßte seine Frau mit leiser Zurückhaltung, ihn aber mit überquellender Herzlichkeit. Er war der erste Echte, den sie seit dem letzten Besuche des Prinzen Johann von Diesa bei sich sah!

„Kaiserliche Hoheit — wie glücklich bin ich, Sie nach so langer Zeit wieder begrüßen zu können!"

„Sehr gütig, liebe Freundin, sehr gütig, aber hat Ihnen der Baron denn nicht gesagt —"

„Kaiserliche Hoheit, verzeihen Sie, wenn ich auf den Scherz nicht eingehe. In den Lindenheimer Tagen hätte mir diese kleine Maskerade Spaß gemacht. Seitdem hat meine Gemütsfarbe leider stark nachgedunkelt."

„Aber was fällt Ihnen ein, liebe Freundin Josefine? Scherz? Maskerade? Es ist vollkommener, granitener Ernst, soweit nämlich im Leben überhaupt etwas Ernst ist."

„Kaiserliche Hoheit, Ihr Geblüt können Sie nicht ändern und darum auch nicht verleugnen. Ich weiß nicht, ob man anders als durch die Geburt Erzherzog werden kann. Ich weiß aber, daß man nicht anders als durch den Tod aufhören kann, es zu sein."

„Nun, wenn ich Ihnen als lebendiger Beweis des Gegenteils nicht genüge, so halten Sie es damit, wie Sie wollen."

Die Baronin bekomplimentierte ihn zu seinem guten Aussehen. Er strich lächelnd seinen langen blonden Schnurrbart: „Verjüngt, nicht? Ja, ja, liebe Freundin, das kommt davon, wenn man als alter, abgelebter Erzherzog stirbt und als frischer, unverbrauchter Heeremann neu geboren wird."

Sie wendete sich an die junge Frau und befragte sie über ihre Reise und ihre Pariser Eindrücke, wobei sie mit Anstrengung die direkte Ansprache vermied, da sie nicht wußte, welchen Titel sie ihr geben sollte. Die Mundart, in der Frau Heeremann antwortete, veranlaßte die Baronin zur Bemerkung: „Ich habe wohl eine Wienerin vor mir?"

„Beinahe," erwiderte die Gefragte; „ich bin aus Schönbrunn."

„Aus Schönbrunn?" blitzte es der Baronin durch den Kopf, „also vielleicht doch eine Erzherzogin? irgendeine Kusine?"

Herr Heeremann befriedigte endlich ihre marternde Neugierde. „Mein Frauchen ist die Tochter des Schönbrunner Obergärtners —"

„Ah!" konnte die Baronin sich nicht enthalten, auszurufen.

„— und von ihrem Vater mit seinen anderen kostbaren Blumen im Treibhaus gezogen worden."

„O nein," rief sie, „ich bin im Freien aufgewachsen, wie es sich für eine gewöhnliche Feld- und Wiesenpflanze schickt."

Janusz meldete, daß aufgetragen sei, und Heeremann führte die Baronin zu Tische. Es hatte sie bei seinem Eintritt verletzt, daß er keinerlei Dekoration angelegt. Nachdem sie Platz genommen hatten, wandte sie sich zu ihm: „Kaiserliche Hoheit haben Ihr Toison wohl nicht angelegt, weil Sie nachher ins Theater gehen wollen?"

„Mein Toison? Aber liebe Freundin, wie soll denn der schlichte Landwirt Heeremann zu einem Toison kommen? Die Orden sind mit dem Titel und Rang in Wien zurückgeblieben. Die einzigen Vließe, die ich künftig haben werde, sind die der Schafe, die ich zu züchten gedenke."

„Und diesen Verzicht haben Sie zugelassen, gnädige Frau?" fragte die Baronin.

„Ich bin nicht gefragt worden," antwortete die junge Frau heiter. „Es war alles beschlossen und ausgeführt, als mein Mann um mich angehalten hat. Übrigens macht es mir nichts," fügte sie mit einem zärtlichen Blick auf ihren Gatten hinzu. „Ich habe ihn heiraten wollen, nicht seine Orden."

Er griff über den Tisch weg nach ihrer Hand, die er drückte. „Das ist mehr, als wohl alle meine Brüder und Vettern von sich sagen können, nicht wahr, liebe Freundin?"

„Mein Engelsprinz hat es auch von sich sagen können," erwiderte die Baronin einfach.

Ihr Gast wurde ernst. „Ja," sagte er nachdenklich; „Ihr Albrecht hat sich auch ein Stück Lebensglück zu erstreiten gewußt."

„Das ich und unser Siegfried jetzt büßen müssen," klagte die Baronin.

Heeremann warf ihr einen raschen Blick zu, ließ jedoch die Anspielung fallen. „Seine Methode ist mir nur nicht radikal genug. Will man sich das Leben bequem einrichten, so muß man mit seiner Frau in derselben Etage wohnen. Er oben, sie unten, das taugt nichts."

„So haben kaiserliche Hoheit für Ihre reizende Frau Gemahlin in Ihrer Etage kein Eckchen finden können?"

„O, ich wohne am liebsten zu ebener Erde!" rief Frau Heeremann lebhaft.

„Ich habe es gar nicht erst versucht," erwiderte Heeremann. „Sie dürfen sich überhaupt nicht vorstellen, daß meine Frau für meine Entschließung verantwortlich ist. Sie malen sich wohl etwas recht Romantisches aus, eine Agnes Bernauerin-Geschichte oder dergleichen. O nein. Es war viel prosaischer. Ich war in die Jahre gekommen, wo man über sich und seinen Lebenszweck nachzudenken anfängt. Als junger Gelbschnabel habe ich auch meine Mucken im Schädel gehabt. Was habe ich nicht alles geträumt! Ich habe die Welt aus den Angeln heben wollen. Ich bin mir groß und gewaltig vorgekommen wie eine Naturkraft, um nichts Lästerliches zu sagen. Ich war ein kleiner Bub', wie sie meinen Alten aus seinem Land vertrieben haben. Ich hab' mir vorgenommen, unsern Thron in Umbrien wieder auf die Beine zu stellen, und überhaupt unser Haus zum ersten der Welt zu machen. Daß ich dazu fähig bin, hab' ich nicht bezweifelt. Ich hab' mit Leidenschaft gelernt und gedient. Ich hab' alles scharf angepackt. Aber jedesmal, wenn die Sache eine Form bekommen wollte, hat man mir sie grob aus der Hand

gerissen und mir noch obendrein auf die Finger geklopft. Ich hab' lang nicht begriffen, daß ein Prinz kein Recht hat, selbst etwas zu sein und zu tun. Aber als ich's endlich begriffen hab', da hab' ich meine Folgerungen daraus gezogen. Thronkaryatide zu sein oder Zeremonienstatist oder letzte Ersatzreserve für die Nachfolge mit einer Million Wahrscheinlichkeiten gegen eine, daß man nie zur Dienstleistung einberufen wird — dazu habe ich kein Talent. Und weil man nur einmal lebt, so hab' ich halt den Kaiser gebeten, mich leben zu lassen, wie es mich freut. Mein Annerl kann nichts dafür. Ich hab' es schon mit mir ausgemacht gehabt, als man mir mein Armeekorps genommen hat. Mein Annerl ist nur die Belohnung dafür, daß ich brav ausgeführt habe, was ich mir vorgenommen."

Siegfried folgte den Gedankengängen seines Tischnachbars mit eigentümlicher innerer Erregung, die Baronin dagegen machte alle die Zeit ein sehr unzufriedenes Gesicht. Die Anschauungen des Erzherzogs waren von den ihrigen so himmelweit entfernt! Sie fragte ablenkend: „Aber wie sind kaiserliche Hoheit auf den Namen Heeremann verfallen? Der kommt doch im großen Titel nicht vor? Oder sollte er irgendwo in den Und-so-weiter enthalten sein?"

Heeremann lachte. „Sie wollen Ihre Inkognito-Idee durchaus nicht aufgeben, liebe Freundin. Nein. Heeremann ist der Mädchenname der Mutter meiner Anna. Die stammt aus einer Familie von Dorfschmieden in Westfalen, und sie behauptet, der Stammvater ihrer Familie wäre nach der Überlieferung der Waffenschmied von Wittekind gewesen. Es macht mir Spaß, meine Nachkommen an einen biederen niedersächsischen Schwertfeger anzuhaken."

Siegfried dachte: an den, der das Schwert schwang, an-

zuknüpfen, wäre doch wohl stolzer als an den, der es schmiedete, er machte jedoch keine Bemerkung.

„Darf ich mir die Frage erlauben, ob kaiserliche Hoheit mit der Familie entzweit sind?" erkundigte sich die Baronin.

„Nicht einmal," erwiderte Heeremann; „wir sind uns nur fremd geworden. Das spüren weder die anderen noch ich, da ich nicht in Europa bleibe und mit ihnen keine Berührung mehr haben werde. Mein ältester Bruder allein will mich nicht aufgeben. Ich glaube, er hätte große Lust, mein Beispiel nachzuahmen. Ich habe ihm abgeredet. Er ist zu alt, um das Leben von vorn anzufangen. Und er hat auch kein Frauerl, das ihm hilft. Aber er will mich drüben besuchen, und ich habe nicht das Herz gehabt, ihm das zu verbieten."

Die Baronin schüttelte immerzu leise den Kopf. „Kaiserliche Hoheit — es steht mir nicht zu, über Ihre Handlungsweise Bemerkungen zu machen — aber ich weiß nicht — ich frage mich, ob man es vor seinen Kindern und Kindeskindern verantworten kann, sie von einem unvergleichlichen Besitz zu enterben, den man selbst von den Vätern überkommen hat."

Heeremann war sehr ernst geworden. Er schwieg ein wenig und strich sich den langen, blonden Schnurrbart. Dann sagte er, langsam, mit Pausen, wie jemand, der laut vor sich hinträumt: „Das hab' ich mich auch gefragt, liebe Freundin Josefine, und ich hab' auch die Antwort gefunden. Unvergleichlicher Besitz! Ja, wenn es das wäre! Aber das glaub' ich nicht mehr. Was hab' ich denn von meiner kaiserlichen Hoheit gehabt? Immer auf der Bühne stehen — immer von tausend Operngucckern angeglotzt — immer an allen Gliedern und an der Zunge gebunden — das ist

kein Leben. Und wenn man noch etwas ausrichten könnt'! Dann möcht' man schließlich alles ertragen. Aber man darf ja nicht. Ein Prinz darf keinen Ehrgeiz haben, wenigstens keinen, der über das Protektorat eines Wohltätigkeitsballs oder einer patriotischen Schützengesellschaft hinausgeht. Sonst stößt er an. Da bin ich es halt müd' geworden, immer in Parade im prallen Sonnenbrand zu stehen, und hab' mich in den Schatten geflüchtet. Das ist was Köstliches, meine Liebe — Schatten! Nicht beachtet werden. Aus dem Glashaus befreit sein. Zwischen guten, undurchsichtigen Ziegelmauern leben. Ich hoffe, daß mir mein Annerl kleine Heeremänner und auch Heereweiberl schenkt. Die werd' ich rechtschaffen lieb haben und mich immer freuen, daß sie in Heimlichkeit aufwachsen können."

Frau Heeremann war purpurrot geworden und hing mit leuchtenden Blicken an dem Sprecher, den sie anscheinend wie ein höheres Wesen verehrte.

„Regieren — ja; das ist der Mühe wert," fuhr er fort. „Aber das kann immer nur einer, und wir dritthalb Dutzend Reservisten dürfen zusehen. Auch legitimer König im Exil zu sein ist annehmbar, wenn man nämlich das Temperament dazu hat. Der Herzog von Bordeaux zum Beispiel hat mir ganz gut gefallen. Er war eine Schaufigur. Er hat alle Ehren der ersten Person gehabt, ohne die geringste Last und Verantwortlichkeit. Seine Umgebung hat ihm, und er hat sich eingeredet, daß er die Krone auf dem Kopf hat, aber sie hat ihn nicht gedrückt — aus guten Gründen. Er war mit sich zufrieden, denn er hat sich für einen verkörperten Grundsatz gehalten, und wenn man das ist, so braucht man nicht anderes zu tun. Dann heißt Nichtstun sittliche Würde und Treue gegen

sich selbst. Das geht. Aber wenn man weder König im Dienst noch König im Exil ist, was hat man dann von der Hoheit? Dann ist es doch viel schöner, in Patagonien Weizen zu bauen und Schafe zu züchten und zu tun und lassen, was einen freut."

„Teilen Sie diese Ansichten, gnädige Frau?" fragte die Baronin.

„Von ganzem Herzen," rief die junge Frau.

„Nun, ich bin neugierig, wie die Nachkommen, die ich Ihnen wünsche, darüber denken werden."

„Mir ist nicht bang vor ihrem Urteil," sagte Heeremann lächelnd. „Ich will Ihnen ein dunkles Stübchen in meiner Seele zeigen, das meistens verschlossen ist, die romantische Ecke. Als Bub' und junger Lackel hab' ich mir wirklich eingebildet, daß ich zu den Göttern gehöre und an Leib und Seele etwas ganz anderes bin wie ein gewöhnlicher Mensch. Später sind mir aber Zweifel an meiner Gottheit aufgestiegen. Das war ein recht peinlicher Zustand. Denken Sie sich, wie es Jupiter zumut sein mag, wenn er in seinem Tempel, hinter seinem Altar sich immer mit der Frage herumquälen muß: bin ich ein Gott? bin ich nur ein Steingötze, den der erstbeste Hammer kleinschlagen kann? Ich mache ein großes Experiment. Ich werd' ja den Ausgang nicht sehen, aber das schad't nichts. Die Vorstellung ist doch eigentümlich reizvoll. Ich steige aus dem Glanz ins Dunkel hinab. Bleiben meine Nachkommen unten, nun, dann sind sie ja an der richtigen Stelle, denn dann ist bewiesen, daß an ihnen und an uns nichts Besonderes ist. Sind wir aber wirklich etwas Besonderes — möglich ist es ja; wer weiß denn etwas Gewisses? — dann wird einer von meinen späten Bengeln wieder auf-

tauchen und etwas Großes werden. Der wird dann sein Recht, zu herrschen, durch die eigene Kraft aufs neue erwiesen haben."

Es trat eine kleine Pause ein, während welcher Heeremann anscheinend einen Gedanken verfolgte. Dann lachte er kurz auf. „Es kann auch noch schöner kommen. Unser Haus kann sich verbrauchen und vielleicht aussterben — wir leben so unnatürlich und freudlos, wo soll da die Lebenskraft herkommen! Meine Nachkommen dagegen entwickeln sich drüben durch Blutauffrischung und Freiheit zu patagonischen Riesen, und dann schickt man einst eine Abordnung aus Wien hinüber und bittet sie, ins alte Stammland zurückzukommen und sich wieder der Krone anzunehmen, und eines Tages sieht man in der Hofburg einen prachtvollen Gewaltmenschen erscheinen, der noch ahnherrlicher ist als mein sagenhafter Ahnherr Radbot. So würde ich, gerade indem ich aus der Dynastie ausscheide, der Erhalter der Dynastie werden? Wär' das nicht ein gelungener Witz?"

Die Mahlzeit war zu Ende. Der gewesene Erzherzog führte die Baronin in den Salon zurück und sagte plötzlich, während er seinen schwarzen Kaffee ohne Zucker schlürfte: „Meine liebe Freundin Josefine, wollen Sie sehr lieb sein?"

„Kaiserliche Hoheit —"

„Wissen Sie, musikalische Genüsse werden wir drüben nicht haben. Spielen Sie mir noch zu guter Letzt etwas vor. Vielleicht Chopin, wie nur Sie ihn spielen können. Diese Töne nehmen wir als Andenken mit."

Die Baronin schien nicht angenehm überrascht. „Ich habe seit beinahe zwei Jahren keine Taste berührt —"

„Das macht nichts. Ans Klavier, schnell. Ich gönn's auch meinem Annerl."

Es half nichts. Die Baronin mußte gehorchen. Wenn Herr Heeremann etwas forderte, war er noch sehr Erzherzog. Als sie erst am Flügel saß, erwachte auch ihr Ehrgeiz, und sie tat ihr Bestes, das noch immer sehr gut war.

Frau Heeremann klatschte entzückt Beifall, Heeremann dankte warm und sagte: „Jetzt etwas Kindisches. Sie können mich ruhig auslachen. Spielen Sie mir noch den Radetzkimarsch und den Sambre et Meuse-Marsch. Das ist der schönste Marsch der Welt. Dann gehen wir."

Die Baronin tat ihm den Willen. Als die letzten Takte der stolz und naiv kriegerischen Musik heruntergeschmettert waren, erhob Heeremann sich, drückte der Baronin lang beide Hände und sagte: „Leben Sie wohl, meine liebe Freundin, ich freue mich, Sie noch gesehen zu haben. Wir werden an Sie denken. Sie dürfen uns vergessen. Ich wünsche Ihnen alles Gute. Das beste ist und bleibt aber die Einsicht, daß Glück etwas anderes ist als die Eitelkeiten der Welt."

Im Vorzimmer sagte er zu Siegfried, der Frau Heeremann das Cape umhängte: „Wenn du willst, kannst du uns zum Theater begleiten."

Die Baronin hatte ihre feierliche Staatskarosse mit den fetten Gäulen anspannen lassen und Heeremann zur Verfügung gestellt.

Unterwegs begann Heeremann: „Ich hab' nicht deutlicher werden wollen, um deine Mutter nicht zu betrüben. Aber zu dir darf ich wie ein ehrlicher Freund sprechen. Ich hab' mit aufrichtigem Bedauern gesehen, daß ihr euch seit dem Tod deines Vaters mit seiner Familie überworfen habt. Ihr seid auf dem Holzweg, mein Lieber. Wenn man gegen eine morganatische Ehe protestieren will, dann darf

man nicht bis zur silbernen Hochzeit warten. Das ist ein bißchen spät."

„Ehe ich geboren war, habe ich nicht protestieren können," erwiderte Siegfried. „Ich habe es so bald getan, wie es mir möglich war."

„Ist schon möglich. Aber ihr tut nicht recht, glaub's mir, mein Lieber. Du hast etwas unternommen, was einfach nicht zu machen ist. Du kannst das Haus Löwenstein vielleicht vernichten — Napoleon war nahe dran, die Bourbonen zu vernichten! — du kannst vielleicht auch über das Haus Löwenstein hinauswachsen; aber du kannst deine Aufnahme ins Haus Löwenstein nicht durch Prozesse erzwingen. Laß dich warnen. Vergeude dein Leben nicht an etwas Undurchführbares. Laß die Löwensteiner und trachte, selbst ein Ahnherr zu werden. Es ist ja einem bärenstarken, jungen, entschlossenen Menschen nie leichter gewesen, durchzudringen, als in unserer Zeit. Sieh dich doch um — sieh doch, wie es heutzutage in der Welt zugeht. Da ist einer, der war als Bub' ein Stiefelputzer, er ist jetzt Milliardär und verkehrt mit Herrschern wie mit Seinesgleichen. Ein anderer war gestern ein kleiner Zeitungsschreiber in Indien und ist heute weltberühmt und wenn er krank ist, lassen sich die größten Kaiser der Welt täglich Berichte über sein Befinden telegraphieren. Und so ist es in der Kunst, in der Politik, in allem. Wenn du ehrgeizig bist, so mach' den Namen Gronendal berühmt. Gründe aus eigener Kraft eine Dynastie Gronendal."

„Kaiserliche Hoheit haben eine zu gute Meinung von mir. Ich habe keine großen Talente, um als Künstler oder Dichter berühmt zu werden. Und eine Dynastie zu gründen — ich glaube nicht, daß man das aus eigener Kraft

kann. Dazu gehört eine Partei, eine Revolution, was weiß ich. Solchen Ehrgeiz habe ich gar nicht."

„Welchen Ehrgeiz hast du?"

„Nur den, das Erbe meines Vaters anzutreten."

„Mein Lieber, ich mein' es gut mit dir. Die Persönlichkeit ist das Wichtigste, nicht der Titel. Du machst auch als Baron Gronendal eine ganz gute Figur in der Welt und hast es leichter als Millionen andere, alles herauszubringen, was in dir ist. Was bist du denn mehr, wenn du ein kleiner Prinz Löwenstein-Franka bist, der nichts ist und nichts hat und nichts kann? Schau, du kommst mir vor wie einer, der mit Händen und Füßen stößt, um sich in einen Spektakel hineinzudrängen, den er sich Gott weiß wie schön vorstellt. Ich komm' aus dem Spektakel heraus und sag' dir: stoß doch nicht, es ist nicht der Mühe wert."

Der Wagen hielt vor dem Theater. Heeremann und seine Gattin verabschiedeten sich herzlich von Siegfried. „Merk dir's, mein Lieber," sagte ihm Heeremann, indem er ihm die Hand reichte; „ich bin drin gewesen und herausgekommen. Es ist nicht der Mühe wert."

Die merkwürdigen Übereinstimmungen zwischen gewissen Bemerkungen des Erzherzogs und Nicolines gaben Siegfried so viel zu denken, daß er das Bedürfnis eines langen, einsamen Spazierganges empfand. Er schickte den majestätischen Kutscher weg und ging zu Fuße den weiten Weg nach Hause.

Fünftes Buch

Die erste Juliwoche brachte die neue Abrechnung des Dr. v. Osterburg. Sie versetzte die Baronin in eine derartige Aufregung, daß sie in Ohnmacht sank. Die Haushälfte, weit entfernt, einen Ertrag abzuwerfen, forderte wieder einen Zuschuß, und die Apanage ging in Anwaltsgebühren und allerlei Kosten für Archivforschungen zur Ausarbeitung der Denkschrift und ähnliche Dinge auf. Der Rechenschaft lag nicht nur kein roter Heller bei, sondern die Baronin blieb noch mit einem geringen Betrag bei ihrem Rechtsanwalt in der Kreide. Allerdings schickte er die Denkschrift mit, aber das war kein ausreichender Ersatz für die unerschwinglichen Opfer, die Osterburg ihr zumutete.

Als die Baronin sich gefaßt hatte, übergab sie Osterburgs Arbeit Siegfried zur Übersetzung ins Französische, dem Anwalt aber telegraphierte sie, sie bestehe darauf, daß er das Haus unverzüglich verkaufe, und sie bedaure, daß er es nicht bereits getan, obschon sie ihn vor bald sechs Wochen darum gebeten habe.

Osterburg stellte ihr einige Tage später — denn er hatte mit seinen Antworten keine Eile — ehrerbietig vor, daß ein überhasteter Verkauf im Hochsommer ihr unvorteilhaft werden könne, sie wies ihn jedoch durch den Draht gebieterisch an, sich streng an ihre Weisung zu halten.

Er ließ es sich diesmal gesagt sein und konnte ihr gegen die Mitte des Monats melden, daß der Verkauf vollzogen sei, aber freilich leider zu recht ungünstigen Bedingungen, nämlich um 100 000 Gulden, gerade den Betrag der Hypothek. Ihre 50 000 Gulden waren also bis auf den letzten Pfennig verloren. Das „letzte Karree" hatte sich nicht nur übergeben, es war auch vom Erdboden weggetilgt worden. Dieser Schlag warf die Baronin vollends nieder. Sie mußte zwei Tage das Bett hüten und jammerte der sie pflegenden Berta immer wieder vor: „Was nun, Berta, was nun?"

Die Kammerfrau bat sie vergebens, sich doch nicht mit Geschäften zu quälen, so lange sie nicht wohl sei, die Baronin ließ nicht ab, händeringend Ziffern zu wiederholen und mit marternder Genauigkeit auszurechnen, daß sie gerade noch bis zum Fälligwerden der Forderungen des Buchdruckers knapp zu leben habe, dann aber ohne Obdach und Brot bleiben müsse, wenn nicht ein Wunder geschehe.

„Es braucht kein Wunder zu geschehen. Bevor Hoheit es zum Äußersten kommen lassen, können Sie sich ja mit der Familie aussöhnen."

„Dann nehme ich schon lieber eine gehörige Dosis Chloral und habe Ruhe," murmelte die Baronin düster.

„Hoheit werden sich doch nicht so versündigen!" rief Berta und bekreuzigte sich. „Wo bleibt denn der Prinz? An den denken Hoheit wohl gar nicht? Der wird schon alles in Ordnung bringen."

„Ja, der! Aber wie?"

„Der Prinz muß sich halt verheiraten, wie Hoheit sich's ja immer gedacht haben."

Die Baronin verstummte und hing lang ihren Ge-

danken nach. In der Tat, es war Zeit, ernſtlich dieſen Plan in Angriff zu nehmen, da alle anderen anſcheinend geſcheitert waren. Sie wußte, daß Siegfried mit Nicoline ſeit Weihnachten ungefähr täglich zuſammengekommen war; das war ihr von vielen Seiten hinterbracht worden; denn die beiden verſteckten ſich nicht und Bekannte hatten ſie häufig auf der Straße und in Muſeen beiſammen geſehen. Es war ihr aber auch bekannt, daß die Begegnungen ſeit Siegfrieds Thiodviker Reiſe aufgehört hatten, denn er hatte ſeine Nachmittage augenſcheinlich wieder frei und verbrachte ſie wie früher mit Dormans, auf ſeinem Schießſtand, bei Rennen oder daheim, und eine genaue Beobachtung ſeiner Lebensweiſe ließ nicht erkennen, wo und wann er Nicoline etwa antreffen konnte. Sie machte ſich über die Urſachen der Veränderung ihrer Beziehungen keine Gedanken, ſie ſchloß nur, daß eine Erkaltung, vielleicht ein Bruch zwiſchen den beiden erfolgt war, und das nahm ihr eine Laſt vom Herzen. Siegfried war alſo frei, und ſie hatte ſich von ſeiner Seite wohl keines Widerſtandes zu verſehen, wenn ſie ihn vorteilhaft zu etablieren ſuchte, was für ſie alle das Ende der Sorgen und Kämpfe bedeuten konnte.

Früher hatte die Baronin ernſtlich auf die Wirkung von Siegfrieds Perſönlichkeit gerechnet. Er zeigte ſich mit ihr in den Theatern und Hippodromen. Er beſuchte mit ihr einige Geſellſchaften. Die Abonnenten der Großen und Komiſchen Oper und der Comédie française mußten ihn, wenigſtens von Anſehen, kennen. Seine prachtvolle Erſcheinung mußte auffallen. Er mußte Eroberungen machen.

Die Erwartungen der Baronin erfüllten ſich nicht. Sie waren auch kindiſch. Junge Mädchen aus beſten Familien vergaffen ſich in Paris kaum je in einen ſchönen und

Max Nordau, Zur linken Hand II. II. Bd. 47

interessanten jungen Fremden, den sie im Theater erblicken; daß aber Intrigantinnen ihn mit ihren Operngläsern häufig aufs Korn nahmen und sich in Nachbar- oder Gegenüberlogen auffällig machten, das war für ihre Zwecke wertlos.

Sie mußte auch die Erfahrung machen, daß ihr ganzer Umgangskreis nicht bot, was sie suchte. Bei Frau Abeille verkehrten wohlhabende Leute, aber ganz große Erbinnen gab es da nicht, und mit einer Mitgift von ein paar hunderttausend Franken oder einer Million, um die sich die kleinen Streber des Salons der Frau Abeille zu schaffen machten, war ihnen nicht geholfen. Auch die Amerikaner, zu denen sie Beziehungen hatte, waren nicht ersten Ranges, und es schien ihr mit Recht äußerst gewagt, sich mit Leuten tiefer einzulassen, deren wirkliche Verhältnisse ihr eigenes Geheimnis waren. Die Verbindungen des Grafen Laporte und der Barone Dormans erwiesen sich als völlig unfruchtbar. Da lag alles auf dem Anschlag nach guten Prisen; zu holen war da nichts. Wenn ihr Schwager Bourbon sie bei sich empfangen hätte, so wäre es ein Leichtes gewesen, für Siegfried eine glänzende Partie zu finden. Aber der Prinz und seine Gattin hatten sie immer hoffärtig und geringschätzig behandelt, schlimmer als selbst der König von Atlantis, und seit dem Tode des Prinzen Albrecht war die Brücke zu ihnen ganz abgebrochen.

Nur in den obersten Finanzkreisen und bei den unzweifelhaften transatlantischen Milliardären waren die Vermögen anzutreffen, die sie beanspruchte. Mit einiger Gewandtheit ihrerseits, mit einigem guten Willen von seiten Siegfrieds wäre es ihnen wahrscheinlich leicht geworden, dort einzudringen. Die Baronin war jedoch zu stolz oder

zu schwerfällig, um das Nötige zu tun. Ihre Vorstellung von ihrer Würde verbot ihr Bewerbungen, bei denen man auch Abweisungen als Geschäftsrisiko hinnehmen muß. Siegfried aber stieß mit Abscheu den Gedanken zurück, sich bei Protzen einzudrängen, die sich aus ihm nichts machten.

Man mußte einen andern Weg einschlagen, um ans Ziel zu gelangen. Die Baronin war über ihn nicht in Zweifel. Als sie wieder ausging, war ihr erster Gang zum heiligen Antonius von Padua, unter dessen besondern Schutz sie ihr Vorhaben stellte, nicht ohne ihm eine für ihre derzeitigen Verhältnisse ansehnliche Gabe zu opfern und eine viel größere Spende zu geloben, wenn ihr Beginnen zu einem glücklichen Ende führe. Dann begab sie sich zu ihrem Beichtvater, einem klugen, weltkundigen Assumptionistenpater, und sagte ihm ohne Rückhalt, wie es ihrem Vertrauen zu diesem Seelenlenker entsprach, daß sie ihren einzigen Sohn, der bereits ins 24. Lebensjahr getreten sei, verheiraten wolle. Er habe an Leib und Seele alles, was auch das wählerischste junge Mädchen glücklich machen könne. In einer demokratischen Republik lebend, sei sie bereit, an die Herkunft der jungen Person, der ihr Sohn die Herzogskrone auf das Haupt setzen würde, keine Ansprüche zu stellen, vorausgesetzt, daß die Familie tadellos ehrenhaft und streng kirchlich war. Sie müsse aber auf eine entsprechende Mitgift rechnen, damit das junge Paar den Rang von allernächsten Verwandten der größten Kaiser und Könige der Christenheit wahren könne. Mit diesen liege sie zurzeit zwar in Streit. Die Beziehungen zu ihnen würden sich jedoch zweifellos ganz von selbst wieder anknüpfen, wenn der Prinz gut verheiratet und unabhängig sei und mit einem Glanz auftreten könne, der

dem Gesamthause Ehre mache. Sie kenne den Einfluß ihres Beichtvaters und seines Ordens und zweifle nicht, daß er ausreiche, um ihr das Gewünschte zu verschaffen. Der Prinz würde seine Frau als treuer Sohn der Kirche mit besonderer Dankbarkeit aus deren Händen empfangen und der Kirche müsse ja auch daran liegen, daß ansehnliche Vermögen nicht in Hände fallen, die davon einen gottlosen Gebrauch machen. Der Prinz würde seinen irdischen Besitz immer nur als anvertrautes Gut betrachten, das er zum Wohle des heiligen Glaubens zu verwalten habe.

Der Pater hörte aus der erbaulichen Rede der Baronin unter Vernachlässigung des Ornamentalen das Wesentliche heraus und hielt die Anregung für wichtig. Er lobte sie höchlich für ihre fromme Gesinnung und versprach, sich die Sache durch den Kopf gehen zu lassen und ihr so bald wie möglich Bescheid zu geben. Er nahm mit dem Superior Rücksprache, und das Ergebnis der Beratung war, daß der Pater der Baronin eröffnete, die Verheiratung eines Prinzen von Meißen-Löwenstein-Franka-Level sei eine Angelegenheit von solcher Bedeutung, daß sie über den Wirkungskreis eines armen Mönches weit hinausreiche. Für so große Dinge sei nur der Nuntius Seiner Heiligkeit oder Seine Eminenz der Kardinal-Erzbischof von Paris zuständig, eher dieser, da Se. Eminenz die französischen Familien besser in der Hand habe als Se. Exzellenz. Er werde sich mit Sr. Eminenz in Verbindung setzen und ihr zu wissen tun, wann man sie im erzbischöflichen Palast empfangen könne.

Die Baronin begann von ihrer Erkenntlichkeit gegen den Orden im Falle eines Ergebnisses zu sprechen, der

Mönch unterbrach sie jedoch lächelnd mit der Bemerkung, daß er lediglich um Gotteslohn handle.

Drei Tage später erhielt die Baronin aus der erzbischöflichen Kanzlei ein Schreiben, das ihr mitteilte, daß Se. Eminenz, ihrem Gesuche gern entsprechend, bereit sei, sie am folgenden Tage um elf Uhr vormittags zu empfangen. Sie sah der Begegnung mit großer Aufregung entgegen. Vorher hatte sie eine Schwierigkeit zu überwinden. Sollte sie allein gehen oder Siegfried mitnehmen? Es schien ihr nötig, ihn dem Kardinal vorzustellen; aber sie hielt es für bedenklich, ihren Sohn mit dem Zwecke des Besuches bekanntzumachen, ehe sie wußte, ob der Kardinal bereit sei, ihre Wünsche zu begünstigen. Sie wollte auch jetzt nach ihrem alten Grundsatz handeln: Alles für ihn, nichts mit ihm. Um ihren Zweifeln ein Ende zu machen, entschloß sie sich kurz, beim Generalvikar anzufragen. Sie fuhr nachmittags allein in ihrer Staatskarosse nach dem erzbischöflichen Palast und verlangte den Generalvikar zu sprechen. Man führte sie zu diesem hohen Geistlichen, der sie sehr freundlich nach ihrem Begehren fragte.

„Herr Generalvikar, ich soll morgen den Vorzug haben, Sr. Eminenz meine Ehrfurcht zu bezeigen."

„Ich weiß, Prinzessin."

„Sie wissen wohl auch, welches Interesse mich zu Sr. Eminenz führt?"

„Ich weiß auch das, Prinzessin."

„Nun liegt die Sache aber so, daß der Hauptbeteiligte, mein Sohn, von meinem Schritte nichts weiß. Er hat das Unglück gehabt, seinen Vater früh zu verlieren. Da uns der mächtige Schutz Sr. königlichen Hoheit meines seligen Gemahls fehlt, muß ich arme, schwache Witwe allein die

Elternpflicht unserm Kinde gegenüber erfüllen. Als christliche Familienmutter will ich alles tun, was an mir liegt, um ihn in würdiger Ehe zu sehen. Es würde ihm aber peinlich sein, wenn er erführe, welche heiligen Vermittelungen ich anrufe. Deshalb möchte ich ihn nicht eher einweihen, als bis die Dinge zu einer Vorstellung gediehen sind."

Der Generalvikar hörte verbindlich zu und nickte von Zeit zu Zeit beifällig.

„Ich weiß nun nicht, ob ich meinen Sohn morgen mitbringen soll —"

„Gewiß," sagte der Generalvikar; „der Prinz muß ja Sr. Eminenz vorgestellt werden."

„Natürlich; aber wenn ich Sr. Eminenz vom Zweck unseres Besuches spreche, so erfährt mein Sohn ja —"

Der Generalvikar sprang beinahe in die Höhe. „Wie, Prinzessin!" rief er lebhaft; „Sie haben doch hoffentlich nicht die Absicht! Keine Silbe davon, wenn ich bitten darf, keine Silbe, nicht wahr?"

„Aber —"

„Se. Eminenz empfängt mit großer Genugtuung die fromme Fürstin, sie freut sich, den Sprößling eines illustren Stammes kennen zu lernen, sie wird Mutter und Sohn gern in ihren löblichen und verdienstvollen Gesinnungen bestärken und ihnen ihren Segen geben. Von anderen Dingen weiß Se. Eminenz natürlich nichts. Ihr erhabenes Amt nimmt alle ihre Gedanken in Anspruch. Mit den weltlichen Dingen beschäftigen sich andere Personen. Ich habe zu Ihrem Zartgefühl das Vertrauen, Prinzessin, daß Sie auch nicht mit einem Worte auf irgend etwas anspielen werden."

Die Baronin war ein wenig überrascht, dankte indes für die Belehrung und fragte, ob sie auf Erfolg hoffen dürfe, ob etwas Passendes in Aussicht sei —

„Prinzessin," erwiderte der Generalvikar lächelnd, „stellen Sie sich zunächst nur mit Ihrem Herrn Sohn Sr. Eminenz vor. An das Weitere werden wir dann denken."

Beim Abendessen eröffnete die Baronin Siegfried, daß sie ihn am folgenden Vormittag zum Kardinal-Erzbischof von Paris führen wolle. Als er sehr erstaunt aufblickte, fuhr sie fort: „Einen Hof gibt es hier nicht. Dein Onkel Bourbon sieht uns über die Achsel an. Die republikanischen Salons sind nicht das Richtige. Du hast es empfunden, und ich muß dir recht geben. Der erzbischöfliche Palast ist die einzige Stelle, wo du hoffen kannst, passende Gesellschaft anzutreffen. Deshalb halte ich es für nötig, dich dort einzuführen."

Siegfried dankte seiner Mutter für ihre Vorsorge, und sein Ton klang etwas wärmer als gewöhnlich.

Mit königlicher Pünktlichkeit fuhren die Baronin und Siegfried zur anberaumten Stunde beim erzbischöflichen Palast vor. Die Baronin war ganz schwarz gekleidet, mit einem Saphirkreuz als einzigem Schmuck. Sie wurden von einem jungen Abbé zum Generalvikar und von diesem sofort in das Kabinett des Kardinals geführt. Er blieb bei der Unterredung anwesend.

Der Kardinal erhob sich beim Eintritt der Baronin von seinem Schreibtisch, ging ihr zwei Schritte entgegen und reichte zuerst ihr, dann Siegfried den Ring zum Kusse. Die Erscheinung des hellblonden schönen jungen Riesen schien ihn zu überraschen und zu erfreuen. Er wies der Baronin auf einem etwas steifen dreisitzigen Empire-Kanapee

und Siegfried auf einem Stuhl Plätze an und sagte nach der Vorstellung durch den Generalvikar, der sich demütig etwas abseits hinsetzte: „Hoheit, ich freue mich, Sie und Ihren edeln Sohn bei mir zu begrüßen. Ich kenne Ihre Frömmigkeit und bin überzeugt, daß der Prinz ein so heilsames Beispiel nachahmen wird."

„Eminenz," erwiderte die Baronin, „die heilige Kirche hat mich in jedem Kummer aufrecht erhalten. Und mein Leben ist an Kummer reich gewesen. Ich möchte auch meinen Sohn dem Schutze der Kirche und ihres Fürsten empfohlen halten."

„Der Generalvikar ließ ein kurzes, leichtes Räuspern vernehmen.

„Die Kirche," erwiderte der Kardinal, „ist allen ihren Kindern eine gütige Mutter. Sie vergilt Treue mit Treue, und wer ihr gehorcht, der findet in ihr sein Heil. Prinz, die Vorsehung hat Ihnen ihre Gaben verschwenderisch zugeteilt, wie ich mit Freude und Bewegung sehe, und ich zweifle nicht, daß in der auserlesenen Form auch eine schöne Seele wohnt."

Siegfried dankte dem Kirchenfürsten für seine gute Meinung.

„Es tut mir leid," sagte der Kardinal, „daß ich niemals Gelegenheit hatte, den seligen Prinzen Albrecht kennen zu lernen —"

Die Baronin, die aus dieser Bemerkung einen leisen Vorwurf herausfühlte, erlaubte sich, achtungsvoll einzufallen: „Eminenz, es war immer seine Absicht, Ihnen seine Aufwartung zu machen. Gott hat es anders gefügt. Er ist mir zu bald nach unserer Niederlassung in Paris entrissen worden."

Der Kardinal machte eine weich abwinkende Bewegung mit der Hand, wie um Entschuldigungen vorzubeugen, und begann eine Unterhaltung mit Siegfried, den er nach seinem Bildungsgange, seinen Reisen, seinen Pariser Eindrücken fragte. Er hörte die kurzen, doch nicht ungewandten Antworten mit sichtbarem Wohlgefallen und sagte dann: „Mein Kind, es war mir eine ungewöhnliche Genugtuung, Sie kennen zu lernen. In Ihren Adern fließt das Blut einer großen Heiligen, die ich stets besonders verehrt habe. Wenige geschichtliche Tatsachen haben der heiligen Kirche solchen Schmerz und Schaden zugefügt wie der unglückliche Abfall Ihres erlauchten Hauses. Um so tiefer war ihre Freude über die Rückkehr Ihres Großvaters in ihren Schoß. Sie sehen, wie der Herr gerade Ihren Zweig gesegnet, seit er den rechten Weg wiedergefunden hat. Als Abtrünnige hätten die Ihrigen weder die Königskrone von Atlantis noch die von Hageland auf ihr Haupt gesetzt. Ich gebe mich gern der Hoffnung hin, daß der Verzicht des einen Zweiges auf einen dreihundertjährigen Irrtum von Vorbedeutung für die künftigen Entschlüsse Ihres Gesamthauses ist. Einstweilen ist jeder katholische Träger des großen Namens Meißen-Löwenstein-Franka der heiligen Kirche besonders teuer. Ich hoffe, mein Kind, Sie von Zeit zu Zeit wiederzusehen."

Der Kardinal erhob sich, reichte der Baronin, der die Tränen über die Wangen rollten, und Siegfried die Hand zum Kusse, erteilte den beiden seinen Segen und geleitete sie drei Schritte weit, fast bis zur Tür. Der Generalvikar, der bis zur ersten Treppenstufe mitging, beglückwünschte sie zu dem vortrefflichen Eindruck, den sie auf Se. Eminenz gemacht, begnügte sich aber, auf den fragenden Blick der

Baronin mit einem leisen, viel verheißenden Lächeln zu antworten.

Im Wagen sagte Siegfried: „Er hat mich tatsächlich zweimal mein Kind genannt."

„Ich habe es mit Freude und Dankbarkeit gehört," erwiderte seine Mutter. „Ich fühle, daß wir im Kardinal einen Freund gewonnen haben. Das kann für uns von allergrößtem Wert werden. Es war eine der vielen und schweren Nachlässigkeiten deines armen Vaters, daß er diesen Kirchenfürsten nicht besucht hat, als wir nach Paris übersiedelten."

Noch denselben Nachmittag wurde die Visitenkarte des Kardinal-Erzbischofs in der Villa Josefine abgegeben, zugleich mit derjenigen des Generalvikars, der unter seinen Namen geschrieben hatte: „. . . erneut seine Glückwünsche von diesem Vormittag und steht Ihrer Hoheit jeden Montag und Freitag morgens zwischen 10 und 11 zur Verfügung."

Da es Dienstag war, mußte sie sich trotz krankhafter Ungeduld drei Tage lang gedulden. Am Freitag aber war sie im erzbischöflichen Palast. Das Vorzimmer des Generalvikars war schon voll Menschen. Es saßen da Geistliche, Nonnen, einige Damen, ein Herr. Als ihm die Baronin gemeldet wurde, empfing der Generalvikar sie jedoch vor den Wartenden.

„Herr Generalvikar, wie stehen die Dinge?" begann die Baronin geradezu.

„Prinzessin, ich bin glücklich, Ihnen bestätigen zu können, daß Se. Eminenz von Ihrem Herrn Sohn einen ausgezeichneten Eindruck empfangen hat."

„Ah!"

„Es wird, glaube ich, möglich sein, ihm bei seiner Etablierung unter uns behilflich zu werden."

„Das ist für mich eine große Erleichterung. Darf ich nunmehr fragen, ob Sie bereits etwas Bestimmtes im Auge haben?"

„Hm. Etwas Bestimmtes." Er schien nachzudenken. „Vielleicht. Wir kennen in der Tat eine junge Person, ein Muster von Bescheidenheit und Frömmigkeit, gebildet, wohltätig, auch von gefälliger Gestalt. Wenn es im Plane der Vorsehung liegt, ihre Hand dem Prinzen zu bescheren, so gäben die beiden wirklich ein bemerkenswertes Paar."

„Und — ist die Vermögenslage —"

„So etwas wie fünfzig Millionen in Gütern, Häusern und französischer Rente," sagte der Generalvikar leichthin. „Dabei einziges Kind."

Die Baronin war bei der Nennung der Ziffer sehr rot geworden. Sie schloß einen Augenblick die Lider in schwelgender Betrachtung eines glänzenden innern Gesichts.

„Die junge Dame ist Französin?" fragte sie, als sie die Augen wieder öffnete.

„Gewiß, Prinzessin."

„Aus ehrenwerter Familie?"

„Prinzessin, wir kennen hier keine anderen als ehrenhafte Familien."

„Verzeihen Sie, Herr Generalvikar. Ihre Angaben nehmen mich sehr für das Fräulein ein. Wie sollen wir zu der Familie in Beziehung treten? Werden wir uns irgendwo begegnen, oder —"

„Ich muß noch eins bemerken. Die Familie ist nicht von besonders ausgezeichneter Herkunft. Der Vater ist der Schöpfer seines großen Vermögens. Er ist als junger

Mann nach Südafrika gegangen und von dort vor wenigen Jahren als großer Millionär wiedergekommen."

„So! Er — macht doch jetzt keine Geschäfte mehr?"

„O nein. Er ist Rentner." Pause. „Die Mutter, um alles zu sagen, war eine einfache Arbeiterin. Modistin, habe ich mir sagen lassen. Aber sie hat nur ganz kurze Zeit in Johannesburg einen Modeladen gehabt. In Europa hat niemand sie in dieser Eigenschaft gekannt."

Die Miene der Baronin wurde bekümmert. „Das ist freilich etwas — etwas — aber die Formen der Eltern sind doch —"

„Tadellos. Sie haben allererstes Verkehr und fallen in ihrem Kreise durch nichts auf. Oder höchstens durch besondere Eleganz und Mildtätigkeit."

„In diesem Falle —" murmelte die Baronin, „allerdings — und schließlich — die Eltern werden wohl nicht den Anspruch erheben —"

„Verzeihung," sagte der Generalvikar mit Nachdruck, „die Eltern erheben jeden Anspruch, und sie haben auch das Recht dazu. Der Vater der jungen Person ist von Sr. Eminenz dem Heiligen Vater zu einer Standeserhöhung empfohlen worden, deren er sich durch seinen Wandel und seine Werke würdig gemacht hat. Wenn ihn die Gnade des Heiligen Vaters zum römischen Grafen erhebt, so darf er sich jedem gleichachten."

Die Baronin neigte schweigend das Haupt.

„Der Vollständigkeit wegen will ich nicht unterlassen, auch noch zu erwähnen," fuhr der Generalvikar mit gut gespielter Gleichgültigkeit fort, „daß der Vater jüdischer Abstammung ist —"

Die Baronin stieß einen halblauten Ruf der Überraschung aus. „Jüdischer —"

„Abstammung, sage ich. Die Mutter ist von gut katholischer Herkunft. Er selbst ist natürlich getauft, und er hat die Festigkeit seines Glaubens so oft und glänzend bewiesen, daß niemand ein Recht hat, sie anzuzweifeln. Er unterstützt großherzig alle unsere Werke. Er hat auf seinen Gütern ein Männer- und ein Frauenkloster gestiftet. Man wendet sich nie vergebens an ihn um eine Glocke oder einen Altarschmuck für eine arme Kirche. Er wird nicht müde, für unsere Schulen, für unsere Presse Opfer zu bringen. Kurz, ich betrachte ihn als das Muster eines werkeifrigen Katholiken."

„Es ist doch so eine Sache," wagte die Baronin immer noch einzuwenden. „Ich weiß nicht, ob mein Sohn das Vorurteil überwinden wird —"

„Nun dann nicht," gab der Generalvikar trocken zurück. „Ich habe nicht zuzureden, nur auseinanderzusetzen. Ich würde es nicht loben, wenn man gegen einen Israeliten lieblos wäre, der das Heil gefunden hat. Die verstockten Talmud-Juden, die in ihrer seelischen Blindheit verharren, müssen wir mit aller Kraft bekämpfen. Die Juden aber, die die Sünden ihrer Väter bereuen, haben wir als Brüder aufzunehmen. Das lehrt die Kirche, und daran hat man sich zu halten.

Die Baronin senkte die Augen und sagte nichts. Im Grunde war es ihr gleich, ob der Vater ihrer Schwiegertochter jüdischer, türkischer oder chinesischer Abstammung war. Sie glaubte nur, sie schulde es sich selbst und ihrem Standpunkt, sich darüber Sorgen zu machen, wie wohl die Familie und die verwandten und verschwägerten Höfe

nach der früher oder später erfolgenden Versöhnung sich zu der Prinzessin von jüdischer Abkunft stellen würden.

Der Generalvikar konnte trotz seiner Klugheit und Seelenkenntnis die wirklichen Gedanken der Baronin unmöglich erraten. Er deutete ihr Schweigen als Widerstand und erhob sich. „Prinzessin, ich wiederhole, wenn das, was ich Ihnen gesagt habe — und es war meine Pflicht, es Ihnen zu sagen —, Ihnen die Verbindung unerwünscht macht, dann betrachten wir unsere Unterhaltung als ungeschehen."

Die Baronin stand nicht auf, sondern erwiderte hastig: „Aber keineswegs, Herr Generalvikar, Ihre Gründe überzeugen mich ja vollkommen, ich habe mich nur gefragt, ob die gesellschaftliche Stellung meines Sohnes bleiben wird, was sie bleiben muß —"

„Bedenken in dieser Richtung sind unbegründet. Die Familie wird überall mit Auszeichnung empfangen. Sie ist selbst sehr wählerisch, nach meiner Empfindung zu sehr. Sie können sich denken, Prinzessin, daß das Fräulein viel umworben ist. Man legt ihr die schönsten Namen zu Füßen. Aber der Vater ist schwierig. Er will keinen ausländischen Adel. Er will auch keinen Adel, der es nötig hat, sein Wappenschild zu vergolden. Er will sich nur mit dem höchsten und unzweifelhaftesten Adel Frankreichs verschwägern, und Sie begreifen, daß die sehr wenigen verfügbaren jungen Herren dieser Kategorie es nicht nötig haben, eine Gattin außerhalb ihres Kreises zu suchen. Auch nicht wegen eines halben Hunderts Millionen. Denn man ist in diesem Kreise reich genug, viel reicher als vor der Revolution. Das wußte unser Freund nicht. Das wissen wenige Fernstehende. Ihr Herr Sohn ist allerdings ein Ausländer.

Aber ein Prinz aus königlichem Geblüte kann nicht mit einem neapolitanischen Herzog oder polnischen Grafen verglichen werden. Einem so erlauchten Namen zuliebe wird der Vater wohl von seinem starren Grundsatz abweichen, nur einen begüterten altfranzösischen Aristokraten zu genehmigen."

Die Baronin blieb noch immer sitzen. Sie wollte durchaus zu einem Ergebnis gelangen. „Wie soll die Vorstellung stattfinden, Herr Generalvikar?"

Der Geistliche setzte sich wieder. „Die Familie ist bereits nach ihrer Besitzung in Trouville abgereist. Dort bleibt sie in der Regel bis zur Eröffnung der Jagd, bis Anfang September. Dann geht sie auf ihr Schloß in der Loire. Es empfiehlt sich, Prinzessin, daß Sie sich mit Ihrem Herrn Sohn gleichfalls nach Trouville begeben. Ich werde alsbald die Ehre haben, Ihnen den Namen der Familie zu nennen. Es wird Ihnen ein Leichtes sein, die junge Person mit ihren Eltern am Strande, auf den Promenaden oder im Theater zu erblicken. Wenn der Prinz sich von ihrer Erscheinung angezogen fühlt, dann kann die förmliche Annäherung erfolgen. Wir haben Freunde in Trouville, bei denen die Familie verkehrt. Wir führen Sie in einem dieser Häuser ein. So haben die jungen Leute Gelegenheit, sich kennen zu lernen. Ich zweifle nicht daran, daß der Prinz dem Fräulein sympathisch sein wird, wenn er es sich ein wenig angelegen sein läßt. Das Weitere ergibt sich dann von selbst. Gefällt der Prinz auch dem Vater, so wird er ihn zur Jagd einladen, auf dem Schlosse hat man Gelegenheit, miteinander vertrauter zu werden, und wenn alles nach Wunsch geht, kann die Verlobung im Herbst stattfinden."

„Sie wollten mir den Namen der Familie mitteilen, Herr Generalvikar."

„Gewiß, Prinzessin. Und ich werde auch die Ehre haben, Ihnen Einführungsschreiben an die Gräfin-Witwe von Rochenoire und an den Herrn Pfarrer von Trouville mitzugeben. Vorher haben wir nur noch eine kleine Förmlichkeit zu erfüllen."

Er erhob sich, schloß ein kleines Eckmöbel auf und trat mit einem Papier zur Baronin. „Sie werden die Güte haben, Ihren Namen hierher zu setzen."

Die Baronin nahm das Papier und las: „Wir verpflichten uns, innerhalb vier Wochen nach der Vermählung des Mitunterzeichneten mit Fräulein —" hier eine weiße Stelle — „dem Maître Duplan du Pouldu de Ker Couar, Rechtsanwalt am Berufungsgericht in Paris, zwei Millionen Franken zu bezahlen."

„Zwei Millionen!" murmelte die Baronin entsetzt.

„Das ist ziemlich genau ein Jahreseinkommen des jungen Paares. Das kann es unschwer entbehren. Denn im ersten Jahr macht man noch kein großes Haus. Und wenn der Prinz selbst den Kredit in Anspruch nehmen muß, um diese Verpflichtung zu erfüllen, so ist es ja auch kein Unglück. Es fehlt uns nicht an Freunden, die ihm in diesem Falle beistehen werden und denen gegenüber er sich in zwei oder drei Jahren ohne fühlbare Belästigung befreien kann."

Die Baronin starrte noch immer die Ziffer wie hypnotisiert an und wiederholte fast unbewußt: „Zwei Millionen!"

„Bedenken Sie, welche Bedürfnisse die Kirche in einer Zeit der Anarchie und Gottlosigkeit hat. Es wäre nicht

zu billigen, daß die Großen dieser Erde in anstößiger Üppigkeit leben, während die Verteidiger des Glaubens sich durch Mangel an den nötigen Mitteln in allen ihren Bewegungen gehemmt sehen. Es ist nur in der Ordnung, daß sie von ihrem Überfluß etwas opfern, wenn man hier überhaupt von Opfer reden kann. Schließlich danken Sie es uns, der Zucht, der wir die Geister unterwerfen, daß sie sich überhaupt ihres Reichtums erfreuen können. Am Tage, wo die Menge ganz dem Unglauben zur Beute geworden sein wird, mögen die Reichen zusehen, wie sie mit den ruchlosen Begierden der Besitzlosen fertig werden."

„Das ist wahr," sagte die Baronin demütig.

„Ich gebe Ihnen diese Erklärung als einer guten Christin, die für die Lage der Kirche Verständnis und Teilnahme hat. Über die Bedingung selbst kann es keine Erörterung geben. Sie ist das Ergebnis einer zugleich genauen und billigen Schätzung der Verhältnisse. Wir kennen den Wert des Dienstes, den wir erweisen, Prinzessin."

„Sehr wohl, Herr Generalvikar," erwiderte die Baronin; „darf ich um eine Feder bitten?"

„Es ist unnötig, daß Sie das Schriftstück sofort unterschreiben. Sie können das in aller Ruhe zu Hause tun und es uns dann zugehen lassen."

„Ich möchte aber, daß Sie die weiße Stelle ausfüllen. Sie begreifen, Herr Generalvikar, daß ich begierig bin, den Namen zu kennen —"

„Ich bitte um Verzeihung, Prinzessin, daß ich Ihre natürliche Neugierde nicht sofort befriedige. Zuvor muß auch Ihr Herr Sohn das Schriftstück unterzeichnen, dann erst können wir den Namen der jungen Person einschreiben."

„Ich muß meinen Sohn also von meinem Schritt unterrichten? Ich hätte das so gern vermieden!"

„Ich achte Ihr Zartgefühl, Prinzessin," erwiderte der Generalvikar lächelnd, „aber es geht doch nicht an, den jungen Mann zu verheiraten, ohne daß er es weiß."

„Gewiß nicht, Herr Generalvikar," meinte die Baronin hastig. „Ich hätte nur gewünscht und habe gehofft, daß ich meinen Sohn mit dem Fräulein bekannt machen kann, ohne daß er ahnt, wie die Dinge zusammenhängen. Ist der beiderseitige Eindruck hervorgebracht, dann kann man ihn unbedenklich diesen Schuldschein unterschreiben lassen."

„Verzeihung, Prinzessin, ich bin nicht ermächtigt, in dieser Weise vorzugehen. Das Schriftstück wird, mit Ihren beiden Unterschriften versehen, zu mir zurückgelangen, dann wird die Lücke ausgefüllt, Sie erfahren den Namen und empfangen die Einführungsschreiben." Er erhob sich wieder und verneigte sich vor der Baronin.

Sie hatte keine Wahl. Sie faltete das Papier, steckte es in ihr Notizbuch mit den Gold- und Schmelzdeckeln und nahm von dem hohen Geistlichen Abschied.

Schon auf dem Heimwege weihte sie Berta, die im Wagen auf sie wartete, in den Stand der Dinge ein. Die wiederholten Besuche ihrer Herrin im erzbischöflichen Palaste hatten die Kammerfrau äußerst neugierig gemacht, und sie grollte der Baronin, daß sie ihr die Mitteilungen vorenthielt, auf die sie Anspruch zu haben überzeugt war. Jetzt löste sich ihre Spannung angenehm.

Die Baronin erzählte ihr alles bis auf die jüdische Abstammung der Erbin. Die behielt sie für sich. „Wir enkanaillieren uns ein wenig," sagte sie, „aber es geschieht der Familie ganz recht. Warum hat sie sich so benommen."

Sie beklagte, daß sie nach Trouville gehen mußten. Das störte sie empfindlich in ihren Gewohnheiten. Seit Jahren verbrachte sie die Seebadsaison regelmäßig in Etretat. Dort war sie noch mit dem Prinzen Albrecht gewesen, man kannte sie in ihrem Gasthof und im Kasino, während sie in Trouville eine Unbekannte war. Doch daran ließ sich nichts ändern, und sie war bereit, auch dieses Opfer zu bringen. Die zwei Millionen gingen ihr auch nicht aus dem Kopf. Aber Berta, der sie das zu unterschreibende Papier zeigte, beruhigte sie.

„Das scheint mir nicht gefährlich, Hoheit. Eigentlich verpflichtet es zu nichts, denn wenn aus der Heirat nichts wird, so sind Hoheit auch nichts schuldig, und wenn der Prinz das gnädige Fräulein heiratet, dann wissen Hoheit, woher das Geld zu nehmen."

„Ja. Aber man kann sich nicht helfen: ein bißchen ängstlich ist man doch. Was ich bezahlen soll, daß ist genau angegeben. Wie viel wir kriegen, das steht nicht drin."

„Wenn es ein gewöhnlicher Vermittler wäre, würd' ich auch sagen: unterschreiben Sie nicht, Hoheit. Aber wenn der Herr Kardinal selbst die Sache in die Hand nimmt, dann ist man doch sicher, daß er uns nichts vormacht."

„Das hoff' ich auch. Jetzt haben wir noch die große Sorge: was wird Siegfried dazu sagen? Sie wissen, wie er ist."

„Ja, Hoheit, es ist halt Zeit, ganz offen mit dem Prinzen zu sprechen. Für wen tun denn Hoheit schließlich alles? Für ihn. Jetzt hat er eine Gelegenheit, sein Ziel

zu erreichen. Will er nicht, dann heißt das, er will lieber der Baron Gronendal als der Prinz Löwenstein-Franka sein. Dann haben Hoheit mehr als Ihre Pflicht getan und brauchen sich nicht weiter abzuquälen."

„Die Antwort kenn' ich schon," erwiderte die Baronin gereizt. „Sie sind immer mit dem Rat bei der Hand: geben Sie's auf. Ich hab' Ihnen aber schon gesagt: lieber gleich sterben."

Weshalb der Gedanke an die nun unvermeidliche und entscheidende Auseinandersetzung mit Siegfried sie beunruhigte, das sagte sie Berta nicht. Sie gestand es sich selbst kaum. Es war auch nichts Deutliches, sondern mehr ein dunkles Unbehagen, das von beklemmenden Ahnungen und Vermutungen erzeugt war.

Tags vorher hatte das große Konzert der Frau Conti stattgefunden, das eine Art Jahresprüfung ihrer Schülerinnen darstellte. Sie hatte die Einladung nicht benützt, weil sie Nicoline, die dreimal im Programm aufgeführt war, nicht sehen und nicht hören wollte. Es hatte ihr nun einen Stich ins Herz versetzt, als sie diesen Morgen im „Vercingetorix" unter den Gästen der Frau Conti Siegfried aufgeführt fand. Die „berühmte Primadonna des Diesaer Hoftheaters, Frau Flammert," war auch genannt. Sie war also nach Paris gekommen, um beim Auftreten ihrer Tochter anwesend zu sein. Daß Siegfried nur Nicoline zuliebe zu dem Konzert gegangen war, daran zweifelte sie nicht. Das war verdächtig. Wie standen die beiden jetzt miteinander? Gab es doch noch etwas zwischen ihnen? War er nicht so frei, wie sie alle die Zeit geglaubt oder gehofft hatte, wie es sein mußte, wie es die neue Wendung erheischte? Und die Flammert? Hatte sie irgendwie die

Hand im Spiel? Hier war eine finstere Ecke, eine Art Wetterwinkel, von wo es unbestimmt, doch beängstigend herüberdrohte.

Der „Vercingetorix" hatte ihr auch sonst keine Freude gemacht. Außer dem eigentlichen Konzertbericht hatte er noch einen besonderen Artikel auf der ersten Seite über Nicoline allein. Da war von dem beispiellosen Triumph des jungen Phänomens, von der geradezu niederschmetternden Wirkung ihres Auftretens auf die hingerissenen Zuhörer die Rede. Alles, was es an verzückt lobpreisenden Haupt-, Bei- und Zeitwörtern gab, war in diesem Aufsatz zu einer begeisterungstrunkenen Rhapsodie vereinigt, die ebenso die Erscheinung wie die Stimme und den Stil der jungen Künstlerin verherrlichte. „Was uns hier geboten wurde," hieß es am Schlusse, „das ist mehr als ein Versprechen. Wir erinnern uns keines ähnlich glanzvollen Debüts. Die Pariser und internationale Auslese, die heute in dem Konzertsaal der Frau Conti versammelt war, kann sich rühmen, einem Sonnenaufgang beigewohnt zu haben."

Die Baronin fand diese Übertreibungen abstoßend geschmacklos. Sie schätzte, daß dieser ohrenzerreißende Trommelwirbel marktschreierischer Reklame mindestens 3000 Franken gekostet haben mußte, und sie wunderte sich, nicht ohne eine leise Regung von Neid, daß die Flammert sich einen derartigen Aufwand genehmigen konnte. War der Prinz Johann auf seine alten Tage so freigebig geworden? Verschwendung war doch sonst sein geringstes Laster! Aber vielleicht glaubte er, für seine Tochter ein übriges tun zu sollen. Er fing es zwar töricht an, denn solche Klapperei konnte ihr nicht wirklich nützen, aber es war doch

eine gute Bewegung von ihm. Er hatte für sein Fleisch und Blut mehr Herz als gewisse andere Leute...

Die Baronin irrte sich. Der Artikel des „Vercingetorix" war keine bezahlte Reklame und keine Übertreibung. Die Zuhörer des Konzerts und die anwesenden Preßvertreter hatten wirklich die Empfindung gehabt, Zeugen eines bühnengeschichtlichen Ereignisses zu sein, und der kleine Coppée, der trotz einer Kruste von Blasiertheit noch sehr begeisterungsfähig war, hatte unter dem unmittelbaren Eindruck von Nicolines Kunstleistung und des wie von einer Grundwelle gehobenen Saales seinen Artikel fieberisch hingeschwärmt.

„Sapristi, nur sachte, nur sachte," hatte der Chefredakteur gesagt, als er den Erguß durchflogen, und Coppée ihm geantwortet: „Wieso? Verlassen Sie sich darauf: morgen spricht ganz Paris von dieser kleinen Flammert und übermorgen die ganze Welt, ob Sie nun wollen oder nicht. Es handelt sich hier nur darum, ob der ‚Vercingetorix' vorauseilen oder nachhinken soll."

Nach dem Konzert war Frau Flammert laut aufschluchzend Frau Conti um den Hals gefallen. Man beglückwünschte die Lehrerin beinahe ebenso stürmisch wie die Schülerin, die sich bescheiden den Huldigungen durch die Flucht in einen Nebenraum zu entziehen suchte. Siegfried hatte während der Konzertnummern von Nicoline den vollen Zauber ihrer schönen Gestalt, ihrer ausdrucksvollen Maske, ihrer leuchtenden Augen und besonders ihrer prachtvollen Glockenstimme empfunden, war aber eigentümlich verstimmt, als die Wundertöne verhallt waren und der tolle Beifallsjubel ausbrach. Er empfand deutlich, daß dieses Getöse ihn, seine Erscheinung, sein Wort verschlang. In diesem Bilde

heißer Gesichter, offener Münder, wild ineinanderschlagender Hände verdämmerte er bis zur Unsichtbarkeit. Dieser tobende Saal drängte sich zwischen ihn und Nicoline und entriß sie ihm brutal. Buchstäblich. Denn es war ihm unmöglich, nach dem Konzert zu ihr zu gelangen und ihr einige verbindliche Worte zu sagen. Seine Riesengröße und Bärenstärke half ihm nichts, da er sich in dieser auserlesenen Gesellschaft doch nicht wie ein Gepäckträger durchstemmen durfte. Des Fürstenvorrechts, daß die Menge vor ihm ehrerbietig auseinanderwich, erfreute er sich, unbekannt und unbeachtet, auch nicht. Er mußte gedemütigt warten, bis das Gedränge eleganter Damen, rücksichtsloser Theaterleute und pflichteifriger Journalisten sich großenteils zerstreut hatte, und erst dann gelangte er unter die Augen von Nicoline, die ihm beide Hände entgegenstreckte und seine halblaut und unsicher gestotterten Glückwünsche mit den herzlich, doch wie ihm schien, etwas herablassend gesprochenen Worten unterbrach: „Danke, danke, ich freue mich, daß auch Sie mit mir zufrieden sind. Sie sind eine von den drei oder vier Personen, für die ich gesungen habe."

„Drei oder vier?" dachte er, während er sich verneigte. Da erblickte er Frau Flammert neben ihr und begrüßte sie überrascht. Das war die eine. Vielleicht war Frau Conti die andere. Wer war die vierte, wenn er die dritte sein sollte?

Die vierte Person war ein großer weltbekannter Impresario, der mit Frau Flammert eifrig geplaudert und sich unterbrochen hatte, als Siegfried zu ihr getreten war. Aber das erfuhr er erst später.

Die Begegnung mit Siegfried war Frau Flammert nicht angenehm, und ihre Peinlichkeit wurde nur durch die Un-

befangenheit von Nicoline gemildert. Sie fragte kühl nach dem Befinden seiner Mutter und dann, ohne an seine Erwähnung ihres leidenden Zustandes eine Bemerkung zu knüpfen, unvermittelt nach seinen Sommerreiseplänen. Er erwiderte, er glaube, daß er wie gewöhnlich zunächst nach Etretat gehen werde, und erkundigte sich nach der Dauer ihres Pariser Aufenthaltes.

„O, ich bin nur gekommen, um meine Nicoline heimzuholen. Sie soll mir so schnell wie möglich aus diesem Glutofen heraus in unsere Waldberge, um sich von ihren Anstrengungen zu erholen. Das arme Kind hat ein schweres Arbeitsjahr hinter sich."

Siegfried war erbleicht. „Sollen Sie Paris so bald verlassen?" fragte er, zu Nicoline gewandt, die sich der letzten Huldigungen einiger Vertrauten des Contischen Hauses erwehrte.

Ja, was soll ich machen? Mama will es, Frau Conti jagt mich weg, von allen Seiten heißt es: Ruhe! Erholung! So muß ich wohl den Schlußpunkt nach dem Pariser Kapitel machen." Sie sagte das, so schien es ihm, merkwürdig leichtblütig.

„Wann gedenken Sie zu reisen?"

„Das hängt jetzt von Mama ab."

„Am liebsten möchte ich mich schon morgen davon machen," mischte sich Frau Flammert ein.

„Das ist nicht möglich," sagte der Impresario hastig, „so läßt sich die Sache doch nicht übers Knie brechen."

„Wir müssen es ja nicht hier machen, Herr Grün, kommen Sie mit. Was ist eine Reise nach Diesa für Sie?"

„Allerdings, allerdings, aber ehe ich mir erlaube, Ihnen

meine Begleitung anzubieten, möchte ich doch wenigstens über die Vorbedingungen im Reinen sein."

„Wer ist der Mann?" fragte Siegfried Nicoline leise.

„Der berühmte Impresario Grün, der uns Anträge macht," erwiderte sie ebenso.

„Geht das so schnell?"

„Das ist der Rhythmus der Zeit."

Aufräumende Saaldiener traten in das Künstlerzimmer und nahmen Frau Conti in Anspruch, Grün plauderte eifrig mit Frau Flammert, eine Gruppe von Mitschülerinnen Nicolines und Freunden der Frau Conti schickte sich zum Aufbruch an, die Aufmerksamkeit war ein wenig von Nicoline abgewendet, und dies benutzte Siegfried rasch, um ihr zuzuflüstern: „Ich muß Sie doch unbedingt sehen, ehe Sie reisen. Wie machen wir es?"

Kommen Sie heute abend nach dem Essen zu uns in die Pension," erwiderte Nicoline.

Sein Gesicht verfinsterte sich jäh. „Werden wir allein sein?"

„Nein."

„Warum denn nicht lieber vor St. Augustin?"

„Mama weicht hier nicht von meiner Seite."

Die geflüsterte Unterhaltung verstummte, weil Frau Flammert sich zu ihrer Tochter wendete: „Komm, Kind, wir müssen gehen, sonst kehren uns die Saaldiener aus." Siegfried mußte sich verabschieden, wenn er nicht plump aufdringlich sein wollte. Als ihm Nicoline die Hand reichte, sagte sie laut: „Also auf Wiedersehen heute abend!"

„Warum?" fragte Frau Flammert unzufrieden, nachdem Siegfried sich entfernt hatte.

„Er will dir in aller Form seine Aufwartung machen,

das bedarf doch keiner Erklärung oder Entschuldigung," meinte Nicoline unbefangen.

„Ich hätte es ihm erlassen," gab ihre Mutter zurück und drohte leise mit dem Zeigefinger.

Als auch der Impresario Grün vorläufig abgeschüttelt war — er hatte sich bei den Damen zu Tische gebeten — und die beiden in einem Wagen saßen, schloß Frau Flammert ihre Tochter in die Arme und sagte: „Hast du dir diesen Unsinn noch immer nicht aus dem Kopfe geschlagen?"

Nicoline nestelte sich küssend und kosend an sie und erwiderte: „Aber Mutti, warum nennst du das Unsinn? Wir sind Freunde gewesen und sind Freunde geblieben. Es ist nichts vorgekommen, was mir die Beziehung verleiden konnte. Sag' doch selbst: hat es mich am Arbeiten verhindert?"

„Das sag' ich nicht."

„Nun, was hat der arme, einsame junge Mann sonst verschuldet, daß ich ihm die Freundschaft aufkündigen sollte?"

„Nichts, nichts; ich bin aber doch froh, daß du von hier wegkommst."

Gegen neun Uhr abends wurde Siegfried von dem Dienstmädchen in das kleine Zimmer geführt, das der Frau Flammert in Nicolines Pension als Empfangssalon diente. Der Raum duftete betäubend nach Blumen und Parfüms. Auf den wenigen Möbeln waren Sträuße und Gebinde aufgehäuft, zwischen ihnen eine ganze Anzahl parfümierter Briefe und blauer Rohrpostdepeschen. Nicolines Triumph dauerte fort.

Der Impresario Grün saß mit Frau Flammert am Tische, auf dem Papiere ausgebreitet lagen. Er sah sehr angeregt und geschäftig aus. Die Vorstellung war nicht zu

vermeiden. „Herr Grün, der berühmte Impresario," sagte Frau Flammert; „Seine Hoheit Prinz Siegfried von Löwenstein-Franka." Nicoline hatte ihre Mutter gebeten, ihm diesen Titel zu geben.

Grün verneigte sich tief und bemerkte bescheiden: „Berühmt — zu gütig, gnädige Frau. Bis jetzt noch kaum. Ich hoffe aber, daß vom Ruhme des Fräuleins ein schwacher Widerschein auf mich fallen wird."

„Dieser Mensch könnte mir den Kopf verdrehen, wenn ich nicht schwindelfrei wäre," sagte Nicoline lächelnd, während sie Siegfried zum Sitzen einlud.

„Ihnen verdreht niemand den Kopf," gab Grün zurück, „und Sie verdrehen ihn allen. Hoheit, Fräulein Flammert ist als Geschäftsmann ebensogroß wie als Künstlerin."

„Geschäftsmann? Von dieser Seite habe ich Sie nicht gekannt, Fräulein."

„Herr Grün übertreibt. Dieser Versucher hat mir meine Seele abkaufen wollen, und ich habe sie verteidigt, das ist alles."

„Großartig! Würde man nicht glauben, daß ich Hörner und Pferdefuß habe und daß dieser Vertrag mit Blut unterschrieben ist?" Er warf einen vergnügten Blick auf das Papier vor sich, prüfte, ob die Tinte getrocknet war, faltete es zusammen und steckte es in eine große Saffianbrieftasche. „Ich hoffe, wir werden beide miteinander zufrieden sein. Und nicht nur zwei Jahre lang, Sie Grausame," fügte er, zu Nicoline gewendet, hinzu, während er sich erhob.

„Sie werden mir erlauben, Ihnen bei der Abreise behilflich zu sein," sagte er zu Frau Flammert, die ihn an die Tür begleitete.

„Stören Sie sich nicht, wir haben ja so gut wie kein Gepäck und brauchen nur unsere Fahrkarten zu lösen."

„Das lasse ich mir nicht nehmen, gnädige Frau. Ich trete damit meinen Dienst an."

„Das sind Dinge, von denen man in Diesa doch keine Ahnung hat," sagte Frau Flammert, als sie sich wieder gesetzt hatte. Denken Sie sich, Prinz, dieser Grün bot Nicoline einen Vertrag gleich für Lebenszeit an."

„Das wundert mich nicht, gnädige Frau; was wagt er denn dabei?"

„Das sagen Sie wohl. Hunderttausend Franken bar sofort, fünfzigtausend Franken im ersten Jahr, jedes folgende Jahr fünfzigtausend Franken mehr bis zu zweihundertfünfzigtausend Franken, für hundert Vorstellungen jährlich, und alle Reisekosten für Nicoline und Begleitung."

„In der Tat, stolze Ziffern," murmelte Siegfried.

„Mir haben Lichter vor den Augen getanzt und dieser Balg ist eiskalt geblieben und hat immer nur gelassen nein gesagt."

Mutti läßt sich verblüffen. Ich nicht. Du hast dich weggeworfen, Mutti, dafür muß ich Revanche nehmen."

„Mir hat niemand solche Anträge gemacht."

„Weil du dich in Diesa begraben hast. Aber jetzt kommt eine andere Zeit auch für dich. Laß mich nur machen."

„Sie scheinen aber doch einen Vertrag unterzeichnet zu haben?" fragte Siegfried gedrückt.

„O, einen unvorgreiflichen und unverfänglichen. Als ich mich um keinen Preis fürs Leben binden wollte, begann er wüst zu handeln: zehn Jahre, fünf Jahre, schließlich zwei Jahre. Darauf ging ich dann ein; denn er erleichtert mir

mit seiner Erfahrung und Geschäftigkeit die Anfänge doch wesentlich, und ich gönne es ihm, daß er dafür etwas verdient."

„Glaubst du wirklich, daß er viel verdienen kann?" fragte Frau Flammert, und zu Siegfried gewendet, las sie aus dem vor ihr liegenden Vertrag vor: „30 000 Franken Prämie — im ersten Jahre 50 000 Franken für vierundzwanzig Vorstellungen in London während der Saison nebst freiem zweimonatigen Aufenthalt in London für Nicoline und drei Personen — im folgenden Jahre 120 000 Franken für sechzig Vorstellungen nebst sechsmonatigen Reise- und Hotelkosten — zwei Jahre lang die Prämie für eine Lebensversicherung von 300 000 Franken zu meinen Gunsten — diesen Gedanken hat mein Schatz gehabt." Sie umarmte Nicoline, während ihr die Augen feucht wurden.

„Ich muß doch wenigstens zurückzahlen, was ich dich gekostet habe," sagte Nicoline, die Liebkosung der Mutter erwidernd.

Siegfried fühlte sich sehr unbehaglich. Als Theaterliebhaber interessierten ihn ja die Einzelheiten, aber es schien ihm, als kehre Nicoline ihm nun den Rücken und lasse ihn auf dem Bürgersteig stehen, während sie in ein Haus trete, dessen Tür man ihm vor der Nase zuschlage. Er sah nicht, wo in ihren neuen Verhältnissen für ihn ein Platz oder selbst nur ein Plätzchen sein sollte...

„Ich hatte gehofft," sagte er, um doch etwas zu sagen, „daß Sie in Paris singen würden."

„Jawohl," erwiderte sie heiter; „Frau Conti wollte es auch und tat Schritte, damit mich der Direktor der Oper höre. Sie war rührend. Aber diese Direktion! Ein Kaiserschloß ist zugänglicher als ihre Bureaus. Da kamen ge-

druckte Antworten, und dann geschriebene Antworten, dann bedingte Gewährung einer ‚audition', wie der großartige Ausdruck lautet, dann Anberaumung einer entfernten Frist; inzwischen hat Grün frisch zugegriffen, und nun kann ich dieser schwerfälligen und eingebildeten Gesellschaft eine lange Nase machen." Sie markierte diese unfeine Bewegung.

„Nicoline!" rief Frau Flammert strafend.

„Verzeihe, Mutti," schmeichelte Nicoline; ich bin so selig, daß ich diesen aufgeblasenen Kulitreibern nicht nachzulaufen brauche. Das ist mir beinahe das liebste an dem Vertrag mit Grün."

„Früher oder später werden Sie aber doch hier an der Oper singen. Das ist für eine ganz große Laufbahn unvermeidlich."

„Gewiß. Aber erst, wenn ich so weit bin, daß die Herren bei mir antichambrieren, nicht umgekehrt. London ist auch keine üble Gegend für einen Künstlerruf."

„Und bis zur Londoner Saison werden Sie sich ausruhen?"

„O nein! Was fällt Ihnen ein! Diesen Punkt des Vertrages hat Mama Ihnen nicht vorgelesen. Ich bin verpflichtet, bis zum 15. April mindestens dreißigmal und in mindestens sechs großen Rollen aufzutreten, nach meinem Belieben auf einer deutschen oder italienischen Bühne. Das soll mir Sicherheit und einige Routine geben, damit ich in London ganz fertig bin."

„Und haben Sie schon das Theater gewählt, das Sie auszeichnen wollen?"

Mama besteht darauf, daß es Diesa sei."

„Ah!"

„Das lag doch am nächsten," flocht Frau Flammert ein;

„dort bist du bei mir, und das Publikum wird dich hätscheln —"

„Bei dir wäre ich überall gewesen, denn ich hätte dich überall hin mitgenommen. Das ist doch selbstverständlich. Und am Publikum liegt gar nichts. Es soll ja nur Versuchskaninchen sein. Mir wäre Mailand oder Bologna lieber gewesen. Herbst und Winter sind dort angenehmer. Aber schließlich geht es in Diesa auch. Zum Hörnerablaufen ist das liebe Nest ganz gut."

„Sei nicht hochnäsig, Nico; es ist der Rahmen, wo mein ganzes Künstlerdasein sich abgespielt hat —"

Nicoline wurde plötzlich ernst, und tiefe Röte überzog langsam ihr energisches Gesicht. „Das ist es gerade, was mich gegen Diesa unerbittlich macht. Rahmen, sagst du? Opferstätte, sage ich."

„Lassen wir das, Kind."

„Gern, Mutti; es ist ja vorbei."

Siegfried erhob sich. Er fühlte, daß es taktlos wäre, länger zu bleiben. Wenn er nicht schon früher gegangen war, so war es nur, weil er sich in einer wahren Seelennot befand. Ein Tumult innerer Stimmen nahm seine Aufmerksamkeit so vollständig gefangen, daß er äußerlich zerstreut und abwesend schien und auf Frau Flammert tatsächlich den Eindruck eines Idioten machte. Er empfand das auch und es empörte und drückte ihn zugleich. Aber konnte sie denn freundliches von ihm denken? Welche Rolle spielte er? Als was war er da? Was wußte sie? Wie weit hatte Nicoline sich ihr anvertraut? Zwei- oder dreimal war es wie ein jäher Drang über ihn gekommen, aufzuspringen, Nicolines Hand zu erfassen und ihr ungestüm zuzurufen: „Aber Nicoline,

denken Sie doch nicht immer nur an sich und Ihren Vertrag, stellen Sie mich doch Ihrer Mutter als Ihren Verlobten vor!" Aber die Hemmungen und Gegentriebe waren stärker. Er durfte ja nicht! Nicoline hatte ihn ja mit keinem Laut, keinem Blick ermutigt! Sie war so fremd, so gleichmütig gegen ihn! Und ihr Verlobter war er ja nicht wirklich.

Es mußte Klarheit zwischen Ihnen herrschen und sie mußten sich unbedingt aussprechen, ehe sie schieden. Dazu mußte er mit ihr allein sein. Wie? Wo? Wann?

Sie ahnte wohl, was in ihm stürmte. Denn als er Abschied genommen, begleitete sie ihn bis ins Vorzimmer.

„Nicoline, ich muß Sie doch selbstverständlich noch sehen!" flüsterte er, ihre Hand leidenschaftlich drückend.

„Kommen Sie morgen vormittag," gab sie zurück und entzog ihm rasch die Hand.

„Wohin?"

„Doch hierher, natürlich."

„Quälen Sie mich nicht, wir müssen unter vier Augen sprechen."

„Wir werden allein sein. Gegen elf."

Der Abschied dauerte ihrer Mutter zu lange, und sie trat aus der offen gebliebenen Tür ihres kleinen Salons in den Gang hinaus.

„Ich möchte mich auch von Nero verabschieden. Bitte, bringen Sie ihn doch mit!" sagte Nicoline laut.

Siegfried verneigte sich tief und ging. — — —

Der schöne riesige Jüngling mit dem schönen riesigen Hunde, den er an der Leine führte, erregte in den Straßen Aufsehen, als er am folgenden Vormittage nach der Pension wanderte.

Er hatte im Salon, in den das verwunderte Zimmermädchen ihn und seinen Hund einließ, nicht lange auf Nicoline zu warten. Sie sah in ihrem blaßblauen Hauskleid mit Crêmespitzen etwas bleich und übernächtig aus. Trotz ihrer starken Nerven hatte sie für ihre freudigen Erregungen des vergangenen Tages doch den Preis eines unruhigen Schlafes und fieberischer Träume bezahlen müssen.

Sie gestattete Siegfried, die ihm gereichte Hand zu küssen, und begann Nero zu streicheln, den sie mit einem lauten Ruf begrüßt hatte. Der Hund schien sie nicht gleich zu erkennen und knurrte bei der vertraulichen Berührung.

„Aber Nero!" rief Nicoline, während Siegfried ihn gleichzeitig anherrschte: „Wirst du wohl!"

„So rasch werden wir von unseren besten Freunden vergessen," sagte Nicoline. Ihre Stimme half offenbar dem Gedächtnisse Neros nach, und er erinnerte sich allmählich. Man konnte verfolgen, wie ihr Bild in seinem Hundebewußtsein immer deutlicher wurde. Er begann zu wedeln, zuerst unsicher, zögernd und schwach, dann entschiedener und rascher, und schließlich gab er einen dröhnenden Waff und leckte ihre Hand eifrig mit seiner großen roten Zunge.

„Meine Mutter macht noch einige Einkäufe, und ich habe sie bestimmen können, auf meine Begleitung zu verzichten. Ich brauchte nicht zu lügen, um mich für müde zu erklären." Sie hatte sich auf das Kanapee gesetzt, neben dem Siegfried sich auf einen Stuhl niederließ, und wehrte die nun ungestüm werdenden Freundschaftsbezeigungen des Hundes ab, ohne doch aufzuhören, in seinem schwarzen Fell zu krauen.

„Sie sind doch nicht unwohl?" Siegfrieds Stimme klang besorgt.

„O nein, nur ein bißchen schlaff. Es war doch etwas viel, gestern."

Kleine Pause, während welcher Siegfried den Blick auf ihr ruhen ließ und in ihren blauen Augen zu lesen suchte.

„Ich danke Ihnen," hob er dann gedämpften Tones an, „daß Sie mir diese Gelegenheit geboten haben. Es ist ja demütigend, daß wir vor Ihrer Mama zu Geheimtuerei verurteilt sind —"

„Gar nicht!" rief sie lebhaft. „Sie weiß natürlich, daß ich Sie sehe."

„Und wie erklären Sie ihr —"

„Eine Grille — ich wollte Nero noch vor der Abreise sehen —"

„Und von mir, von unseren — von unserer Freundschaft weiß sie nichts?"

„Doch. Sie weiß, daß wir Freunde sind. Sie sieht es ja. Es ist so natürlich, wenn man fast drei Monate wie Geschwister unter einem Dache gelebt und an einem Tische gegessen hat."

„Sonst haben Sie ihr nichts gesagt?"

„Was sonst?"

„Nicoline, haben Sie vergessen, was wir besprochen haben? Sind wir einander nichts?"

„Ich habe nichts vergessen, und es hat sich zwischen uns nichts geändert. Wir sind einander, was wir gewesen sind."

„Das Gefühl habe ich nicht. Bis gestern haben wir uns in sechs Wochen genau fünfmal gesehen. Und da waren

Sie immer von Ihrer Arbeit und Ihren Plänen voll und für mich ist kein einziges trauliches Wort abgefallen."

„Das haben die Umstände so mit sich gebracht."

„Und jetzt schicken Sie sich an, Paris zu verlassen, die Trennung wird Gott weiß wie lange dauern, und ich werde an der Bahn wie ein Fremder von Ihnen Abschied nehmen müssen, mit einigen Blumen, einer förmlichen Verneigung, vielleicht von einem Impresario und anderen wichtigen Leuten zurückgedrängt."

„Das sind Äußerlichkeiten. Die müssen uns tapfer finden."

„Sehr schön. Aber hinter diesen Äußerlichkeiten — was ist hinter ihnen? Was bin ich Ihnen?"

Nicoline ließ den Hund und setzte sich gerade. „Siegfried," sagte sie mit ruhiger, entschlossener Stimme. „Sie wissen, ich hasse Versteckenspielen. Was ich denke, das sage ich gern laut. Was wollen Sie? Mich heiraten?"

„Ja!"

„Jetzt gleich?"

„Jetzt gleich — das ist ja nicht möglich."

„Warum nicht?"

„Nicoline, Sie sind grausam."

„Nein, nur nüchtern. Ich wiederhole: warum nicht?"

„Aber Nicoline —" sagte er stockend und die Augen niederschlagend; „wie soll ich heute ans Heiraten denken? Ich weiß noch nicht, was ich Ihnen zu bieten habe — ich besitze nichts — ich habe keine Stellung —"

„Nun also. Es ist ja klar, daß ich jetzt schon genug verdiene, um uns beide erhalten zu können —"

„Nicoline!" Er fuhr so heftig auf, daß auch Nero, der sich hingelegt hatte, auf die Pfoten sprang.

„Ich weiß, ich weiß, Sie brauchen sich nicht aufzuregen. Sie wollen nicht bloß der Mann Ihrer Frau sein."

„Sie sollen das nicht einmal verneinend aussprechen, Nicoline."

„Ich würde Sie nicht achten können, und achten muß ich den Mann, dem ich mich zu eigen gebe. Welche Gefühlsnuance sollte ich sonst für ihn haben? Barmherzigkeit? Bemuttern kann ich Sie nicht. Dazu sind Sie zu groß und zu stark."

„Wo bleibt bei alledem die Liebe, Nicoline?"

„Die versteht sich von selbst. Die ist die Voraussetzung. Wäre sie nicht, so dürfen Sie mir Charakter genug zutrauen, um Ihnen zu sagen: gehen wir jedes unserer Wege."

Er blieb eine Weile stumm und hing peinlichen Vorstellungen nach. Endlich hob er den Kopf und sah Nicoline gerade an: „Wie stehen wir also zueinander? Binden wir uns? Wollen Sie Ihre Freiheit wiederhaben?"

Nicoline erwiderte seinen Blick voll und sagte mit fester Stimme: „Sie sind gebunden, wenn Sie sich gebunden fühlen, und Sie sind frei, wenn Sie sich frei fühlen, nur mit Meldepflicht in diesem Falle. Ich bin Ihnen gegenüber nicht stolz. Ich bescheide mich, mein Verhalten vom Ihrigen abhängig zu machen. So lange Sie selbst mir nicht den blauen Brief schicken, halte ich meinen Fahneneid."

Er faßte ihre Hand und küßte sie. Da sie es litt, machte er einen leisen Versuch, sie an sich zu ziehen. Sie wehrte jedoch sanft ab. Er wurde abwechselnd rot und blaß. Sie war ja wie ein Strohhalm im Sturme vor seiner Kraft — warum raffte er sie nicht an seine Brust und verzehrte sie mit Küssen, wie es ihn danach verlangte — ihr Sträuben würde er gar nicht wahrnehmen —

Nicoline fühlte diese Regungen in seinem Innern und rückte von ihm ab. Er sammelte sich und erlangte seine Selbstbeherrschung wieder.

„Das scheint deutlich und ist doch uferlos. Den blauen Brief werden Sie von mir nicht bekommen. Aber wann darf ich Sie einziehen? Erst, wenn meine Stellung anerkannt ist?"

„Daran liegt mir gar nichts," erwiderte sie hastig. „Ich hoffe, Sie mißverstehen mich nicht. Ich habe es Ihnen ja wiederholt gesagt. Es würde mir Freude machen, wenn Sie Ihre Ansprüche durchsetzen würden. Nicht, weil ich Prinzessin sein möchte, sondern weil Sie in einem mächtigen Kampf sehr starke Gegner als noch Stärkerer besiegt hätten. Ist der Sieg nicht möglich, so stört es mich auch nicht, nur soll dann endgültig ein Strich unter die Sache gezogen sein und sie soll unser Leben nicht weiter verwirren, und Sie sollen für Ihre Energie eine andere Verwendung gefunden haben, die Ihrer würdig ist und Sie befriedigt."

Er lächelte bitter. „Sie wollen einstweilen ungestört sein, um sich Ihrer Laufbahn zu widmen."

„Das will ich allerdings auch. Leugne ich es denn?"

„Bin ich zu anspruchsvoll, wenn ich frage, ob wir einander schreiben werden?"

„Warum diese Ironie, Siegfried? Sie werden mir immer alles erzählen, was in Ihnen und um Sie vorgeht, und ich verspreche Ihnen, dasselbe zu tun."

„Werde ich Sie manchmal besuchen dürfen?"

„Sie werden mir immer und überall willkommen sein."

Er erhob sich. Sie reisen also wirklich morgen?"

„Acht Uhr 25, Ostbahn."

„Ich weiß nicht, ob es Ihnen angenehm ist, wenn ich an den Zug komme."

„Vielleicht ist es besser, nicht. Es würde uns einen herben Nachgeschmack lassen."

Er zog sie plötzlich an sich, drückte ihr, ehe sie es verhindern konnte, einen heißen Kuß auf die Lippen, und als sie leise aufschrie und beide Arme gegen seine breite Brust stemmte, sagte er mit halberstickter, bittender Stimme: „Nicoline, wegen des süßen Nachgeschmacks."

Sie rang sich los, ohne daß er sich widersetzte, nickte, winkte eine rasche, leise Abschiedsbewegung mit der Hand und glitt hinaus. Siegfried starrte eine Weile auf die Tür, durch die sie verschwunden war, rief Nero und verließ die Pension, die von nun an aus seinem Gesichtskreis ausscheiden sollte.

Auf dem Heimweg beherrschten ihn tiefe Unlustgefühle. Er hatte einen grimmigen Hunger nach dem schönen Mädchen, der nun unbefriedigt bleiben mußte. Er war beschämt wie der Tiger, der seine Beute zu kurz angesprungen hat und sie entwischen sieht. Er ärgerte sich über seine Schwachmattigkeit. Warum hatte er sie immer wie die Prinzessin behandelt, für die sie sich hielt? Warum hatte er sie nicht als gebietender Herr genommen? Freilich, sie schoß, wenn man sie faßte; aber doch wohl nicht nach jedem. Wer war sie schließlich, daß sie von so hoch herab ihre Bedingungen stellte? Ein verleugnetes Sündenkind. Begabt, gewiß. Aber ein ohnmächtiges Nichts, wenn sie etwa morgen ihre Stimme verlor. Und das hat man doch schon erlebt. Er tat ihr wirklich viel Ehre an, daß er ihr seine Hand bot. Sie aber sperrte sich noch. Liebte sie ihn überhaupt? Manchmal hatte es ihm geschienen. Aber heute war alles,

was sie ihm gesagt hatte, so kühl verstandesmäßig gewesen —

Wie nüchtern hatte sie ihm gepredigt: „Selbst ist der Mann! Sei deines Glückes Schmied!" Ganz wie dieser querköpfige Heeremann. Wie die Wackeren sich das nur denken! Was sollte er denn anfangen, wenn man ihm sein Geburtsrecht vorenthielt? An die Börse gehen und Milliardär werden? Heeremann sollte es doch zuerst mal selbst versuchen! Er konnte sein Studium wieder aufnehmen und vollenden, in den Staatsdienst treten. Dann leuchtete ihm die Hoffnung, wenn er sich recht artig hielt, in zehn Jahren Regierungspräsident zu werden — ein Ziel, des Schweißes der Edlen wert! Vielleicht war es ihm auch noch möglich, Offizier zu werden. Dann stand er um fünf Jahre hinter seinen Kameraden zurück, wenn man sein Patent nicht gnädig vordatierte, und brachte es möglicherweise zum Major — ein berauschender Traum!

Große Geschicke! Die sind vielleicht in Amerika möglich, das er nicht kannte; im alten, verknöcherten Europa nicht. Hier rollte das Leben in tief ausgefahrenen Geleisen, und querfeldein dahinzustürmen ist undenkbar; es ist alles zu sehr mit Mauern und Gittern verbaut. Napoleon wäre zeitlebens ein dunkler, kleiner Artillerieoffizier, Bismarck ein schrullenhafter Deichhauptmann und Dorfgrande, Gambetta ein Rechtsanwalt ohne Praxis geblieben, wenn der Schwall der Revolution sie nicht gepackt und in schwindelige Höhe gewirbelt hätte. Seines Glückes Schmied! Sein sagenhafter Ahnherr konnte Heerkönig werden in einer Zeit, wo Schlachten mit Muskelkraft gewonnen wurden. Wer nicht von vornherein über der Gesellschaft steht, der ringt sich aus ihrem engen, starren Gefüge nicht heraus, dieses

würde denn durch eine gewaltige Umwälzung zersprengt, die wie ein Erdbeben alles in Trümmer wirft. Wenn er auf Katastrophen warten sollte, um auf Nicoline Anspruch machen zu dürfen —

Während er solchen Gedanken nachhing, hatte seine Mutter ihre Unterredung mit dem Generalvikar. Beim Mittagessen saßen die beiden in Sinnen verloren einander wortlos gegenüber. Als sie vom Tische aufstanden und Siegfried der Baronin die Hand küßte, um sich auf sein Zimmer zurückzuziehen, da sagte sie: „Siegfried, komm' mit mir hinauf; ich muß mit dir reden."

Er erschrak. Wußte sie, wo er gestern und heute vormittag gewesen war? Wollte sie ihm wieder die Leviten lesen? Das war ihm gerade in seiner jetzigen Stimmung höchst widerwärtig.

In ihrem Boudoir rang sie zuerst lang nach Atem, obschon sie die Treppe ganz langsam und mit Ruhepausen hinaufgegangen war. Als ihr Herz ihr wieder zu sprechen gestattete, wandte sie sich an ihren Sohn, der mit feindlich verschlossener Miene vor ihr stand: „Du hast vielleicht erraten, weshalb ich mit dir zur Eminenz gegangen bin."

„Du hast es mir ja gesagt, Mama. Um zu dem katholischen Adel gesellschaftliche Beziehungen anzuknüpfen."

„Auch. Aber nicht nur. Es ist Zeit, daß wir vollen Ernst machen. Ich habe gerade noch ein paar tausend Franken vor mir. Sind die ausgegeben, dann haben wir diese Wahl: der Familie wie verprügelte Hunde aus der Hand fressen oder einen Modeladen öffnen oder Hungers sterben."

„Siegfried runzelte die Brauen. Sein Mund zuckte.

„Du glaubst doch nicht etwa, daß der Kardinal uns halten wird?"

„Nein. Aber er will dich verheiraten."

„So!" Tiefe Röte überzog langsam sein Gesicht, und er schlug die Augen nieder, um dem Blicke seiner Mutter auszuweichen.

„Er hat für dich ein Fräulein mit fünfzig Millionen Mitgift und Aussichten im Auge. Sie ist nicht von besonders vornehmer Herkunft, aber du bist vornehm genug für zwei, und sonst hat sie alles, was einen Mann glücklich machen kann."

Er hörte schweigend und vor sich hinstarrend zu.

„Mit zwei Millionen Jahreseinkommen können wir hier unsern Rang behaupten. Unsern Titel macht uns in Frankreich niemand streitig. Um den Großherzog und den Herzog brauchen wir uns dann nicht mehr zu scheren. Sowie wir von ihnen nichts mehr verlangen, werden sie es sein, die den Weg zu uns suchen. Schlagen sie zu viel Lärm, wenn die Vermählung Seiner Hoheit des Prinzen Siegfried von Meißen-Löwenstein-Franka-Level angekündigt wird, so langst du dir einen dieser Herren, wenn es auch ein leiblicher Onkel sein sollte, und forderst ihn. Lehnt er ab, so wird er die öffentliche Meinung nicht für sich haben. Nimmt er an, so brauchst du ihn ja nicht niederzustrecken, sondern kannst dich damit begnügen, ihn krank zu schießen. Deine Hand ist ja dazu sicher genug. Die anderen werden es sich dann gesagt sein lassen." Sie schwieg. Als auch Siegfried stumm blieb, fragte sie: „Nun, was meinst du dazu?"

„Sich verkaufen — das ist doch —" murmelte er finster.

„Was fällt dir ein!" rief sie lebhaft. „Du sollst dich

so wenig verkaufen, daß ich dir vorerst gar nicht sagen werde, wer die Zukünftige ist. Du wirst sie in Gesellschaft kennen lernen, zugleich mit anderen jungen Damen, und nicht wissen, welche es ist. Du wirst es höchstens ahnen können. So werdet ihr ganz unbefangen miteinander verkehren, und erst wenn ich finde, daß ihr einander gefallt, halten wir förmlich um ihre Hand an. Das ist ein Zugeständnis an deine Sentimentalität. Aber eigentlich ist es ganz überflüssig. Die Begründung eines neuen Zweiges deiner Dynastie auf einer Unterlage von zunächst fünfzig Millionen ist eine bedeutende geschichtliche Angelegenheit, die in die Jahrhunderte hinaus wirkt. Da spielt eine augenblickliche Zimperlichkeit keine Rolle. Du müßtest selbst persönliche Abneigung dem großen Zweck zuliebe unterdrücken. Ich bin aber sicher, daß du sogar Zuneigung empfinden wirst. Warum nicht? Ein schönes, junges, hochbegabtes Mädchen — es wäre gegen die Natur, wenn sie dich nicht stark anziehen sollte."

Er empfand in diesem Augenblicke aufrichtige, beinahe gerührte Bewunderung für seine Mutter. Welch weiter Blick! Welche hohe Denkweise! Eine richtige Ahnfrau! Er verglich sie mit seinem verstorbenen Vater — die wirkliche Fürstennatur von den beiden war zweifellos sie. Aber Nicoline? Allerdings. Indes — er beging tatsächlich keine Ungehörigkeit gegen sie. „Sie sind gebunden, wenn Sie sich gebunden fühlen, frei, wenn Sie sich frei fühlen." Er hörte den Ton, in dem Nicoline diese Worte gesprochen und der ihm eisig geklungen hatte. Er durfte sich das Mädchen immerhin ansehen. Machte es keinen Eindruck auf ihn, nun, dann hatte er sich ja an Nicoline nicht vergangen. Verdrängte es Nicoline aus seinem Herzen,

dann hatte sie ihm nichts vorzuwerfen, sofern er nur seine Meldepflicht loyal erfüllte. Das würde er in keinem Fall unterlassen. . .

„Und — was erwartet man von mir?" fragte Siegfried

Die Baronin hatte ihn mit geheimer Angst beobachtet, als er schweigend nachgedacht hatte. Sie stieß jetzt einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus und antwortete weich, fast schmeichelnd: „Nichts, als daß du nett bist, wenn man dich in Trouville — wir gehen nämlich nach Trouville — mit jungen Damen bekannt macht. Es sollte dir doch wahrhaftig nicht schwer werden, einem Gänschen oder auch einem Goldfasan den Kopf zu verdrehen."

„Nach Trouville also!"

„Ja. Und dann noch etwas. Eine Förmlichkeit. Du sollst mit mir zusammen dieses unterschreiben."

Sie zog den Pflichtschein des Generalvikars aus ihrem Notizbuch, setzte ihren Namen langsam und bedächtig darunter und reichte ihn Siegfried.

Er nahm das Papier, las es und stieß zuerst einen leisen Ruf aus: „Zwei Millionen!"

„Das braucht uns nicht zu erschrecken," bemerkte sie hastig. „Heiratest du sie, so hast du's ja. Wird nichts draus, so sind wir nichts schuldig."

„Der Kardinal arbeitet nicht billig."

„Siegfried, das war nicht vornehm gedacht. Sieh dir in Löwenstein und Franka und Diesa und Kupferberg die Kirchen und Klöster und Abteien an, die deine Vorfahren gestiftet haben. Sie sind freilich leider nicht mehr katholisch. Es ist nur geziemend, daß der Herzog Siegfried die Gründung seines neuen Hauses mit einer ähnlichen Zuwendung für die Kirche einleitet."

„Der Platz des Namens ist nicht ausgefüllt."

„Aus dem Grunde, den ich dir gesagt habe. Du sollst nichts wissen, um unbefangen zu bleiben."

Er zögerte noch einen kurzen Augenblick, dann unterschrieb er mit fester Hand. Die Baronin faltete das Papier und sagte bewegt: „Ich danke dir, Siegfried. Du hast es zwar für dich getan, aber du handelst doch als gehorsamer Sohn, und das wird dir Glück bringen. Ich hoffe, wir sind nun am Ende unserer Prüfungen. Du kannst mich jetzt allein lassen. Ich bin müde."

Sie klingelte Berta, als Siegfried gegangen war, und sagte der eintretenden Kammerfrau frohlockend: „Ich habe mit Siegfried gesprochen. Er will!"

„Dann ist ja alles gut, Hoheit," erwiderte Berta und küßte der Baronin die Hand.

Die Vorbereitungen für die Abreise an die See begannen unverweilt. Die französische Übersetzung von Osterburgs Denkschrift, die Siegfried rasch beendet hatte, wanderte zusammen mit der deutschen Urschrift in die Druckerei, die den Auftrag erhielt, die Broschüren nach ihrer Fertigstellung unmittelbar an Osterburg abzuschicken. Die Baronin begab sich am folgenden Montag wieder zum Generalvikar, der sie auch diesmal vor anderen empfing, und überreichte ihm den unterschriebenen Pflichtschein. Der Geistliche prüfte das Papier, dann füllte er die weiße Stelle mit seiner dünnen, steilen Schrift aus und hielt das Blatt der Baronin hin. Sie las halblaut mit gerunzelter Stirn: „Marie-Jeanne Bloch" und reichte das Papier ohne Bemerkung zurück.

„Wenn Sie gestatten, Prinzessin, werde ich jetzt die Einführungsschreiben ausfertigen," sagte der Generalvikar. „Es dauert nicht lange."

Es dauerte in der Tat nicht lange, denn die beiden Briefe an den Pfarrer und an die Gräfin-Witwe von Rochenoire waren fertiggeschrieben und der Generalvikar unterzeichnete sie nur und versah die Umschläge mit den Adressen.

„Die Gräfin-Witwe de Rochenoire," erläuterte er, als er ihr die Schreiben überreichte, „spielt eine führende Rolle im normännischen Landadel. Vor der Revolution gehörte das ganze Tal der Touques ihrer Familie. Außerdem ist sie eine alte Dame. Sie vergeben sich also nichts, Prinzessin, wenn Sie ihr den ersten Besuch machen. Ich erwähne das gleich, um Mißverständnissen vorzubeugen."

Die Baronin dankte und verabschiedete sich, von dem Generalvikar mit den Worten zur Tür begleitet: „Beten wir, daß der Herr unser Beginnen segne. Über den Fortgang werde ich ja auch sonst unterrichtet sein, ich bitte Sie aber doch, mir gleichfalls zu schreiben."

Der Brief an die Dame in Trouville, den sie sich zu lesen beeilte, als sie in ihrem Wagen saß, stellte sie als „Ihre Hoheit die Prinzessin-Witwe von Löwenstein-Franka, Baronin von Gronendal" vor, während das Schreiben an den Pfarrer sie nur als Prinzessin Löwenstein-Franka bezeichnete.

Die Dormans waren sehr enttäuscht, als sie nicht, wie in früheren Jahren, eingeladen wurden, auf einige Tage im Laufe des Augusts zu Besuche zu kommen, und selbst recht deutliche Anspielungen ohne Wirkung blieben. Aber die Baronin scheute die Kosten einer Gastfreundschaft, die sie sich in Trouville erheblich teurer dachte als in ihrem vertrauten Etretat, und die Schmarotzer mußten zu ihrem Schmerz auf die gewohnte Gratis-Ferienkolonie verzichten.

In Trouville nahm die Baronin mit Siegfried, Berta, Janusz und Bella — Frau Büchler, die Köchin, der Kutscher und Nero wurden in der Villa Josefine zurückgelassen — im Hotel des Roches Noires Wohnung, wo sie täglich hundert Franken bezahlte. Sie sah, daß ungefähr der ganze Rest ihres Vermögens aufgehen würde, doch was tat es? Nun begann ja das Dasein auf dem Fuße von zwei Millionen jährlich! Sie übergab dem Pfarrer ihr Einführungsschreiben persönlich, während sie es der Gräfin de Rochenoire durch Janusz schickte und in einem Begleitbriefe anfragte, wann ihr Besuch erwünscht sei? Der Pfarrer erwies ihr fürstliche Ehren und klagte gleich beim ersten Besuche, daß die seßhafte Gemeinde klein und lau sei, die glänzende und zahlreiche Sommergesellschaft großenteils aus wenig erbaulichen Weltkindern bestehe, neben der Üppigkeit der Badegäste viel einheimisches Elend einherlaufe und die Mittel der Pfarre für die an sie gestellten Anforderungen sehr dürftig seien. Die Baronin konnte nicht anders, als diesen Antrittsbesuch im Pfarrhause mit einem erheblichen Opfer für die frommen Werke des Sprengels zu beschließen.

Frau de Rochenoire schrieb ihr liebenswürdig, ihre Reise nach Trouville sei ihr von gemeinsamen Pariser Freunden bereits angezeigt worden, und sie werde sich freuen, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, wenn sie ihr die Ehre erweisen wolle, sie an ihrem Empfangstage zu besuchen.

Die Gräfin-Witwe wohnte in einem stattlichen Hause zwischen Hof und Garten, das mangelhaft unterhalten schien. Den Statuen in den Nischen des im stolzen Stil des 17. Jahrhunderts gebauten Hauses fehlten Köpfe und Arme, die Stufen der breiten Treppe, die zum Eingang empor-

führte, waren ausgetreten, schief und teilweise in Stücke gebrochen, an der Balluſtrade der Attika vermißte man einzelne Geländerdocken. Die innere Einrichtung zeigte denſelben Charakter ererbter Gediegenheit, die nicht genügend gepflegt und erneut wird. Der Haushalt machte auch keinen üppigen Eindruck. Die Gittertür nach der Straße war nur zugeklinkt. Außer einem ältlichen, bäuerlich ausſehenden Mann, der die Baronin an der Haustür empfing, begegnete ſie in der Halle, auf der Treppe und im Vorzimmer keinem andern dienenden Weſen. Die Hausfrau war eine kleine alte Dame in Witwentracht, die durch eine weiße Halskrauſe gemildert war, mit weißen Haaren und einem ergrauenden Schnurbärtchen. Sie war würdig, zurückhaltend und etwas feierlich, aber im Gegenſatz zu ihren patriziſchen Formen ſprach ſie die normänniſche Mundart unverfälſcht wie eine Milchmeierin der Gegend. Darüber hätte die Baronin gelächelt, aber die Heiterkeit verging ihr bei der Unterhaltung mit der alten Dame.

Nach dem Austauſch der vom Zeremoniell vorgeſchriebenen einleitenden Redensarten begann die Gräfin-Witwe nämlich ihrer Beſucherin zunächſt ohne weiteres auseinanderzuſetzen, daß ſie ſich freue, die Begegnung des Prinzen mit der Familie Bloch vermitteln zu können. Sie zweifle nicht daran, daß die Partie zuſtande kommen werde, denn die Blochs ſuchten mit größtem Eifer eine hohe Verbindung. Sie beglückwünſchte die Prinzeſſin im voraus, denn das junge Mädchen ſei reizend und ihr Vermögen ſehr ſchön. Sie werde alles tun, was an ihr liege, um das Unternehmen zu begünſtigen, denn ſie verhehle ihr nicht, daß ſie ebenfalls ein ernſtes Intereſſe daran habe. Auf den fragenden Blick der Baronin fuhr ſie dann mit

größter Brutalität fort: „Ja, Frau Prinzessin, das Land bringt jetzt so gut wie nichts, man lebt in der Provinz, um sich einzuschränken, aber man muß auch hier seinen Rang behaupten und während der Badesaison hat man hier dieselben gesellschaftlichen Pflichten wie in Paris. Ich stehe dem Herrn Kardinal-Erzbischof gern zu Diensten und bin seinen Freunden mit Vergnügen gefällig, erwarte aber auch von ihnen einige Erkenntlichkeit."

„An der werden wir es nicht fehlen lassen," erwiderte die Baronin verschnupft.

„Ich würde gern genau wissen, worauf ich rechnen kann," fuhr die alte Dame unerbittlich fort.

Die Baronin wand sich vor Verlegenheit. „Vertrauen Sie unserm Zartgefühl —"

Die Gräfin-Witwe ließ nicht los. „Legen wir eine Ziffer fest. Das vereinfacht die Lage für uns beide."

„Vielleicht haben Sie die Güte, mir zu sagen, wie viel Sie erwarten."

„Ich denke, hunderttausend Franken sind nicht zu viel, wo es sich um 90 oder 100 Millionen handelt."

Die Baronin verwahrte sich lebhaft. Einmal seien es lange nicht so viel Millionen —

„Mit den Erwartungen," fiel die alte Dame ein.

Dann erhebe auch der Kardinal sehr große Ansprüche; von hunderttausend Franken könne nicht die Rede sein.

Es folgte ein wüstes Feilschen zwischen den beiden Frauen, bei dem die Baronin der kleinen Normännin nicht entfernt gewachsen war. Diese gab ihr zu verstehen, daß sie ein schweres Opfer bringe, wenn sie Leute wie Blochs trotz ihres großen Vermögens und ihrer hohen Beziehungen in der Kirche bei sich empfange, und es machte auf sie nicht

den geringsten Eindruck, daß die Baronin ihrerseits auf die Auszeichnung anspielte, die sie und ihr Sohn jedem Hause durch ihren Verkehr erwiesen. Sie einigten sich schließlich auf fünfzigtausend Franken. Als aber die Gräfin von Rochenoire eine Anzahlung von fünf-, oder zwei-, oder wenigstens eintausend Franken verlangte, da fand sie die Baronin unerschütterlich wie Stein und Erz. Was sie so stärkte, das war, daß sie das Geld nicht hatte. Die alte Dame mußte sich mit einem Versprechen begnügen, das nach der Hochzeit eingelöst werden sollte.

Die Baronin und Siegfried wurden in Trouville stark bemerkt. Das Ortsblättchen widmete ihrer Ankunft einige höfliche Ankündigungszeilen. Der Pächter des Kasinos beeilte sich, den Herrschaften persönlich seine Aufwartung zu machen und ihnen Eintrittskarten zur Verfügung zu stellen. Im Gasthof ließen sich einige Russen, Engländer und Spanier der Mutter und dem Sohne vorstellen. Siegfried wurde zu Lawn-Tennis-Partien eingeladen und in den Ausschuß für das Taubenschießen gewählt. An diesem beteiligte er sich und erregte durch seine Schießkunst Aufsehen. Am Badestrande bewunderte man seine Erscheinung, die von den Damen ohne Scheu beäugt wurde. Er kam an vielen Orten mit jungen Mädchen in Berührung, von denen manches ihm sehr wohl gefiel. Es nahm seinem Verkehr mit ihnen die Freiheit, fügte ihm aber ein eigentümlich erregendes Element hinzu, daß er sich bei jeder neuen Bekanntschaft mit geheimer, halb ängstlicher, halb hoffender Spannung fragte: „Ob es wohl die ist?"

Die Baronin hatte es sich angelegen sein lassen, das Mädchen, das sie schon als ihre zukünftige Schwiegertochter betrachtete, zunächst einmal zu Gesichte zu bekommen. Das

war ihr in der ersten Woche weder am Strand, noch im Theater und Kasino, noch beim Rennen und Taubenschießen gelungen. Den Namen Bloch nannten die drei oder vier Gasthofnachbarn, die ihr an diesen verschiedenen Orten als beflissene Ciceroni die erwähnenswerten Persönlichkeiten bezeichneten, kein einzigesmal. Sie sollte die ganze Familie Bloch zuerst ganz wo anders erblicken: in der Kirche, am zweiten Sonntag nach ihrer Ankunft, bei der Hauptmesse. In der Vorderbank, wenige Plätze von den ihr und Siegfried angewiesenen, saßen da auf rotsamtenen Stühlen ein auffallend jüdisch aussehender Mann, ein ihm aus dem Gesicht geschnittenes schwarzhaariges Mädchen und eine ältliche Dame. Es durchfuhr sie: „Das müssen sie sein!" — mit der Wirkung, daß ihr Herz zuerst stillstand und dann eine Weile schmerzhaft schnell und unregelmäßig schlug. Während des ganzen Hochamts beobachtete sie die drei. Der Herr zeichnete sich durch seine Andacht aus. Vom ersten Klingeln des Ministrantenglöckleins bis zum Schlußsegen lag er auf den Knieen. Das Fräulein schien zart, hübsch und lebhaft. Von der Dame, die fett und wichtig aussah, empfing sie keinen rechten Eindruck oder höchstens den der Gewöhnlichkeit. Sie konnte den Ausgang der Messe kaum erwarten, ging dann so rasch, wie sie konnte, nach der Sakristei, hieß Siegfried an der Tür warten, erkundigte sich beim Pfarrer nach ihren Nachbarn und empfing die Bestätigung, daß ihre Ahnung richtig gewesen war.

Das war sie also! Sie war nicht überwältigend, aber es ging. Die Eltern waren keine angenehme Zugabe. Daran war eben nichts zu ändern. Als ausgesprochen jüdisch war das Gesicht des Mädchens wahrscheinlich nur zu erkennen, wenn man es neben dem väterlichen sah. Für sich allein

konnte es vielleicht als südlich, provençalisch oder spanisch, gelten. Im ganzen war die Baronin nicht unzufrieden und sie sah nun, guter Hoffnung voll, der förmlichen Anknüpfung entgegen, die ohne Zweifel bei dem Diner mit nachfolgender Soiree stattfinden sollte, zu dem die Gräfin von Rochenoire sie drei Tage vorher auf den nächsten Sonnabend eingeladen hatte.

Ein schwerer Kummer verdarb ihr in dieser erwartungsvollen Woche die frohe Stimmung. Bella, der schöne Scotch Terrier, verlief sich am Montag aus dem Gasthof und kam nicht wieder. Die Baronin war über den Verlust so außer sich, daß sie in ihrer ersten Aufregung Janusz, der den Hund zuletzt spazieren geführt hatte und für ihn verantwortlich war, wegjagen wollte. Sie verbot ihm, ihr unter die Augen zu treten, ehe er Bella wieder herbeigeschafft habe. Sie tat große Gelübde für den heiligen Antonius von Padua. Sie setzte die Polizei in Bewegung. Sie versprach in Maueranschlägen dem Finder und Bringer des Tieres eine hohe Belohnung. Alles ohne Erfolg. Ihr Gram war so tief, daß sie nicht ausgehen und niemand sehen wollte. Sie vergaß zeitweilig alle anderen Sorgen und Interessen. Sie dachte nur ganz flüchtig an die bevorstehende Begegnung mit der Millionenerbin. Sie nahm nur obenhin Kenntnis von einem Briefe Osterburgs, der ihr meldete, daß er von der Pariser Druckerei die Broschüren, von denen die deutsche leider durch viele und schlimme Druckfehler arg entstellt sei, erhalten und zunächst an die Höfe versendet habe. Da geschah es am Donnerstag spät abends, daß am Eingang des Gasthofs großer Lärm entstand. Der Pförtner, der Hausdiener, einige andere Angestellte wollten einen höchst verdächtig aussehenden Hund

wegjagen, der sich in das Haus einzuschleichen suchte und sich schlechterdings nicht wegscheuchen ließ. Die Leute hielten ihn für toll und schickten sich an, ihn mit Knütteln totzuschlagen, als der auf der Straße lungernde Janusz, von dem Geschrei aufmerksam gemacht, dazukam und entsetzt Bella erkannte.

Wie sah das unglückliche Tier aus! Sein langes Seidenhaar war verfitzt, mit Kotklumpen behängt, von Unrat starrend, seine silbergraue Farbe unter greulichem Schmutz nicht zu erkennen, es lief und ging nicht, sondern humpelte und kroch abwechselnd auf dem Bauche und als Janusz auf es zueilte, und nach kurzem Zögern die Hand danach ausstreckte, da winselte es kläglich und leckte ihn schwach, hatte aber nicht die Kraft, zu bellen, sich aufzurecken oder auch nur zu wedeln.

Janusz wagte nicht, Bella in dieser Verfassung zur Baronin zu tragen, sondern verständigte zunächst Berta. Diese nahm es nicht auf sich, ihrer Herrin die Nachricht vorzuenthalten. Die Baronin schrie auf, und man mußte ihr den Hund bringen, wie er war. Bei seinem elenden Anblick viel sie in Ohnmacht. Als man sie wieder ins Leben gerufen hatte, mußte man das Tier in ihrer Gegenwart waschen, wobei es herzbrechend jammerte. Die flüchtigste Betrachtung ergab, daß ihm das linke Auge ausgelaufen, die Nase und ein Ohr vollkommen zerfetzt, die linke Vorderpfote und die prächtige Rute gebrochen waren. Außerdem schien das Tier verhungert und verdurstet.

Janusz mußte zu einem Tierarzt laufen, während Berta dem Hunde Milch und Biskuit vorsetzte. Die Baronin hielt ihn in den Armen, indes er gierig lappte, und unter strömenden Tränen fragte sie ihn fortwährend: „Bella,

Bella, was ist dir geschehen, wer hat dir das getan?" Bella antwortete natürlich nicht, unterbrach sich aber doch häufig im Lappen, um zu stöhnen und der Herrin die Hand zu lecken.

Der Tierarzt, der bald kam, schüttelte nach der Untersuchung den Kopf und meinte, das Tier sei in der denkbar schlechtesten Verfassung, erklärte sich jedoch bereit, es in Behandlung und Pflege zu nehmen. Die Baronin verabschiedete sich von ihm wie von einem vernünftigen Wesen und schluchzte noch lange, nachdem der Tierarzt es weggetragen hatte. Vierundzwanzig Stunden später kam die Trauerbotschaft, daß Bella eingegangen war. Die Baronin ordnete an, daß das Tier ausgestopft werde, und war von dem Verlust so mitgenommen, daß sie zuerst die Absicht hatte, der Gräfin de Rochenoire abzuschreiben. Berta hatte die größte Mühe, sie davon abzubringen. Sie wiederholte aber fortwährend: „Wie soll ich unter die Leute gehen und ihnen eine annehmbare Miene zeigen! Ich bin zu unglücklich, Berta, ich bin zu unglücklich. Und daß Bella gerade jetzt sterben mußte, das ist von schlimmer Vorbedeutung, Sie werden sehen, Berta, Sie werden sehen."

Sie ging am nächsten Abend zum Diner der Frau von Rochenoire, aber sie konnte sich nicht entschließen, eine andere Toilette anzulegen als ein schwarzes Moirékleid mit schwarzen Chantillyspitzen und ein einfaches Perlenhalsband.

Die Tischgesellschaft zählte im ganzen zwölf Personen, mit der Hausfrau, einer bei ihr wohnenden Nichte und dem Pfarrer. Die Baronin bemerkte auf den ersten Blick, daß die Blochs nicht darunter waren. Ließen sie großartig auf sich warten? Nein. Man ging ohne sie zu Tische.

Waren sie vielleicht nur zur Soiree eingeladen? Das war eine Taktlosigkeit von der Hausfrau! Von halb zehn Uhr ab kamen die Gäste, bis ihrer gegen dreißig waren, Familien aus der Gegend mit hochtönenden Titeln, einige Pariser, zwei oder drei ausländische Trouville-Besucher, neben Herren und Damen verschiedenen Alters nur zwei junge Mädchen, darunter eine sehr hübsche Blondine aus Paris, die Siegfrieds Aufmerksamkeit erregte, der er aber nicht frank den Hof zu machen wagte, um die andere, minder hübsche, nicht zu verstimmen. Er wußte ja nicht, welche es war!

Bei Tische war die Baronin sehr schweigsam und zerstreut gewesen. Im Salon achtete sie nur auf die Ankömmlinge. Gegen elf, als schon seit beinahe einer halben Stunde niemand mehr eingetreten war, konnte sie nicht länger an sich halten. Sie verließ etwas plötzlich eine Gutsbesitzerin aus der Nachbarschaft, mit der sie ein schleppendes, gleichgültiges Gespräch geführt hatte, nahm die Hausfrau beiseite und fragte leise: „Die Blochs sind ja nicht da?"

„Nein, Frau Prinzessin," erwiderte die kleine alte Dame und suchte ihr zu entwischen.

„Ich dachte, Sie hätten die Familie eingeladen?" fuhr die Baronin fort und stellte sich vor die Gräfin-Witwe breit hin, so daß sie ihr nicht ausbrechen konnte.

„Gewiß, gewiß, aber sie haben sich entschuldigt."

Und das hatte man ihr nicht mitgeteilt! Was bedeutete das? „Herr und Frau Bloch wußten, daß sie uns bei Ihnen begegnen sollten?"

„Allerdings, Frau Prinzessin. Verzeihen Sie —" Und nun entschlüpfte sie ihr und eilte mitten in eine Gruppe ihrer Gäste, wie um Deckung zu suchen.

Die Baronin suchte Siegfried auf, winkte ihm und verließ nach flüchtigem Abschied von der Hausfrau die Gesellschaft.

Als am nächsten Tage bis Mittag keine Aufklärung in irgendeiner Form erfolgte, entschloß die Baronin sich, ihren Verdauungsbesuch — ohne Siegfried — sofort zu machen.

„Ich war sehr enttäuscht, die Blochs gestern bei Ihnen nicht anzutreffen," sagte die Baronin, ziemlich mit der Tür ins Haus fallend.

„Ich war es gleichfalls, Prinzessin," erwiderte die Gräfin mit rätselhafter Knappheit.

„Welchen Entschuldigungsgrund haben sie denn angegeben?"

„Eigentlich überhaupt keinen. Frau Bloch schrieb mir wenige Stunden vor dem Diner, sie bedauerten, nicht kommen zu können, da sie sich entschlossen hätten, früher als gewöhnlich Trouville zu verlassen, um sich auf ihre Güter zu begeben. Schlußpunkt. Das war alles."

„Ah!" beschränkte die Baronin sich, auszurufen.

Die kleine alte Dame zuckte lediglich die Achsel.

Die Baronin dankte ihr für ihre Gastfreundschaft und fand es überflüssig, die Unterhaltung zu verlängern. Die Abreise der Blochs machte Frau de Rochenoire für sie wertlos. Sie schickte ihr noch denselben Abend ein kostspieliges Blumengebinde und bat im Begleitschreiben, ihr zu verzeihen, daß sie sie wegen ihres leidenden Zustandes in Trouville nicht zu sich lud. Sie hoffe, sie werde ihr das Vergnügen eines Besuches bereiten, wenn sie nach Paris komme.

Gleichzeitig schrieb sie nach Paris an den General-

vikar, erzählte ihm ausführlich den Zwischenfall und fragte, was sie von der plötzlichen Abreise denken solle, ob diese etwa erfolgt sei, weil man die Berührung mit ihr habe vermeiden wollen?

Nach vier Tagen, während welcher die Baronin nicht ausging und sogar das Bett kaum auf einige Stunden verließ, erhielt sie die Antwort des hohen Geistlichen. Er schrieb mit Formeln von ausgesuchter Höflichkeit, doch ohne um den Brei zu gehen, Herr Bloch habe ihm, nicht ohne leise Vorwürfe, mitgeteilt, daß er sich an zuständigen Stellen erkundigt und verläßlich erfahren habe, der Prinz von Löwenstein und Franka habe kein Recht auf diesen Titel und Rang; er sei überrascht, daß man voraussetze, er werde sein einziges Kind bei der Eheschließung in ungeklärte Verhältnisse eintreten lassen oder gar dem hämischen Vorwurf aussetzen, daß sie sich einen Titel anmaße, der ihr nicht zukomme. Der Generalvikar fügte hinzu, er für seine Person bedaure, daß Herr Bloch so anspruchsvoll sei; andererseits aber enthalte das Scheitern ihres Planes eine Lehre; es scheine ihm, daß man den Baron von Gronendal leichter verheiraten werde als den nun einmal bestrittenen Prinzen von Löwenstein-Franka; allerdings müßten die Anforderungen an die Partie dann sehr wesentlich ermäßigt werden.

Die Baronin lag in ihrem Bette, als Berta ihr diesen Brief aus Paris brachte. Sie ließ ihn nach wenigen Augenblicken aus der Hand fallen, vielleicht ohne ihn zu Ende gelesen zu haben, stieß ein leises Ächzen aus und blieb dann still, während der Kopf auf den hochaufgeschichteten Kissen zur Seite rollte.

Berta glaubte, daß es sich um eine der häufigen Ohnmachten handelte, an die sie gewöhnt war, eilte zu ihrer

Herrin und flößte ihr die für solche Fälle bereitstehende Ätherarznei ein. Als die Flüssigkeit nicht verschluckt wurde, sondern aus dem offenen Munde über die Wange auf das Kissen lief, erschrack sie sehr und machte mit zitternder Hand eine Äthereinspritzung, wie sie es auch schon drei- oder viermal vorher hatte tun müssen. Da aber auch das die Baronin nicht zu sich brachte, kam eine große Angst über Berta und sie rief um Hilfe. Janusz und Gasthofbedienstete kamen herbei, man schickte um den Arzt und Siegfried, den man im Kasino oder am Strand vermutete, und inzwischen bestand Berta darauf, daß Janusz sie nicht mit der Baronin allein lasse.

Der Arzt kam vor Siegfried und stellte fest, daß die Baronin tot war. Berta und Janusz hatten seit zehn Minuten nicht mehr daran gezweifelt. Endlich riß auch Siegfried die Tür auf und trat hastig ein. Der Gasthofdiener hatte ihm nur erst das plötzliche Unwohlsein, der vom Arzt verständigte Pförtner aber bereits den Hingang seiner Mutter angezeigt. Auf seine kurze Frage erzählte Berta ihm schicklich schluchzend in wenigen abgerissenen Sätzen, was sie vom plötzlichen Tode ihrer Herrin wußte, und überreichte ihm den Brief, den sie zuletzt gelesen und der offen auf dem Deckbette lag. Ein gebieterischer Wink Siegfrieds bedeutete ihr und Janusz, daß er mit seiner Toten allein sein wolle. Als die beiden gegangen waren, kniete er an der Bettseite nieder und küßte der Mutter die erschlaffte Hand. Ihr das Gesicht zu küssen, empfand er keinen Drang. Das war keine teure Kindesgewohnheit bei ihm. Er hatte es nie getan. Und da er ohne Zeugen war, so brauchte er sich zu nichts zu zwingen, was ihm nicht natürlich kam. Keine Träne befeuchtete seine Augen. Er war eine harte oder

vielleicht nur verhärtete Natur. Aber dennoch drängte sich eine Fülle von huschenden Gedanken in seinem überrumpelten und verwirrten Geiste. Seine Mutter hatte ihn nicht sehr geliebt. Davon war er bitter überzeugt. Gleichwohl war ihr Verschwinden für ihn ein schwerer Schlag. Sie hatte doch für ihn gedacht und gehandelt. Sie hatte ihm die Verantwortlichkeit abgenommen. Er hatte bisher die bequeme Rolle einer beständigen, grundsätzlichen Opposition. Jetzt hieß es, Regierung sein; nicht mehr kritteln und nörgeln, sondern selbst handeln. Sie war die Glucke gewesen, die ihn mit ihren Flügeln deckte. Die Wärme und Weichheit dieser Beschirmung kam ihm erst jetzt zum Bewußtsein, als sie ihm plötzlich fehlte und es ihn von allen Seiten kalt anhauchte, daß ihn fröstelte. Was nun? Er war so schauerlich allein in der Welt. Er hatte keine Familie, denn sein eigenes Blut verleugnete ihn. Daß ihm seine mütterlichen Blutsverwandten zu dieser Stunde gar nicht in den Sinn kamen, bemerkte er nicht. Er hatte nirgendwo Anschluß. Er fühlte keinen Halt, keinen festen Boden unter den Füßen. Es schien ihm, daß er verwaist war wie nie eine andere Waise.

Erst nachdem er seinen finsteren Gedanken eine Weile nachgehangen, sich jedoch schließlich mit einem jähen Ruck von den Knieen erhoben hatte, fiel ihm der Brief ein, den er noch immer in der Hand hielt. Er las ihn rasch mit grimmig zusammengebissenen Zähnen. Bloch hieß die junge Dame, an die er sich hätte verkaufen sollen, Bloch! Also deshalb hatte man den Namen vor ihm geheim gehalten! Und selbst diesen Blochs war er nicht gut genug! Der Brief beleuchtete blitzartig den Abgrund zu seinen Füßen. Blochs wollten ihn nicht — seine Ansprüche mußten be-

scheidener werden — noch bescheidener als die Vorliebnahme mit Blochs! „Vater, Mutter, was habt ihr an mir gesündigt!“ Das war der Niederschlag seiner Betrachtungen in dieser Schmerzensstunde.

Sachliche Anordnungen nahmen von da ab seine Zeit und sein Denken ganz in Anspruch und ließen ihn viele Tage lang nicht wieder zur Selbsteinkehr gelangen. Er fand nicht genug Geld vor, um seine Trouviller Rechnungen zu begleichen. Zum Glück gewährte man ihm überall Kredit und um die erstaunlichen Forderungen des Gasthofs, der sich eine neue Einrichtung des Sterbezimmers bezahlen lassen wollte, des Arztes, der für jeden Besuch hundert Franken ansetzte, des Leichenbesorgers, dem die Einsargung und Überführung der Toten nach Paris anvertraut war, machte er sich zunächst keine Sorgen, da er sie nicht sogleich zu befriedigen brauchte.

Er telegraphierte an alle Mitglieder des Gesamthauses Meißen und an verwandte Fürstengeschlechter, seine Mutter, Witwe des Prinzen Albrecht, sei an Herzschlag plötzlich gestorben, und unterschrieb die Drahtung: „Siegfried von Meißen-Löwenstein-Franka-Level“. Er bekam nicht eine einzige Antwort, dagegen nach kurzer Zeit die Mitteilung, daß drei Empfänger die Annahme der Depesche verweigert hatten.

Bei dem Leichenbegängnis, das in Paris stattfand, folgten dem kronen- und wappengeschmückten Leichenwagen außer Siegfried und der Dienerschaft kaum ein Dutzend Personen. Im letzten Augustdrittel ist eben fast niemand aus der Gesellschaft in der Stadt. Siegfried erinnerte sich des militärischen und sonstigen amtlichen Gepränges und des durch dieses herbeigelockten Volksandranges bei

der Beerdigung seines Vaters, und das Gefühl des Verleugnet- und Ausgestoßenseins kam wieder mit solcher Gewalt über ihn, daß es ihm die Tränen erpreßte, die der Anblick des Sarges seinen Augen nicht hatte entströmen lassen.

Nachdem er die letzte Pflicht gegen die Mutter erfüllt hatte, lernte er alle die Belästigungen kennen, denen jeder Träger eines bekannten Namens ausgesetzt ist, so oft irgendein Anlaß die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn lenkt, gegen deren unmittelbaren Anprall man jedoch auf den ragendsten Höhen der Gesellschaft durch die persönliche Unnahbarkeit verteidigt ist. Es strömten nach der Villa Josefine Genealogen, die ihm schön gemalte Stammbäume anboten; Dichter, die sich zu Oden auf den Tod Ihrer Hoheit der Prinzessin von Löwenstein-Franka begeistert hatten; Bildhauer und Maler, die nach „Urkunden", das heißt vorhandenen Bildnissen, die Büste oder das Ölporträt der Verstorbenen auszuführen wünschten. Ein angeblicher Schriftsteller kam, um sich lebensgeschichtliche Mitteilungen zu erbitten, da er an einem großen biographischen Werke über zeitgenössische Fürstlichkeiten arbeite. Ein Major a. D. eines ausländischen Heeres überreichte ein wild vergoldetes Album, in dessen säuberlich und fleißig mit Tinte schwarz eingerahmte Blätter er Zeitungsausschnitte eingeklebt hatte, die vom Tode der Baronin handelten. Und alle diese Besucher schlossen ihre ehrerbietigen Ansprachen mit einer beweglichen Schilderung ihrer augenblicklichen Klemme und dem Ausdruck der Erwartung, daß Seine Hoheit ihnen seinem Range und ihrem Bedürfnis entsprechend zu Hilfe kommen werde. Die Bettelei wurde so häufig und aufdringlich, daß er sehr bald die Annahme fremder Besucher und eingeschrie-

bener Briefe von unbekannter Hand verweigern mußte, um sich einigermaßen vor ihr zu schützen.

Die Baronin hatte keine gute Presse. Die Pariser Blätter verzeichneten ihren Tod trocken unter den Nachrichten aus der Gesellschaft. Das Frankaer Amtsblatt brachte kein Wort. In zwei deutschen Zeitungen erinnerten sich Schriftsteller der Frau, die sie auf Schloß Lindenheim oder in der Villa Josefine freundlich aufgenommen hatte, und widmeten ihr Nachrufe, die sie ziemlich ausschließlich als das ehemalige Wunderkind und als die Künstlerin feierten. Nur der kleine Coppée schrieb im „Vercingetorix" eine lange Chronique über sie, die sie auf einen Sockel stellte, und fand bei der Gelegenheit auch schmeichelhafte Worte für den „jungen Prinzen, den Erben des erlauchten Blutes seines Vaters und der Talente seiner genialen Mutter, dem eine glänzende Zukunft lächle, ob er sich nun im öffentlichen Leben betätigen oder auf eine erste Rolle in der Gesellschaft beschränken wolle". Siegfried schrieb ihm einen höflichen Dankbrief und erhielt darauf seinen Besuch. Er versagte es sich nicht, auf das Mißverständnis anzuspielen, das zuletzt seine Beziehungen zur Baronin erkältet hatte, fügte jedoch hinzu, daß er ihr im Grunde stets seine Ergebenheit bewahrt habe und sich freuen werde, Siegfried immer und überall zu dienen, wo ihm dies möglich sei. Und diese herzliche Rede lief nicht in eine offene oder verkappte Anborgung aus. Es war der einzige Fall dieser Art. Der Schauspieler St. Denis erkundigte sich bei seinem Beileidsbesuch nur danach, ob die Verblichene die Angelegenheit seiner Dekoration in die Wege geleitet habe oder ob Siegfried dies tun könne. Als Siegfried beide Fragen verneinen mußte, empfahl der Künstler sich kurz und ließ

sich nie wieder blicken. Graf Laporte schien sehr enttäuscht, daß seine liebe Freundin und Gönnerin ihm nicht letztwillig wenigstens ein Andenken hinterlassen, und schilderte beweglich, wie sehr er für die nächste Zeit auf ihre bewährte Güte gerechnet hatte. Diesem Tellerlecker gegenüber fand Siegfried die erforderliche Grobheit: er versicherte ihm, daß er nie wieder einen Pfennig bekommen und daß man künftig seine Besuche in der Villa Josefine ohne Schmerz entbehren werde. „Das Blut ist doch alles," murmelte der alte Edelmann rätselhaft, als er sich voll Würde zurückzog. Die Dormans bewährten sich. Sie nahmen mit der Begründung, daß sie ihn in seinem Kummer nicht allein lassen dürften, alle Mahlzeiten in der Villa Josefine ein, Siegfried konnte sie nur mit Mühe davon abbringen, auch ihr Nachtlager in seinem Hause aufzuschlagen, wo ja nun Raum für sie sei, und sie machten für ihn alle Besorgungen, bei denen für nicht schüchterne Forderer eine Kommission abfallen konnte.

Auch die Beileidskundgebungen, die er empfing, waren durchweg sehr erkältend. Frau Abeille begnügte sich mit einem kurzen Brief in den ausgerechnet konventionellsten Ausdrücken. Andere schickten eine kahle Visitenkarte. Ein elektrischer Schlag traf ihn nur, als er aus einer thüringischen Sommerfrische einen Brief von Nicoline bekam, der er den Tod der Mutter überhaupt nicht gemeldet hatte. Sie schrieb ihm:

„Lieber Siegfried,

Aus einer Zeitung erfahre ich eben den Tod Ihrer armen Frau Mutter. Fast glaube ich nicht daran, denn Sie hätten mir doch wohl Nachricht gegeben. Haben Sie

dazu in Ihrem Kummer und wegen der endlosen kleinlichen Plackereien, die Sie Ärmsten jetzt notwendig behelligten, keine Zeit gefunden? In diesem Falle tut es mir doppelt leid, daß ich Ihnen in schweren Stunden nicht zur Seite stehen konnte. Sie hätten mich rufen sollen. Ich konnte kommen, ohne eine Alltagspflicht zu verletzen, denn meine Arbeit beginnt erst Mitte September. Lassen Sie mich Näheres wissen. Mit inniger Teilnahme bin ich Ihre treue

Nicoline."

Siegfried sank bis zur jämmerlichen Ausrede, er habe nicht gewußt, wohin er an sie schreiben solle, und erzählte den Tod mit einigen Einzelheiten. Was seine Mutter und ihn nach Trouville geführt hatte, deutete er natürlich nicht an, aber er hatte fortwährend den Brief des Generalvikars vor dem innern Auge, als er derjenigen schrieb, die sich, wenn nicht förmlich als seine Braut, doch als zu ihm gehörend betrachtete.

Auch sein mütterlicher Oheim hatte erst aus den Zeitungen erfahren müssen, daß seine Schwester und Wohltäterin verstorben sei. Er schrieb an seinen Neffen in den untertänigsten Ausdrücken und auf einem Bogen im Ministerformat, um ihm sein Beileid zu Füßen zu legen, auf seine recht gedrückten Verhältnisse eines schwach besoldeten Familienvaters mit reichem Kindersegen hinzuweisen und demütig anzudeuten, daß er hoffe, die hohe, unvergeßliche Schwester habe auch über das Grab hinaus sein Schutzengel bleiben wollen.

Das war die Familie, die ihn für sich forderte, da die andere ihn verleugnete! Er empfand den Brief, der doch

gar nicht humoristisch war, als eine fast drollige Satire auf seine Lage, und ließ ihn grimmig unbeantwortet.

Diese wenig vornehme Haltung wurde übrigens von seiner Vermögenslage einigermaßen entschuldigt, die sich als trostlos herausstellte, als Siegfried sie mit seinem Notar studierte. Im Nachlasse gab es nichts als Rechnungen und Pfandscheine. Die Villa Josefine war reichlich verschuldet. Wenn die Erbsteuer bezahlt war, so fragte es sich, ob hinter der Hypothek noch etwas übrig blieb. Auf der Haben-Seite standen nur etwas Schmuck und die Einrichtung der Villa Josefine und des Schlosses Lindenheim.

Um sich gleich etwas Luft zu schaffen, mußte Siegfried den Schmuck verkaufen, den unverpfändeten wie den verpfändeten. Da er in solchen praktischen Dingen gänzlich unbeholfen war, so war er genötigt, die eifrig angebotenen Dienste der Barone Dormans anzunehmen, die dafür sorgten, daß das Ergebnis des Geschäftes für ihn betrübend geringfügig war.

Berta war über Siegfrieds Handlungsweise tief empört. Sie hatte darauf gerechnet, daß mindestens ein Teil des Schmuckes ihren Lohn für treue Dienste bilden würde, und fühlte sich als Opfer schwärzester Undankbarkeit. Das hübsche Vermögen, das sie sich an der Seite der Baronin im Laufe der Jahrzehnte verdient hatte, milderte ihre Kränkung nicht. Das war ein anderes Kapitel! Sie erklärte Siegfried wenige Tage nach der Beerdigung ihrer Herrin, daß sie ihn verlassen und nach ihrer Heimat zurückkehren wolle, und Siegfried ließ sie ziehen, ohne sich in die Unkosten eines empfindsamen Abschieds zu stürzen.

Er benutzte die Gelegenheit, um den Hausstand aufzulösen. Der alte Kutscher, Janusz, die Köchin wurden

entlassen, die Staatskarosse mit den feisten Gäulen um einen Spottpreis verkauft, sogar Nero dem polnischen Diener geschenkt, der sich übrigens beeilte, das prächtige Tier auf dem Hundemarkte loszuschlagen.

Darüber, was er mit Frau Büchler anfangen sollte, war er nicht gleich schlüssig. Ihr war von der Familie eine Leibrente zugesichert worden, als sie in den Dienst des Prinzen Albrecht trat, und die konnte sie verzehren, wo sie wollte. Er fragte sie geradezu, ob sie ihn verlassen oder bei ihm bleiben wolle. Die alternde Frau kämpfte einen kurzen Kampf mit sich. Wiewohl er, seit er erwachsen war, nichts getan hatte, um ihre Liebe zu bewahren, hing sie doch an ihm, bei dem sie seit seinem Säuglingsalter Mutterstelle versehen hatte. Ruhiger lebte sie zweifellos, wenn sie sich in ihre Heimat begab. Es schien ihr aber hart, Siegfried zu verlassen, der seit dreiundzwanzig Jahren Inhalt und Zweck ihres Lebens war und der sie ihrer Empfindung nach, einsam und von fressenden Tieren umschlichen, wie er war, weniger als je entbehren konnte. Ihre Antwort kam daher entschlossen: „Hoheit, wenn Sie mich behalten wollen: ich bleibe."

Es lag in ihrem Blick und Ton eine Wärme, vor der selbst seine Sprödigkeit schmolz. Er stellte ihr vor, daß sie bei ihm kein angenehmes, vielleicht nicht einmal ein entbehrungsloses Leben führen würde. Sie schüttelte aber nur den Kopf und meinte: „Hab' ich bei Ihnen die guten Tage gelebt, so kann ich auch die weniger guten mitnehmen. Vor Not bin ich ja durch meine Leibrente behütet." Da reichte er ihr die Hand, die sie mit hervorstürzenden Tränen und Küssen bedeckte, und sagte weich: „Wenn Sie denn durchaus wollen, gut. Ich werde eine längere Reise machen

müssen, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Das Haus werde ich wohl zu verkaufen genötigt sein. Inzwischen bleiben Sie hier und halten es in Ordnung, wenn es Sie nicht ängstigt, ganz allein darin zu hausen."

„Wie lang werden Hoheit abwesend sein?"

„Das weiß ich nicht. Jedenfalls doch einige Wochen."

Das machte Frau Büchler doch bedenklich, und sie erklärte, während seiner Abwesenheit lieber zu Bekannten nach Franka gehen zu wollen.

„Nach Franka? Das trifft sich gut. Dorthin reise auch ich zuerst."

Zur unangenehmsten Überraschung der Dormans, die sich vergebens erbötig machten, die Villa Josefine in ihre Obhut zu nehmen, wurde sie geräumt, der Hausrat in einem Mietspeicher untergebracht, das Haus selbst dem Notar zum Zwecke des Verkaufs zur Verfügung gestellt, und an einem Septemberabend nahm er, von den betrübten Baronen Dormans an die Bahn begleitet, mit Frau Büchler den Zug nach Franka.

Es waren sehr peinliche Gefühle, mit denen er vom Bahnhof in Franka in einer gewöhnlichen Klapperdroschke nach dem außerhalb der Stadt gelegenen Schloß Lindenheim fuhr und von dem herausgeschellten, äußerst überraschten Kastellan in den stolzen alten Bau eingelassen wurde, der der Rahmen seiner freudlosen Jugend gewesen war. Es hatte sich hier nichts geändert. Die Gemächer waren rein und in Ordnung gehalten, der herrliche Park wohlgepflegt und jetzt in der Glorie der warmen Herbsttönungen prangend; die tönernen Jagdtiere, die lächerliche Liebhaberei des Prinzen Albrecht, lagen auf den Rasenplätzen an allen Pfaden in ihren wohlbekannten grotesk naturwahren Stel-

lungen; die drei Springbrunnen und der kleine Wasserfall vor der Muschelgrotte plätscherten und blinkten. Frau Büchler traten die Tränen in die Augen, als sie den Blick über die Herrlichkeiten schweifen ließ. Siegfried erinnerte sich, wie untergeordnet und zurückgedrängt er hier gelebt hatte.

Der Kastellan, ein Bediensteter der großherzoglichen Hofhaltung, entschuldigte sich, daß die Betten nicht gemacht, die Salonmöbel nicht von ihren Überzügen befreit, die Teppiche nicht gelegt waren. Wenn der Herr Baron ihn nur mit einem Worte verständigt, wenn er nur einige Stunden vor sich gehabt hätte!

Siegfried, verletzt von dem „Herrn Baron", der jedes zweite Wort des Kastellans war, bedeutete ihm kurz, nur sein und der Frau Büchler Schlafzimmer rasch instandzusetzen, wobei diese ihm ja behilflich sein könne. Inzwischen erging er sich im Parke.

Hier trat der Kastellan sehr bald wieder auf ihn zu: „Verzeihung, Herr Baron, wie ist es denn mit der Fahne?" Sein Gesichtsausdruck verriet, wie tief ihn diese Sorge beschäftigte.

„Welche Fahne?"

„Ich meine, Herr Baron, welche Fahne wir aufziehen sollen? Wir haben nur die des hochseligen Prinzen Albrecht Hoheit, und ich weiß nicht, ob wir —"

„Lassen Sie mich doch mit solchen Überflüssigkeiten zufrieden. Ich brauche keine Fahne."

„Zu Befehl, Herr Baron." Der Bescheid nahm ihm sichtlich einen Stein vom Herzen.

Siegfried aß allein in dem hallenartigen öden Speisesaale mit der Hirschgeweih-Einrichtung, einer Sehenswürdigkeit von Franka, das Stegreif-Abendbrot, das die Frau

Kastellanin ihm bereitet hatte, während Frau Büchler sich an den Tisch des Kastellans setzte und mit den guten Freunden bis tief in die Nacht mit unermüdlicher, emsiger Kleinmalerei Berichte austauschte.

Während des größten Teils der Nacht floh ihn der Schlaf. Er wälzte Pläne und Vorsätze im Kopfe und die fiebernde Ungeduld, entscheidende Taten zu tun, ließ ihn wiederholt von seinem Lager aufspringen und viertelstundenlang im Schlafzimmer auf und ab gehen.

Am folgenden Morgen erkundigte er sich beim Kastellan nach den großherzoglichen Herrschaften. Großherzog Hilarius jagte in Tirol. Die Großherzogin war im Palast und schickte sich an, in den nächsten Tagen ihre alljährliche Reise nach Nizza anzutreten.

Das paßte ihm. Er machte sich ungesäumt auf den Weg nach dem Palast. In der Ditmarstraße, auf dem Schloßplatz erkannten ihn manche der nicht allzu zahlreichen Spaziergänger, blieben überrascht stehen, grüßten ihn und sahen ihm nach. Er mochte sich in den vier Jahren seiner Abwesenheit wohl wenig verändert haben.

Im Schlosse, wo man satzungsgemäß sofort über alle großen und kleinen Vorgänge in Franka unterrichtet wurde, wußte man schon, daß Siegfried am vorhergegangenen Nachmittage mit seiner alten Pflegerin plötzlich auf Schloß Lindenheim aufgetaucht war. Er ging mit der Sicherheit eines Hausgenossen an Wachen, grüßenden Dienern und Hausbeamten vorbei geradenwegs nach den ihm wohlbekannten Gemächern der Großherzogin und ersuchte die Kammerfrau im Vorzimmer kurz, ihn Ihrer königlichen Hoheit zu melden.

Er brauchte nicht lange zu warten. Die Kammerfrau

erschien an der Tür und sagte knicksend: „Herr Baron, wenn es gefällig ist."

Herr Baron! Nun ja. Damit mußte er sich eben abfinden. Vorläufig.

Er beherrschte seine Miene, daß sie nicht den grimmig verbissenen Ausdruck annahm, der seinem Gemütszustand entsprach, und trat in den kleinen Salon, dessen Flügeltür sich vor ihm halb geöffnet hatte.

Die Großherzogin saß in einem blauen Morgenkleide am Fenster vor einem Tischchen, das noch mit einem Frühstückstablett beladen war. Eine ältliche Hofdame und eine junge Vorleserin befanden sich bei ihr. Sie winkte den beiden Damen, sich zurückzuziehen. Als sie das Gemach verlassen hatten, streckte sie dem nach einer tiefen Verbeugung in der Nähe der Tür stehengebliebenen Siegfried die Hand entgegen und sagte mit ihrer armen belegten Stimme einer Kehlkopfkranken: „Willkommen in Franka!"

Er trat rasch an sie heran, küßte ihr ehrerbietig die Hand und sagte gedämpften Tones: „Königliche Hoheit gestatten mir, für die Gnade zu danken, daß Sie mich empfangen haben."

„Nicht doch, mein lieber Siegfried, nicht doch," wehrte sie ab. „Nenne mich ruhig Tante, wie in den guten alten Zeiten. Du bist mir keineswegs fremd geworden."

„Ich habe es beinahe gefürchtet, Frau Tante," sagte er sich aufrichtend und blickte ihr in die grauen, müden Augen.

Ein Schatten flog über das magere, blasse, überaus sanfte Gesicht der fürstlichen Frau. Sie erwiderte ablenkend: „Setze dich, Siegfried, hier. Ich sah dich über den Schloßplatz kommen und erkannte dich sofort. Du

hast dich recht vorteilhaft entwickelt. Und wie du meinem Gotheimer Schwager immer ähnlicher wirst, das ist einfach schnurrig. Er steht leibhaftig vor mir, wie er vor dreißig Jahren aussah."

„Das hat man mir in Thiodvik oft genug gesagt, als ich neulich dort war. Man hielt mich für den Kronprinzen. Ich mußte den Irrtum berichtigen und sagen, daß ich nur ein dunkler Herr von Gronendal war." Aus seinen Worten klang eine tiefe Bitterkeit.

Das Antlitz der Großherzogin verlor zusehends seinen wohlwollenden Ausdruck. Sie sagte kühler: „Ich fürchte, du bist immer noch unausgeglichen und unzufrieden. Das würde mir recht leid tun. Ich müßte darin ein Nachwirken des Einflusses deiner seligen Mutter sehen. Er war nicht glücklich."

„Meine Mutter ist nun tot —"

„Erzähle mir, wie das gekommen ist, und überhaupt, wie du alle die Zeit her gelebt hast und was du weiter anzufangen gedenkst."

Siegfried berichtete kurz über den plötzlichen Tod der Mutter und fuhr fort: „Seit ich meinen Vater verloren, haben wir recht traurig und einsam gelebt, wie Verbannte, wie Ausgestoßene. Ich bin nach Franka gekommen, um zu versuchen, ob ich meine haltlose Lage nicht vielleicht doch ändern kann."

Die Großherzogin wandte sich voll zu ihm. Ihre Stimme hob sich ein wenig und wurde durch die Anstrengung rauh. „Deine selige Mutter war eine bemerkenswert kluge und begabte Frau. Wir haben alle viel für sie übrig gehabt. Ich am meisten. Sie hatte wahrhaftig keinen Grund, sich über unsere Behandlung zu beklagen. Sie

hat deinen Vater so glücklich gemacht, wie er überhaupt sein konnte. Das wußten wir ihr Dank. Leider hat sie zuletzt das Verständnis für ihre Lage vollkommen verloren. Das hat uns alle aufs höchste überrascht und betrübt. Nicht so sehr um ihret- als um deinetwillen. Denn sie stand zwischen uns und dir und machte es uns unmöglich, uns für dich zu interessieren. Jetzt besteht dieses Hindernis nicht mehr. Ich hoffe ernstlich, du wirst dich nun wie ein verständiger junger Mann wieder in deine natürliche Sphäre zurückfinden."

„Wenn ich nur wüßte, was meine natürliche Sphäre ist! Ich bin doch der legitime Sohn des Prinzen Albrecht von Löwenstein-Franka —"

„Siegfried du bist kein Kind mehr. Du wirst gut tun, diesen Punkt nicht allzu laut zu betonen. Du verstehst mich."

Er wurde glühend rot und ließ den Kopf hängen.

Das milde Herz der Fürstin empfand eine mitleidige Regung. Sie räusperte sich und fuhr mit leiserer Stimme fort: „Ich habe dich nicht kränken wollen, es ist nicht deine Schuld und deiner armen Mutter möchte ich keinen Stein ins Grab nachwerfen. Deine Herkunft macht dir niemand streitig und sie mag mit Recht dein Stolz bleiben. Aber du mußt doch einsehen, daß du jeden Anspruch auf unsere Sympathien verscherzt, wenn du dir anmaßt, was dir nicht gebührt."

„Frau Tante, wollen Sie gnädigst verzeihen — Anmaßung ist ein schmerzliches Wort."

„Es tut mir leid, daß ich es dir nicht ersparen konnte."

„Ich fühle mich als der Sohn meines Vaters, ich lese in

den Blicken der Leute, das sie dasselbe Gefühl haben, dann öffne ich den Hofkalender und muß entdecken, daß mein Vater nie einen Sohn gehabt hat."

„Warum öffnest du auch das falsche Buch? Im freiherrlichen Kalender findest du dich an der gehörigen Stelle."

„Jawohl, Frau Tante, eine Stelle, die eine Art Fegefeuer ist: da schwebt die arme Seele gewissermaßen zwischen Himmel und Hölle. In die Hölle will man sie nicht geradezu stoßen. Das hat sie nicht verdient. Aber ins Paradies läßt man sie nicht ein."

„Paradies! Unser Dasein scheint dir ein Paradies! Armer Junge!" Sie seufzte tief, lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und schloß einen Moment die Augen.

Er wartete, bis sie sie wieder öffnete. „Ich weiß wohl," sagte er dann, „daß auch in einem Fürstendasein nicht alles rosig ist. Aber man schöpft wenigstens aus einer anerkannten, in sich gefesteten Stellung die Kraft, alle Schicksale zu tragen. Wenn man dagegen in einer falschen Stellung umherschwankt —"

„Das ist eben deine Verirrung. Der junge Gronendal hat durchaus keine falsche Stellung. Deine Stellung ist nur falsch, wenn du dir willkürlich allerlei Titel beilegst, auf die du kein Recht hast."

„Verzeihen Frau Tante gnädigst. Mein Blut gibt mir doch wohl gewisse Rechte —"

„Nun höre aber auf, Siegfried, sonst machst du mich böse," sagte die Großherzogin ungeduldig. „Die Rechte, die dein Blut dir unzweifelhaft gibt, erkennen wir, denke ich, hinreichend an, indem wir uns um dich kümmern und für dich sorgen. Der Wiener Bruder deines Vaters wird dir die alte Apanage ohne Zweifel wieder bewilligen, wenn du

dich ihm in den gehörigen Formen nahst. Bei uns wird sich auch wohl etwas für dich finden. Du hast ja von deiner Mutter her Theaterblut. Du kannst dich in die Intendantenstelle hineinwachsen. So machst du dich dir und uns nützlich. Die Throne können heutzutage nicht genug völlig zuverlässige Verteidiger haben. Männer wie du sind von Natur in erster Reihe berufen, den Thron zu umgeben, ihn gleichsam von außen zu stützen, wie Strebepfeiler, die sich organisch an die inneren Schwibbogen des dynastischen Baues angliedern."

Sie schöpfte tief Atem. Nach einer Pause fuhr sie matt fort: „Ich sprach zu viel. Das schadet mir."

Siegfried erhob sich und verneigte sich tief.

„Noch eins," sagte die Großherzogin und winkte ihm, sich wieder zu setzen. „Es ist mir lieb, daß ich dir mündlich mitteilen kann, was dir sonst demnächst amtlich eröffnet worden wäre. Der Großherzog hat über Schloß Lindenheim verfügt."

Siegfried fuhr zusammen.

„Du könntest mit dem großen Haus doch nichts anfangen," setzte sie begütigend fort; „wir haben es deiner Mutter gern bis an ihr Lebensende gelassen, aber nun ist es ja frei geworden und wir brauchen es. Es ist Zeit, daß unser Nachfolger" — die kinderlose Frau konnte einen Seufzer nicht unterdrücken — „im Lande heimisch wird. Prinz Godwin soll aus Gotheim kommen und seinen dauernden Aufenthalt hier nehmen. Wir haben ihm nichts Geeigneteres zur Verfügung zu stellen als Lindenheim. Deine Einrichtung kannst du wegnehmen, aber du tust, glaub ich, besser, sie dem Prinzen Godwin zu überlassen. Er wird dir einen guten Preis bewilligen, der dir jetzt

wohl zustatten kommt. Und es stellt gleich gewisse Beziehungen zwischen dir und dem Prinzen her. Es ist für dich wichtig, daß du dich zu den Gotheimer Herrschaften von vornherein gut stellst. Wenn wir die Augen schließen, so ist niemand hier, der dich kennt und dir gewogen ist, wie wir."

„Das ist meine Zukunft," sprach er dumpf. „Aus dem Hause wie aus dem Familienstande meines Vaters werde ich kurzerhand hinausgeworfen und meine Entschädigung soll bestenfalls eine Stelle in der höheren Dienerschaft sein."

Die Großherzogin erhob sich mit einem Ruck, schritt mit einer Energie der Bewegung, die man ihr nicht zugetraut hätte, ohne den Kopf zu wenden an Siegfried vorüber und verschwand durch die Tür des Nebenzimmers, wo sich ihr Dienst aufhielt. Er sprang ebenfalls auf und sah ihr verblüfft nach. Er kämpfte mit einem Antrieb, ihr nachzueilen und sie um Verzeihung zu bitten, da öffnete sich die Tür, die ältliche Hofdame erschien auf der Schwelle und sagte laut und hochmütig: „Ihre königliche Hoheit wünschen, daß Sie sich zurückziehen, Herr von Gronendal."

Siegfried sah sie einen Augenblick starr an, dann ging er, ohne sie eines Wortes oder Abschiedsgrußes zu würdigen. Als er durch die Vorsäle und über die Treppe dem Portal zuschritt, sagte er sich, daß er in diesen Räumen wohl zum letzten Male weilte. Über ihn kam die Stimmung, die er schon einmal erlebt hatte, als er den Gotheimer Königspalast in Stormby unter ähnlichen Umständen verließ. Wieder ein Faden gerissen, der ihn an seine Ursprünge knüpfte, vielleicht der letzte, jedenfalls der stärkste, wichtigste! Er hatte nun auch die Gnade seiner einzigen Gönnerin ver-

scherzt. Es tat ihm leid, daß er gerade diese gütige Frau hatte kränken müssen. Und doch war er mit sich nicht ganz unzufrieden. Er hatte wenigstens deutlich ausgesprochen, was er auf dem Herzen hatte.

Sein nächster Weg war zu seinem alten Erzieher und Lehrer, Professor Pelgram, den er in seiner behaglichen, fast üppigen Junggesellenwohnung antraf, im Begriffe, sich an einen angenehm gedeckten Frühstückstisch zu setzen. Es war etwa anderthalb Jahre her, daß er ihn nicht gesehen hatte. Pelgram begrüßte ihn ohne übertriebene Zeichen der Überraschung und lud ihn ein, sein „bescheidenes Mahl zu teilen". Bescheiden war in Wirklichkeit nur der Wirt, nicht das Mahl, das zugleich lecker und gediegen war. Pelgram war ein lächelnder Epikuräer und hielt auf Küche und Keller ebensoviel wie auf seine Bücherei und seine Holzschnittsammlung, seine große Liebhaberei.

Bei einem Glase außergewöhnlichen Braunebergers, einer „Weihnachtsbescherung seines erlauchten Gönners, Seiner Majestät des Königs von Hageland", und, neben anderen Gängen, einem Rebhuhn in Sauerkohl, „einer gestrigen Sendung seines gnädigen Herrn, Seiner königlichen Hoheit des Großherzogs", ließ Professor Pelgram sich von seinem ehemaligen Zögling dessen letzte Erlebnisse erzählen. Er hörte schweigend zu, behielt für seinen Römer und Teller hinreichende Aufmerksamkeit übrig und schüttelte nur von Zeit zu Zeit leicht den Kopf, genug, um Siegfried zu zeigen, daß er ihm folgte, nicht genug, um ihn zu reizen und zu heftigerer Rede anzustacheln.

„Was werden Sie nun mit sich beginnen?" fragte Pelgram, als Siegfried mit dem Bericht über seinen Empfang bei der Großherzogin geendet hatte.

„Das wollte ich Sie fragen, Herr Professor," gab Siegfried düster zurück.

„Mein lieber Baron Siegfried," sagte Pelgram, „es ist nun fünf Jahre her, da gab ich Ihnen den besten Rat, den ich für Sie wußte. Ich empfahl Ihnen, Offizier zu werden. Sie haben mir nicht gefolgt. Jetzt ist es dazu zu spät, fürchte ich. Besonders da Sie es auch, zu meiner Überraschung und meinem Schmerz, bei Ihrer erhabenen Gönnerin verschüttet zu haben scheinen. Ganz ohne Not und Zweck. Denn Ihre königliche Hoheit war geradezu mütterlich gegen Sie gesinnt."

Es trat eine peinliche Pause ein.

„Es ist also nichts aus mir zu machen? Ich bin zu gar nichts gut?" fragte Siegfried grimmig nach einer kleinen Weile.

Pelgram zuckte leise die Achsel. „Sie waren vom Schicksal selten begünstigt, aber Sie haben das Glück hartnäckig von sich gestoßen, so oft es Ihnen nahte."

„Sehen Sie meinen Fall so an, Herr Professor?"

„Kein Mensch mit geradem Verstande kann ihn anders ansehen. Sie sind von allervornehmster Abkunft —"

„Das ist mein Verhängnis."

„Lassen Sie mich ausreden, mein lieber Baron Siegfried. Sie sind reich —"

„Bettelarm!"

„Weil Sie es so wollen. Sie können hunderttausend Mark Einkommen haben und damit stirbt man nicht Hungers. Die glänzendsten Laufbahnen standen Ihnen offen. Sie aber ließen sich alle diese positiven Güter entschlüpfen und jagten einem Traum nach."

„Einem Traum? Dem einzigen Gute, das Wert für mich hat und das mir rechtmäßig zukommt."

Pelgram hörte zu lächeln auf und sagte sehr ernst: „Ich habe Ihnen offenbar in langjähriger Pflege Ihres Geistes doch nicht die richtigen Anschauungen über eine der wesentlichsten Menschheitfragen beigebracht. Ich muß mir dies zum Vorwurf machen. Sie sind zwar meiner Schule entwachsen, ich bitte Sie aber doch, mir zu erlauben, daß ich mein Versäumnis nachzuholen suche."

Er sprach diese Einleitung in dem feierlichen Lehrton, den er einst anzuschlagen pflegte, wenn er die Geschichte des Hauses Meißen vortrug. Die Macht einer fast zehnjährigen Ideenassoziation wirkte auf Siegfried und ohne es zu merken, wurde er wieder der etwas störrische, aber gebändigte Schüler, der sich dem ihm vorgesetzten Lehrer gegenüber befindet.

„Ich nehme an, daß Sie Monarchist sind, mein lieber Baron Siegfried."

„Gewiß, wenn man es mir möglich macht."

„Diese Antwort ist seicht. Ein denkender und sittlich fühlender Mensch muß Monarchist sein ohne Rücksicht auf sein etwaiges persönliches Interesse. Das Interesse der Gesittung steht höher als das Interesse jedes Einzelnen, wer er auch sei. Die Bürgschaft der Gesittung aber ist die Monarchie, denn außerhalb der Monarchie gibt es nur Anarchie und Rückfall in Barbarei."

„Wo bringen Sie Frankreich unter?"

„Abwarten, mein lieber Baron Siegfried. Frankreich zehrt noch von dem reichen monarchischen Erbe. Ist es verbraucht, so werden Sie ja sehen, wohin es mit seiner Republik gelangt. Die Monarchie ist die ideale Regierungs-

form, denn sie gewährleistet dem Bürger das größte Maß von Freiheit, das mit einer auf Ordnung und Zucht gegründeten Gesellschaft vereinbar ist."

Auf Siegfrieds Antlitz malte sich Staunen und er wollte etwas sagen. Pelgram schnitt ihm gebieterisch das Wort ab. „Folgen Sie mir, statt abzuschweifen, denn ich möchte es kurz und faßlich machen. Wo das Gesetz jedem gestattet, nach der höchsten Gewalt zu streben, da muß die Partei, die herrscht, die Partei, die herrschen möchte, als Feind behandeln und unterdrücken. In der Monarchie ist der Preis des Parteikampfes nicht die Herrschaft, dieser Kampf kann daher ein Kampf der Geister um Anschauungen und Gedanken bleiben und braucht nicht in Vergewaltigung der Minderheit durch die Mehrheit auszuarten. Damit nun der Monarch die Aufgabe erfüllen kann, die ihm die vertiefte Theorie der Monarchie zuweist, muß er unwandelbar sein wie eine Elementarkraft oder ein Naturgesetz; richtiger: er muß ein Symbol sein und das wandelbare Menschliche von sich abstreifen, soweit dies die Menschennatur überhaupt zuläßt. Er kann aber Symbol nur bleiben, wenn seine Ursprünge mythisch geworden sind. Man darf ihn nicht entstehen sehen."

„Und Napoleon? Und die neuen Dynastien, die seit hundert Jahren heraufgekommen sind?"

„Napoleon hat gewünscht, sein eigener Enkel zu sein. Das hätte ihm nichts geholfen. Er wäre auch dann noch an seinem Großvater zugrunde gegangen. Er hat sich nicht halten können. Er hätte es unter keinen Umständen gekonnt, auch nicht ohne die Befreiungskriege. Und die neuen Dynastien sind nur im Orient möglich, wo die Völker an Gewaltherrschaft und Sklaverei gewöhnt sind. Wir arische

Mitteleuropäer sind zu entwickelt und zu stolz dazu. Wir unterwerfen uns keinem aus unserer Mitte, den wir als Unseresgleichen gekannt haben, und der sich über uns turnerisch oder ringkämpferisch emporschwingt. Wir dulden über uns ein Symbol, einen Gedanken, aber keine Faust."

„Wie soll ich das alles auf meinen Fall beziehen, Herr Professor?"

„Ich bin eben dabei angelangt. Die Monarchie kann ihren vollen Segen nur wirken, wenn ihre Trägerin eine geschichtliche, oder ich bleibe lieber bei meinem früheren Wort, eine mythische Dynastie ist. Glücklich das Volk, das sich einer solchen rühmen kann. Sie ist ein unersetzlicher angestammter Besitz. Das Volk hat das große Interesse, sich seine Dynastie eifersüchtig zu erhalten. Es darf nicht dulden, daß sie aus ihrer unnahbaren Höhe herabsteige — Sie erlassen mir aus naheliegenden Gründen, dies des nähern auszuführen. Darum muß die Dynastie unerbittlich auf Ebenbürtigkeit halten und darf unter keinen Umständen Elemente in sich aufnehmen, die sie in den Kreis der gewöhnlichen bürgerlichen Interessen, Familiaritäten und Beziehungen herabziehen."

„Danke, Herr Professor. Blutauffrischung scheint Ihnen offenbar etwas ganz Überflüssiges."

„Durchaus. Ob der Fürst schöner oder weniger schön, selbst klüger oder weniger klug, ist gleichgültig. Er ist ein Grundsatz. Er ist ein Symbol. Seine leibliche Organisation kommt gar nicht in Betracht. Aber unsere Fürsten sind ja tatsächlich auch als Menschen Prachtexemplare der Gattung, und sie können durch Inzucht nur gewinnen."

„Ich danke Ihnen wieder für das Urteil, das Ihre Worte über meine Mutter und mich einschließen."

„Die Anwesenden sind immer ausgenommen. Das braucht doch nicht erst gesagt zu werden. Ich schließe. Der Zauberkreis, der die geschichtlichen oder mythischen Dynastien umgibt, muß vollkommen undurchdringlich bleiben. Das erfordert die Religion des Monarchismus."

„Dann sollten die Mitglieder der Dynastien keine Frauen außerhalb ihrer Familien heiraten und keine Kinder von nicht ebenbürtigen Müttern in die Welt setzen."

„Ganz meine Meinung."

„Da sie es aber nun doch getan haben und tun —"

„So sind sie aus dem Zauberkreis herausgetreten und es gibt selbst für sie keine Rückkehr, geschweige denn für ihre Nachkommen. Denn das ist die Lösung dieser schmerzlichen Frage. Nicht Sie sind Prinz von Meißen-Löwenstein-Franka, sondern der Prinz Albrecht hat durch seine Ehe aufgehört, es zu sein. Die tiefe deutsche Volksseele hat dies immer klar geschaut und in bedeutungsvollen Sagen ausgedrückt, in den Sagen von Hans Heyling, von den Nixen und Elfen, die Sterbliche heirateten, und so weiter. Der Überirdische, der zu den Menschen herabsteigt, verliert seine Göttlichkeit. Das ist seine Tragik. Manchmal auch seine Schönheit."

„Herr Professor, ob ich Sie mit Worten widerlegen könnte, weiß ich nicht. Aber alles in mir empört sich gegen Ihre Lehre. Sie kann nicht richtig sein."

„Sie ist unwiderleglich."

„Ich bin ein lebender Mensch von Fleisch und Blut und Sie wollen mich mit einer eisigen Theorie erschlagen. Ich bin stärker als die Theorie."

„Sie irren, mein lieber Baron Siegfried. Die eisige Theorie ist immer stärker als der lebende Mensch von Fleisch und Blut."

„Das werden wir ſehen.“

„Nicht doch. Verrennen Sie ſich nicht. Ich kenne Sie ja genug, um zu wiſſen, wie ſtarrköpfig Sie ſind. Ich tadle das beileibe nicht. Es iſt eine Form der Charakterfeſtigkeit, und die iſt das beſte, was Sie mit Ihrem Blute geerbt haben. Wenden Sie aber dieſe fürſtliche Tugend für beſſere Zwecke an, für erreichbare. Bleiben Sie ruhig bei uns, verzehren Sie hier als der große Herr, der Sie ſein können, Ihre Apanage, heiraten Sie ſtandesgemäß, und damit meine ich im Grunde alles bis ganz hoch hinauf, denn wir haben ſelbſt Prinzeſſinnen genug, die ſich bequemen müſſen, bis zu ſtudierten Leuten herabzuſteigen, wenn ſie nicht unverheiratet bleiben wollen, und werden Sie der Stammvater einer Linie von tüchtigen Gronendals. Dann haben Sie nicht umſonſt gelebt.“

Siegfrieds Geſicht flammte. „Als Zuchttier ſcheine ich Ihnen verwendbar. Daß ich etwas anderes ſein möchte, laſſen Sie nicht gelten. Hören Sie, Herr Profeſſor, ich habe eben Ihr Brot gegeſſen und Ihren Wein getrunken und möchte nun in Ihrem Hauſe als Ihr Gaſt nicht unhöflich gegen Sie werden. Sie ſind gegen mich offen geweſen, ſehr offen —“

„Als Ihr alter Lehrer hatte ich die Pflicht —“

„Laſſen Sie mich ausreden, wie Sie es von mir verlangt haben. Ich will nun auch gegen Sie offen ſein. Ich habe Sie zum Profeſſor und behäbigen Staatspenſionarius gemacht —“

„Sie?“

„Ich, mein lieber Profeſſor Pelgram, denn man hat Sie für Ihr Erziehungskunſtſtück an mir belohnt. Was aber haben Sie aus mir gemacht? Sie haben das Werk meines

Max Nordau, Zur linken Hand II. II. Bd. 47

Vaters fortgesetzt und vollendet. Mein Vater wollte keinen Prinzen aus mir machen. Dann hätte er einen Handwerker oder Bauer aus mir machen sollen. Aber nein. Er hat gar nichts aus mir gemacht und Sie sind ihm dabei nach Kräften beigestanden."

Pelgram erhob sich mit fahlem Angesicht und starrenden Mörderaugen. „Baron Gronendal —"

„Unterbrechen Sie mich nicht!" donnerte Siegfried und sah, zu seiner vollen Riesengröße aufgereckt, so furchtbar aus, daß der feine, gewandte, kühle Prinzenerzieher und Höfling bis ins innerste Mark erbebte. „Sie haben nur meinem Vater und dem Großherzog gefallen wollen und nie daran gedacht, daß ich auch einmal Sie, Ihre Methoden und Ihre Absichten beurteilen würde. Vielleicht hielten Sie mich zu dumm dazu. Ich richte sie aber nun doch. Sie sind dafür verantwortlich, jedenfalls mit verantwortlich, daß ich heute zu nichts gut bin als Prinz zu sein. Und zu heiraten. Allerdings. Ich will aber doch versuchen, selbst etwas zu sein, trotz Ihnen. Es wird Liebhaberarbeit sein müssen, denn bei Ihnen habe ich nichts gelernt. Um so schlimmer. Ich will Ihnen zeigen, daß ich stärker bin als Sie alle. Und gehe ich dabei unter, so werden Sie wissen, wer es auf dem Gewissen hat, Herr Professor." Er betonte das letzte Wort mit durchbohrendem, stahlhartem Hohn, nickte mit dem Kopfe und verließ mit großen Schritten das Zimmer, die Wohnung und das Haus. Er hatte es so eilig, daß er seinen Überzieher im Vorzimmer nur mit heftigem Griff vom Rechen langte und ihn erst auf der Straße anzog.

Pelgram sank auf seinen Stuhl zurück. Seine Beine trugen ihn nicht. Noch denselben Abend schrieb er einen

unmittelbaren Bericht an den Großherzog, worin er seine Überzeugung aussprach, daß der junge Freiherr von Gronendal geistig nicht gesund sei, und daß es sich dringend empfehle, ihn unter Überwachung zu stellen, da man seine Störung keineswegs als eine harmlose ansehen könne.

Siegfried war von den überall empfangenen Eindrücken derartig aufgeregt und erbittert, daß er sich in einer Art anhaltender Berserkerverfassung befand, keine Selbstbeherrschung, kein Urteil über seine Gedanken, Reden und Handlungen, keine Klugheit und Rücksicht mehr hatte. Er stürmte von Pelgram geradenwegs zum alten Notar seiner Eltern und beauftragte ihn mit einer Heftigkeit und Barschheit, die den formstrengen Herrn überraschte und verletzte, die Angelegenheit des Verkaufs seiner Einrichtung an den Erbprinzen in die Hand zu nehmen, aber schleunigst, da er die Sache vom Halse geschafft zu haben wünsche.

Das Hofmarschallamt hatte alle nötigen Aufträge und Vollmachten und führte die Verhandlungen rund. Nach vier Tagen, während welcher Siegfried entweder in seiner Stube eingeschlossen war oder im Park umherirrte, war das Geschäft abgewickelt. Siegfried wußte, daß die gekauften Stücke über hunderttausend Mark gekostet hatten, von den Geschenken an Kunstwerken, Seltenheiten und sonstigen Kostbarkeiten abgesehen. Man bot ihm dafür sechzigtausend Mark unter der ausdrücklichen Bedingung, das alles, was das Schloß enthielt, in den Kauf einbegriffen sei, mit einziger Ausnahme von drei Schlafzimmern und zwei Bildnissen der Baronin, deren man ihren Sohn „nicht berauben wollte." Siegfried schenkte die drei Schlafzimmer der Frau Büchler, die er in Franka zurückließ, schickte die beiden Gemälde wohlverpackt an die Speicherverwaltung in Paris, ließ sich

den Kaufschilling an eine Wiener Bank anweisen und schüttelte den Staub von Franka von den Füßen.

In Wien, wohin er sich unverweilt begab, schrieb er sich im Gasthof als Graf von Gleichen ein und fuhr sofort nach seiner Ankunft in den Palast Franka-Level. Er hatte Glück: sein Oheim war in der Stadt. Der Pförtner, der ihm öffnete und ihm auf seine Erkundigung nach dem Herzog Auskunft gab, überantwortete ihn einem Lakaien, der ihn zu einem Hausbeamten führte. Diesem bedeutete er, daß er den Herzog zu sprechen wünsche.

„Haben einen Audienzbrief?" fragte der Beamte.

„Ist nicht nötig," antwortete Siegfried kurz.

Der Ton und die Erscheinung des Besuchers imponierten dem Beamten. „Mit wem habe ich die Ehre?"

„Melden Sie dem Herzog seinen Neffen, den Sohn des Prinzen Albrecht."

„Ah!" machte der Beamte, lächelte, verneigte sich, bedeutete Platz zu nehmen und entfernte sich.

Siegfried blieb in dem hauptsächlich mit registerbesetzten Regalen eingerichteten Raume lange, sehr lange allein. Er hatte alle Zeit, seine Lage eines unerkannten Fremdlings in diesem stolzen Herrenhause, das sein Großvater hatte erbauen lassen, wo sein Vater geboren und bis zum reifen Mannesalter aufgewachsen war, bis an den Grund durchzufühlen und durchzudenken.

Endlich erschien der Beamte wieder. Er war jetzt steif und kalt. „Seine Hoheit sind beschäftigt und können Sie nicht empfangen, Herr Baron." Er betonte den Titel auffallend. „Der Herr Hofrat von Stepanski bittet Sie aber, auf einen Augenblick zu ihm zu kommen."

Stepanski war der Vorstand der herzoglich Franka-Levelschen Güterverwaltung.

Siegfried war nahe daran aufzuschäumen und laut zu werden. Er hatte indes noch genug Besinnung, um zu erkennen, daß er sich durch Heftigkeit gegen einen Untergeordneten nur lächerlich machen würde. Er rang kurz mit sich und sagte dann: „Wo ist der Hofrat?"

„Wollen Sie mir folgen, Herr Baron."

Sie hatten nur einen Gang und einen Vorsaal zu durchschreiten, dann stand Siegfried vor dem ihm höflich entgegenkommenden alten Herrn mit der goldenen Brille und dem kurzen weißen Schnurrbart, der ihm einen Stuhl anwies.

„Was führt Sie zu uns, Herr Baron?"

„Ich will meinen Onkel sprechen und nicht Sie, Herr Hofrat."

„Seine Hoheit haben mich beauftragt, Sie an seiner statt zu empfangen."

„Weshalb verschließt mein Onkel seine Tür vor mir?"

„Die Gründe der Entschließung Seiner Hoheit sind mir ebensowenig bekannt, wie mir ein Einfluß auf sie zusteht."

„Sind Sie in der Lage, mir zu sagen, wie man es künftig mit meiner Apanage halten wird?"

„Ja, Herr Baron. Es tut mir leid, Ihnen zu eröffnen, daß sie vor vier Tagen zum letztenmal an Ihren Rechtsvertreter bezahlt worden ist. Seine Hoheit haben sie einzustellen befunden."

Siegfried brach in ein kurzes, grimmiges Gelächter aus. „Ei! Das ist ja sehr schön. Ich bin also nicht nur aus der Familie ausgestoßen, sondern auch zum Hungertode verurteilt. Das ist allerdings die bequemste Art, sich

meiner zu entledigen. Und Sie glauben, daß ich mir diesen neuen Raub gefallen lassen werde?"

Der alte Herr zuckte leicht die Achsel und blickte über die Brille hinweg zur Decke. Seine Ruhe steigerte Siegfrieds Wut.

„Die Apanage ist keine Gnade, sondern mein Recht. Der Stiftungsbrief unseres Fideikommisses verpflichtet den Majoratsherrn, seine Angehörigen standesgemäß zu unterhalten. Es gibt Richter. Ich werde ihn zwingen, seine Schuldigkeit zu tun."

„Darauf wollen wir es ankommen lassen."

Siegfried sprang auf. „Ich will doch sehen, ob mein Onkel mir das ins Gesicht wiederholt." Er machte Miene, hinauszueilen.

Der Hofrat erhob sich rasch. „Herr Baron, ich beschwöre Sie, keine Heftigkeit. Was hoffen Sie zu erreichen? Im Palais gibt es zwanzig Männer, die Seiner Hoheit gehorchen, ganz abgesehen von der Polizei."

Siegfried, der schon an der Tür war, kehrte um und war mit einem Satz bei dem Hofrat. „Sie unterstehen sich, mir zu drohen? Noch ein Wort und —"

„Herr Baron, es ist kein Heldenstück, einen alten Mann anzufahren, der Ihr Großvater sein könnte."

Die Bemerkung brachte Siegfried zur Besinnung. Er fuhr sich mit dem Taschentuch über das heiße Gesicht und stammelte: „Das bietet man mir unter dem Dach meines Großvaters und Vaters, das unter Umständen mein eigenes Dach werden kann!"

„Sie rufen Ihre erlauchten Vorfahren an und haben sich doch nicht gescheut, sie im Grabe schwer zu beleidigen."

„Ich?!"

„Sie, Herr Baron. Ein anderer hat dies bisher noch nie gewagt."

„Ich soll meine Vorfahren beleidigt haben? Wie und wo?"

„Durch Ihr Pamphlet, das an die Höfe versendet worden ist und worin Sie der Levelschen Linie des Hauses Meißen-Löwenstein-Franka die Ebenbürtigkeit und damit die rechtmäßige Stellung in der Dynastie absprechen."

„So war es nicht gemeint. Und übrigens habe nicht ich das Gutachten verfaßt."

„Das wissen wir sehr wohl. Aber Sie werden es doch vor der Versendung gelesen haben und wir nehmen an, daß Sie die Tragweite der Behauptung dieser Schandschrift zu beurteilen vermochten. Deswegen hat seine Hoheit Ihnen seine Gnade entzogen und wenn Sie sie wiedererlangen wollen, so müssen Sie vor allen Dingen das Pamphlet förmlich und öffentlich widerrufen und Seine Hoheit für die Bemakelung seines erlauchten Wappenschildes um Verzeihung bitten."

Siegfried blieb stumm.

„Folgen Sie meinem Rat, Herr Baron, und versöhnen Sie Seine Hoheit. Sie können es tun, ohne sich etwas zu vergeben, denn Sie sind in Ihrer Unerfahrenheit das Opfer eines gewissenlosen Rechtsverdrehers geworden. Dieser Osterburg ist Ihr böser Geist. Er hat Sie mit Ihrer Familie entzweit, um Sie zu rupfen. Wir wissen alles. Ist Ihnen bekannt, daß er Ihnen durch einen Scheinkauf fünfzigtausend Gulden geraubt hat?"

„Durch einen Scheinkauf?"

„Er hat Ihnen eine Haushälfte seiner Schwester fünfzig Prozent über den Wert angehängt und wenige Monate dar-

auf sie wieder für seine Schwester um fünfzigtausend Gulden billiger zurückgekauft. Die fünfzigtausend Gulden hat er eingesteckt."

„Kann das bewiesen werden?"

„Jeden Augenblick."

„So kann ich Ihnen wenigstens für diese Aufklärung danken. Ich empfehle mich Ihnen."

Er war draußen, ehe der ihm kopfschüttelnd nachsehende Hofrat ein Wort hatte sprechen können.

So rasch, wie ein schneidig fahrender Wiener Fiaker ihn hinschaffen konnte, war er in Dr. von Osterburgs Kanzlei. Er achtete nicht auf den Kanzleivorstand, der ihm sagte, es sei gerade ein Klient bei dem Herrn Rechtsanwalt; er schob ihn wie einen Flaum beiseite, als er sich ihm entgegenstellen wollte, riß rücksichtslos die Tür auf und trat in Osterburgs Empfangszimmer.

Bei seinem Anblick wechselte Osterburg die Farbe, sprang auf und rief: „Sie hier, Herr B — eh — Prinz! Welche Überraschung! Ich vermutete Sie in Paris!" Er streckte ihm die Hand entgegen, Siegfried ließ jedoch die Bewegung unbeachtet.

Osterburg verabschiedete einen Herrn, mit dem er eben in einer Unterredung begriffen war, mit einigen rasch geflüsterten Worten, begleitete ihn zur Tür und sagte, nachdem er sie hinter dem Besucher geschlossen hatte: „Gerade heute wollte ich Ihnen schreiben, Prinz. Willkommen in Wien, Prinz, ich freue mich Sie zu sehen, Prinz."

Siegfried setzte sich, ohne eine Einladung dazu abzuwarten, schlug die Beine übereinander und sprach, indem er ihm voll ins Gesicht sah: „Das weiß ich nicht. Zur Sache. Ich habe zuverlässig erfahren, daß die Haushälfte,

die Sie uns um 150 000 Gulden angehängt haben, Ihrer Schwester gehörte und daß Sie wieder für Ihre Schwester um 100 000 Gulden zurückgekauft haben."

„So! Darf ich wissen, von wem Sie das erfahren haben?"

„Das ist unerheblich. Ist es wahr?"

Osterburg hatte seine volle Kaltblütigkeit wiedererlangt. „Gewiß ist es wahr. Es ist ja auch kein Geheimnis. Ein Gang ins Grundbuchamt genügt, um diese einfache Tatsache festzustellen. Wer immer Ihnen das als eine fürchterliche Enthüllung mitgeteilt hat, der hat sich mit Ihrer Unerfahrenheit in Geschäften einen ungeziemenden Scherz erlaubt."

„Sie halten es also für recht und billig, daß Sie mir durch dieses sonderbare Geschäft 50 000 Gulden — sagen wir abgenommen haben?"

„Wer, Sie?"

„Nun, doch Sie, Herr von Osterburg."

„Verzeihung. Nicht ich, meine Schwester, die verheiratet und selbstständig ist. Sonderbar ist das Geschäft gar nicht, sondern durchaus gehörig. Wer das Gegenteil behauptet, der macht sich einer böswilligen Verleumdung schuldig. Als ich es für nötig hielt, daß Sie sich in Wien ankaufen, war ich sehr froh, meine Schwester zum Verkauf ihrer Haushälfte bereit zu finden. Sie konnten sich damals gar keine besseren Preis- und Hypothekenbedingungen wünschen. Freilich, beim Verkauf haben Sie Verlust gehabt. Aber das ist immer so, wenn man plötzlich in der ungünstigsten Jahreszeit um jeden Preis losschlagen will. Wäre meine Schwester nicht als Käuferin aufgetreten, so hätten Sie noch erheblich mehr eingebüßt. Ich habe bei der

ganzen Sache keinen andern Vorteil als meine bescheidenen Anwaltsgebühren und — Ihren Dank, Prinz, für die Mühe, die ich mir gegeben habe, Ihre Interessen auf das beste wahrzunehmen."

Siegfried war diesem Manne nicht gewachsen. Seine Angriffslust ermattete. Einen Augenblick später brach er den Kampf ab und gab ganz kleinlaut auf Osterburgs Erkundigungen Bescheid. Er erzählte die Unterredung mit Stepanski und ließ sich widerstandslos überzeugen, als Osterburg, der ihm lächelnd und seinen prächtigen schwarzen Bart streichend zugehört hatte, bemerkte: „Der Hieb sitzt also. Wir haben Ihre erlauchte Familie an der empfindlichsten Stelle getroffen. Jetzt heißt es, in die Kerbe nachhauen. Man suchte Ihnen mit der Einstellung der Apanage bange zu machen. Ich hoffe, daß Sie nicht von Mitteln entblößt sind —"

„Nein."

„Vortrefflich, ganz vortrefflich." Er rieb sich die Hände. „Dann haben wir nur durchzuhalten. Jetzt schieben wir unsere journalistischen und parlamentarischen Truppen vor. Jetzt treten wir in unserem Kampf um Ihr heiligstes Recht in die große Öffentlichkeit hinaus. Wir werden siegen. Es ist möglich, daß wir nicht alles erreichen. Aber ich meine, wir können getrost einige Zugeständnisse machen, wenn es zum Friedensschluß kommt. Unsere vermögensrechtlichen Ansprüche halten wir natürlich voll aufrecht. In der Titelfrage —"

„Die ist doch das Wesentliche!"

„Jawohl, gewiß. Wenn die Familie für Sie indes einen neuen Fürstentitel schafft und Ihnen das Familienwappen mit einem edeln Beizeichen zuerkennt, dann würde

ich an Ihrer Stelle mich damit zufrieden geben. So haben es beispielsweise unser erlauchtes Erzhaus, der verstorbene Kurfürst von Hessen, das russische Kaiserhaus und andere Herrscherfamilien wiederholt gemacht."

Siegfried horchte auf. „Ist vielleicht etwas Ähnliches angeboten worden?"

Osterburg hatte ein geheimnisvolles Lächeln. „Angeboten — hm — wenn Sie ein förmliches Angebot meinen, nein. Aber ich wiederhole, hier scheint mir eine Grundlage für Friedensverhandlungen gegeben, natürlich erst, wenn die Familie sich von unserm Ernst und der Wirksamkeit unserer Waffen überzeugt haben wird."

Siegfried drang in Osterburg, um eine bestimmtere Antwort zu erhalten. Vergebens. Er bekam immer nur ausweichende, vieldeutige Redensarten, die den Eindruck zurücklassen sollten: „Kein Rauch ohne Feuer." Siegfried spielte auch auf die letzte Vierteljahrs-Apanage an, die Osterburg erhoben hatte, und der Rechtsanwalt brachte es fertig, daß Siegfried ihm die 5000 Gulden als Deckung für aufgelaufene und künftige Kosten des Prozeßfeldzugs ließ, über die er pünktlich Rechnung zu legen versprach. Siegfried war überwunden, und als er ging, hatte das Kanzleipersonal das Schauspiel eines ruhigen, beinahe heiter blickenden jungen Mannes, den der Doktor lächelnd und vertraut bis ins Vorzimmer begleitete, und der unter Händedrücken und Wiedersehenserwartungen von ihm Abschied nahm.

Es erregte in Siegfrieds Gasthof Aufsehen und Gezischel, als am Nachmittage ein Berichterstatter des „Volksblattes" erschien, nach dem Prinzen von Löwenstein-Franka fragte und auf den Bescheid, daß kein Gast dieses Namens hier

wohne, unvermittelt hinzufügte, man kenne ihn vielleicht als Baron von Gronendal. Siegfried hatte, als er Osterburg seine Adresse angab, vergessen, hinzuzufügen, daß er sich als Graf von Gleichen eingeschrieben habe. Der Berichterstatter, der sich nicht abweisen ließ, erklärte, er sei seiner Sache gewiß, und begann mit beruflicher Anschlägigkeit, nach flüchtigsten Andeutungen Osterburgs, das Äußere des Gesuchten zu schildern.

„Wenn Sie vielleicht den Herrn Grafen von Gleichen meinen —"

„Den meine ich," erwiderte der Berichterstatter ohne Zögern und ließ sich zu ihm führen.

Ein Prinz, der zugleich ein Baron war und sich als Graf einschrieb — der ohne Dienerschaft und mit wenig Gepäck reiste — Geschäftsführer, Oberkellner und Portier kamen überein, daß der junge Herr bedenklich hochstaplerisch schillere, und daß es dringend geraten sei, ein Auge auf ihn zu haben und die Polizei diskret zu verständigen.

Der Abgesandte des „Volksblattes" begrüßte Seine Hoheit in ihrer Vaterstadt und fragte nach ihren Eindrücken und Zukunftsplänen, und brachte, als ihm darauf die Antwort verweigert wurde, das Gespräch auf das schöne Paris und die dortigen Verhältnisse. Nach Beendigung des Interview erbat er sich ein Bildnis Seiner Hoheit, doch konnte ihm Siegfried keins geben, da er keins bei sich hatte. Das verschlug nichts. Das „Volksblatt" brachte am folgenden Morgen gleichwohl eine Art Modebildkopf, der jedem jungen Menschen mit einem kleinen Schnurrbart entfernt ähnlich war, und dazu, nach einer schmeichelhaften Einleitung über Seine Hoheit, eine drei Spalten lange Unterredung, in der „dem jungen, der Wiener Hofgesellschaft wegen seines lang-

jährigen Aufenthaltes in der Fremde persönlich noch unbekannten Prinzen aus dem Hause Meißen-Löwenstein-Franka-Level" eine Menge bedeutender, geistreicher und paradoxaler Aussprüche in den Mund gelegt wurde.

Der Bericht wurde stark bemerkt. Alle Abendblätter druckten ihn ab. In der nächsten Morgennummer des „Volksblattes" erschien jedoch eine Zuschrift des Hofrats von Stepanski, der im Namen und Auftrag Seiner Hoheit des Herzogs von Meißen-Löwenstein-Franka-Level die Aufnahme der Erklärung forderte, daß die Zeitung das Opfer einer Mystifikation geworden sei, da der interviewte Herr, der sich für einen Prinzen Löwenstein-Level ausgegeben habe, anscheinend mit dem durch nachfolgende morganatische Ehe legitimierten Sohne der verstorbenen Baronin Gronendal identisch sei, der auf die angemaßten Titel nicht das geringste Recht habe.

Siegfried eilte mit der Zeitung zu Osterburg. „Was nun?"

„Unsere Sache steht vorzüglich. Die Erörterung ist eröffnet. Wir werden nun ebenfalls antworten und unser Recht öffentlich beweisen. Es übersteigt meine kühnsten Hoffnungen, daß Ihr Herr Onkel so rasch in der Zeitung reagiert hat."

„Die juristische Beweisführung will ich Ihnen überlassen," sagte Siegfried fest; „ich aber lange mir nun meinen Herrn Onkel persönlich."

Osterburg machte anfangs ein bedenkliches Gesicht, als er von einer Forderung hörte, doch fand er nach einiger Überlegung, daß Siegfried vielleicht in der Tat nicht anders handeln könne, da die Berichtigung unnötig verletzend gehalten sei. Die Aufforderung, Siegfried als Kartellträger

zu dienen, lehnte er mit höflichem Dank für die Ehre, jedoch bestimmt ab. Das könne er in seiner Berufsstellung nicht. Siegfried war in Wien ganz fremd — an wen sollte er sich wenden? Osterburg wußte wieder Rat. Er empfahl ihm einen seiner Schreiber, einen Rechtshörer und Reserveoffizier, also eine ganz geeignete Persönlichkeit.

Der Schreiber schien von der Auszeichnung nicht entzückt, wagte jedoch nicht, seine Brotstelle durch eine Ablehnung aufs Spiel zu setzen. Er ließ sich mit Geistesgegenwart einen Kostenvorschuß für Wagen und Auffrischung der Toilette ausfolgen und begab sich in das herzogliche Palais.

Er kam rasch wieder. Er war nicht vorgelassen worden, nicht einmal vom Hofrat Stepanski. Er hatte nur mit einem kleinern Beamten gesprochen, der seine Berufung auf den Komment mit einem Achselzucken beantwortete und ihm anheimgab, sich seines Auftrages schriftlich zu entledigen. Siegfried schrieb sofort einen kurzen Brief an den Herzog, um ihn aufzufordern, Zeugen zu bestellen, und schickte den jungen Mann damit in das Palais zurück.

Diesmal war der Schreiber nach längerm Warten vom Hofrat Stepanski empfangen worden, der ihm Siegfrieds Brief wiedergegeben und ihm gesagt hatte, das sei dummes Zeug, und Seine Hoheit der Herzog verbitte sich, mit solchen Geschichten behelligt zu werden.

Siegfried war bleich vor Aufregung. Ohne auf Osterburg zu hören, sendete er folgende Zeilen eingeschrieben an seinen Oheim:

„An den Herzog von Meißen-Löwenstein-Franka-Level in Wien.

Sie haben keinen Sohn, den ich an Ihrer statt für die

schwere Beleidigung meiner toten Mutter zur Rechenschaft ziehen könnte. Ich muß mich also an Sie halten, obschon Sie im Vergleiche zu mir ein alter Mann sind. Wenn Sie mir binnen 24 Stunden nicht Abbitte leisten oder ritterliche Genugtuung geben, werde ich mir diese verschaffen, wo ich Sie auch antreffe.

Siegfried von Meißen-Löwenstein-Franka-Level."

Dann kehrte er in seinen Gasthof zurück und wartete die Folge ab. Sie stellte sich lange vor Ablauf der 24 Stunden in der Gestalt eines Polizeibeamten ein, der ihn aufforderte, mit ihm zu gehen. Er führte ihn einem Rat vor, der ihm kurz eröffnete: „Herr Baron von Gronendal, Sie geben sich für einen Prinzen aus, der Sie nicht sind. Sie schreiben sich im Gasthof als Graf Gleichen ein, der Sie ebensowenig sind. Sie belästigen hohe Herrschaften mit Drohbriefen. Durch dieses Vorgehen und die Übertretung der Meldevorschrift haben Sie sich strafrechtlicher Verfolgung ausgesetzt. Wir wollen jedoch aus Rücksicht auf Ihre Herkunft Gnade für Recht ergehen lassen und beschränken uns darauf, Sie als lästigen Ausländer aus dem Gebiete der Monarchie auszuweisen."

Siegfried lehnte sich vergebens wütend auf. Der Polizeirat erinnerte ihn ernst daran, daß er seine Zunge in acht nehmen müsse, da die gegen ihn geübte Nachsicht Grenzen habe. Er machte geltend, daß er Österreicher sei und nicht ausgewiesen werden könne. Der Beamte erwiderte trocken: „Diesseitig ist das Gegenteil festgestellt." Er verlangte eine Frist, damit er beim Ministerium Beschwerde führen, Seine Majestät anrufen könne, er bat, wenigstens seinen Rechtsanwalt verständigen zu dürfen, der Polizeirat bedauerte, all das verweigern zu müssen. Das einzige, was

ihm gestattet wurde, war, einen Scheck auszustellen und durch einen Polizeibeamten bei seiner Bank versilbern zu lassen. Er wurde in einer anständig ausgestatteten Amtsstube, wo er mit Zeitungen, Büchern und Schreibbedarf versehen und wo ihm eine Mahlzeit vorgesetzt wurde, einige Stunden lang unter schonender Bewachung gehalten und dann vom Polizeipräsidium unmittelbar zur Bahn gebracht. Die Bezahlung der Gasthofrechnung, die Beförderung des Gepäcks zum Zuge war von der Polizei besorgt worden. Siegfried fand einen Platz im Schlafwagen für sich bestellt, und die Zugbediensteten legten besondere Zuvorkommenheit gegen ihn an den Tag. Aber dieselben zwei Inspektoren, die mit ihm zur Bahn gefahren waren, nahmen auch im Schlafwagen Platz, saßen still fast die ganze Nacht im Gang vor der Tür von Siegfrieds Abteil und öffneten erst gegen vier Uhr morgens leise die Tür, um einen Blick hineinzuwerfen.

Siegfried schlief nicht. Er setzte sich jäh auf: „Was wollen Sie?"

„Nichts, nichts, gnä' Herr; verzeihen!" sagte der Polizist unterwürfig. „Wir kommen nach Freilassing, wo wir absteigen, und haben noch nach unserer Dienstanweisung handeln müssen. Entschuldigen, gnä' Herr, und glückliche Reise!"

„So! Ich bin also frei! Warten Sie." Er langte nach seiner Geldtasche im Rock, holte einen Hundertguldenschein heraus und sagte: „Nehmen Sie das für sich und Ihren Kollegen. Sie sollen sich erinnern, daß Sie einen Prinzen begleitet haben."

„Das sehen wir, gnä' Herr," erwiderte der Beamte erfreut und verschwand unter Bücklingen.

Siegfrieds Fahrkarte, die ihm die Polizei gelöst hatte, lautete bis München. Er hielt sich in der bayrischen Hauptstadt zwei Tage lang auf. Tausend Pläne kreuzten sich in seinem Hirn. Er wollte zuerst über einen andern Grenzpunkt nach Österreich zurückkehren, verborgen seinem Oheim auflauern und Hand an ihn legen, was auch die Folge sein mochte. Als er sich indes den Auftritt vorstellte, wie er über den ihm nicht bis zur Schulter reichenden ältlichen Herrn herfiel, schämte er sich. Er setzte sich mit Osterburg in telegraphische Verbindung und erhielt von ihm eine lange Depesche, die ihn beschwor, sich zunächst ruhig zu verhalten, der Zwischenfall werde sich für den Preßfeldzug vorzüglich verwerten lassen und ihm alle Sympathien erwerben.

Was sollte er nun mit sich anfangen? In einer Zeitung, die er im Kaffeehaus überflog, fiel im plötzlich eine Notiz aus Diesa in die Augen, die über den großartigen Erfolg einer jungen Sängerin, des Fräuleins Nicoline Aseid, bei ihrem ersten Auftreten in der Hofoper berichtete und hinzufügte, die geniale junge Künstlerin sei trotz ihres befremdlich arabisch klingenden Theaternamens eine gute Deutsche, die Tochter der trefflichen Carlotta Flammert.

„Nach Diesa! Nicoline besuchen!" blitzte es in ihm auf. Aber nur auf einen Augenblick. Nein. Er hatte dazu kein Recht. Er hatte ihr gegenüber nicht gehandelt, wie er sollte. Er war bereit gewesen, sich von ihr loszusagen. Durfte er jetzt wieder anknüpfen, als hätte er nie den Gang nach Trouville und nach dem Hotel der Gräfin Rochenoire angetreten? Und was sollte er in Diesa? Gerade jetzt, wo er die tiefsten Demütigungen erlebt hatte! Seine Niederlage an ihrem Siege messen? Sie war mehr, er war weniger als je. Weniger? Er war nichts. Sie würde ihn vielleicht

liebevoll aufnehmen. Aber was sollte dabei herauskommen? In ihrer Nähe als ein Anhängsel leben, bis er seinen letzten Pfennig ausgegeben hatte, und sich dann von ihr heiraten lassen, um als der Mann seiner Frau Kost und Wohnung zu haben? Er schüttelte sich bei dem bloßen Gedanken.

Er fühlte, daß es eigentlich seine Pflicht eines anständigen Menschen war, der Verabredung gemäß Nicoline zu schreiben, um ihr förmlich ihr Wort zurückzugeben. Er unterließ es; wie er sich überreden wollte, aus Bescheidenheit; in Wirklichkeit aus einem dunkeln, sehr viel tiefer wurzelnden Gefühle. Ob er sie liebte, wußte er selbst nicht. Er war keine liebende Natur. Unmittelbar empfand er alle Eindrücke stark, aber er bewahrte von ihnen nur flaue und oberflächliche Erinnerungen. Nicoline wollte er indes doch nicht freigeben. Sie war seine Reserve, die er vorläufig noch nicht entbehren mochte. Zu ihr flüchteten sich seine Träumereien, wenn ihm die Zukunft zu unheimlich erschien. Wie niedrig selbstsüchtig dieser Standpunkt war, dessen wurde er sich nicht bewußt.

Ja. Er wollte sie einstweilen noch festhalten. Wer weiß — vielleicht holte er sich sie doch noch eines Tages. Und er überraschte sich bei allerlei seltsamen Vorsätzen. Wirre Bruchstücke fügten sich zu einer Folge halbdeutlicher Zukunftsbilder, von denen das eine oder das andre wohl verwirklicht werden konnte. Er glaubte mit einem Male zu wissen, was er sollte.

Zurück nach Paris!...

Sechstes Buch

Wenige Tage nach ihrer Rückkehr aus Paris hatte Frau Flammert ihren jährlichen zweimonatigen Urlaub angetreten und sich nach Wallesroda begeben, der in den herrlichen Waldbergen gelegenen Sommerfrische, wo sie seit vielen Jahren Ruhe und Erholung zu suchen pflegte. Für die Wahl des kleinen Luftkurortes waren indes nicht seine landschaftlichen Reize bestimmend gewesen, sondern der Umstand, daß auf der das schöne Tal überhöhenden Kuppe, einen Büchsenschuß von ihrer Villa entfernt, ein Jagdschlößchen des Prinzen Johann lag, der während des größten Teils der Urlaubszeit gleichfalls dort seinen Aufenthalt nahm.

Nicoline war in der ersten Zeit eigentümlich verschlossen und gedankenvoll. Sie, die so zärtlich an ihrer Mutter hing und sie nach der fast einjährigen Trennung zuerst fortwährend in ihren Armen halten wollte, suchte nach der Ankunft und Einrichtung in Wallesroda die Einsamkeit, hielt sich entweder allein in der Ecklaube des Gärtchens hinter der Villa oder in ihrem Schlafzimmer auf oder huschte in den nahen Wald hinaus und blieb stundenlang außer dem Hause, so daß ihre Mutter beinahe ängstlich wurde. Gleichwohl ließ sie sie gewähren, denn sie glaubte ihre Tochter noch von Sehnsucht nach dem schönen Paris, von Gedanken an die sich so glänzend anlassende Zukunft, vielleicht auch

von der Erinnerung an den jungen Gronendal erfüllt und zweifelte nicht, daß all diese jetzt noch so lebhaften Bilder allmählich verblassen würden. Sie wartete also getrost und in zartfühlender Zurückhaltung ab, daß Nicoline von selbst ihr Gleichgewicht wiederfinde.

Es überrumpelte sie denn auch völlig unvorbereitet, als Nicoline ihr an einem wundervollen Morgen der ersten Augustwoche beim Frühstück auf die Frage, wie sie geschlafen habe, plötzlich antwortete: „Schlecht Mutti, schlecht, schlecht, wie alle die Nächte seit Paris. Aber von nun an wird es besser gehen, denn ich habe mich durchgerungen. Mein Entschluß ist gefaßt. Mutti, wir schreiben heute einem Rechtsanwalt, vielleicht dem Doktor Leyding, damit er deine Scheidung einleitet."

„Wa—as?" rief Frau Flammert und starrte Nicoline entsetzt an, als glaubte sie, das Kind sei nicht bei Troste.

„Ja, Mutti. Es ist Zeit, daß ich deine Angelegenheiten in die Hand nehme und in Ordnung bringe. Wir beginnen damit, daß du dich scheiden läßt. Das Verhältnis ist deiner tief unwürdig. Es ist eine Schande, daß du diesen Namen trägst. Wie wir Flammert kennen, wird er keine Schwierigkeit machen, wenn wir den Preis anlegen. Das ist die Bestimmung, die ich der Prämie von Grün zugedacht habe."

Frau Flammert schien vernichtet. Sie rang nach Atem. Endlich stammelte sie: „Aber Nico — was ficht dich an — mich so zu überfallen — in meiner Ahnungslosigkeit —"

Nicoline ließ ihre Schokolade stehen, kam um den Tisch zu ihrer Mutter, rückte einen Stuhl an ihre Seite und zog sie an ihre Brust.

„Mutter," sagte sie ernst und fest, „es mußte doch einmal geschehen. Also laß mich machen. Ich will nicht, daß

meine teure, herrliche Mutti noch länger in Zweideutigkeit und Verworrenheit lebt."

Frau Flammert drückte ihre Tochter weg. „Ich habe mich längst mit allem abgefunden. Ich wünsche nur eins: Frieden; Ruhe. Und nun willst du mich in schreckliche Aufregungen und Kämpfe stürzen —"

„Aber Mutti, was fällt dir ein! Du stellst dir das so furchtbar vor — verlaß dich auf mich, es wird so glatt gehen wie ein Haar aus der Milch. Der wackere Flammert wird froh sein, an dir noch einmal ein zweites Geschäft zu machen, auf das er nicht mehr gerechnet hat."

„Aber wozu? Wozu?"

„Wozu? Du hast lange genug einen Namen getragen, der dich besudelt. Für mich stört er mich nicht. Denn ich schaffe mir doch einen eigenen an, dem ich einen guten Klang zu geben hoffe. Aber für dich. Der häßliche Handel ist ein Fleck in deinem Leben. Es ist Zeit, daß wir dich davon rein spülen."

In dem Gesichte der Frau Flammert begann es zu zucken, und mit einem Male brach sie in Schluchzen aus.

Nicoline umarmte sie von neuem und küßte ihr die rollenden Tränen von den Augen. „Mutti, weine nicht," sagte sie mit ihrer weichsten, wärmsten Stimme. „Ich allein von allen Menschen auf Erden kenne dein Leben und weiß, wie goldrein es ist. Du bist nichts als Treue und Pflicht. So viel Tugend, so viel Herzensadel darf nicht in eine Scheinehe wie in eine saubere Umhüllung eingewickelt sein."

„Was wird die Welt sagen?"

„Was die zu sagen hatte, das hat sie längst gesagt. Du hast dich um sie nicht zu kümmern. Und glaube mir:

sie hätte Fräulein Carlotta Scholz immer mindestens ebenso geachtet wie Frau Carlotta Flammert. Du hast das Recht, dich zu deinem wirklichen Leben zu bekennen. Du sollst auch den Mut dazu haben. Es macht dir keine Schande, sondern Ehre. Wenn andere an dir schlecht gehandelt haben, so steht deine schlichte Rechtschaffenheit um so höher da."

Frau Flammert kämpfte mit sich. Schließlich brachte sie mühsam heraus: „Aber der Prinz — er wird nicht wollen —"

Nicoline wurde leidenschaftlich erregt. „Der Prinz! Was fragen wir nach ihm! Ob er will oder nicht will ist ganz gleichgültig. Wir tun, was uns richtig scheint und für uns gut ist. Der Prinz! Du bist lang genug sein ergebenes Opfer gewesen. Das hört auf. Ich leid' es nicht mehr. Du bist immer wehrlos gewesen. Jetzt hast du jemand, der dich verteidigt."

„Ich will aber keinen Kriegszustand. Ich sehe nicht ein —"

„Sei ruhig, Mutti, es kommt nicht dazu. Wir haben nicht nötig, den Prinzen um seine Meinung zu fragen. Die vollzogene Tatsache mag er erfahren. Bekommt er früher davon Wind, so schadet es auch nichts. Überhaupt — er schüchtert dich viel zu sehr ein. Das war es ja immer. Du warst durch deine Herkunft und Erziehung nicht vorbereitet, dem Bruder deines Landesherrn gerade in die Augen zu sehen und dich gegen ihn zu behaupten. Es ist nur natürlich, daß ich ihm anders gegenüberstehe wie du, mein Mutti."

Ebenso entschlossen, wie sie sich mit ihrer Mutter auseinandergesetzt hatte, nahm Nicoline die Scheidungsan-

gelegenheit in die Hand. Sie schrieb an den Dr. Leyding, einen angesehenen Rechtsanwalt in Diesa und alten Hausfreund, entwickelte den Plan einer Klage wegen böswilligen Verlassens gegen Flammert, der nach den Bedingungen gefragt werden sollte, unter denen er einwilligen würde, sich ohne Widerstand zur Scheidung verurteilen zu lassen, und bat, die Sache so schneidig und rasch wie möglich durchzuführen.

Dr. Leyding war dazu gern bereit. Er reiste selbst zu Flammert, der als zweiter Regisseur und geringer Charakterdarsteller an der königlichen Hofbühne zu Märwurt fett und alt geworden war, und trat mit ihm in mündliche Verhandlungen ein. Der Mann war ganz verblüfft, von seiner Frau zu hören. Sie spielte längst keine Rolle in seinem Leben und er hatte beinahe vergessen, daß er eine hatte. Er nahm den Vorschlag grundsätzlich sofort an, begriff aber, daß sich hier eine ausgezeichnete Gelegenheit zu einer gelinden Erpressung darbot, und suchte möglichst günstige Bedingungen herauszuschlagen. Zum Glück hatte er in seinen kleinen Verhältnissen kein weites Auge. Er verlangte 5000 Mark bar und eine Leibrente von 1200 Mark, die ihm bei einer Versicherungsanstalt ersten Ranges gekauft werden sollte, und er wollte es fast nicht glauben, als ihm dies nach vierundzwanzig Stunden zugestanden wurde. Er hatte sich darauf gefaßt gemacht, daß man ihm seine Forderungen ansehnlich herunterhandeln würde, und von vornherein das Doppelte verlangt, um die Hälfte zu bekommen, mit der er vollauf zufrieden gewesen wäre. Er begriff zwar nicht, warum seine theoretische Frau das nach seiner Auffassung sehr große Opfer brachte, um sich von einer Fessel zu befreien, die sie so wenig

drückte, aber darüber zerbrach er sich nicht den Kopf. Als Feriensache war die Angelegenheit nach Dr. Leydings Versicherung nicht zu behandeln, Nicoline mußte also ihre Ungeduld bis zum Oktober zügeln, nachdem der Rechtsanwalt mit Flammert handelseinig geworden war. Den Briefwechsel mit Dr. Leyding führte sie selbst, um ihre Mutter mit der peinlichen Behelligung möglichst zu verschonen. Sie hatte in diesem Stadium des Verfahrens bloß einige Male ihre Unterschrift zu vollziehen. Die Unannehmlichkeit des Sühnetermins und der mit Ausschluß der Öffentlichkeit geführten Schlußverhandlung, zu denen Frau Flammert nach Märwurt reisen mußte, konnte Nicoline ihr allerdings nicht ersparen. Doch waren dies bloße Förmlichkeiten, die alle Beteiligten ihr nach Kräften erleichterten. Flammert war beide Male tadellos. Seine Begrüßung der Gattin, die er auf der Straße schwerlich erkannt hätte, die Art, wie er sich vor dem Gerichtshof von ihr demütig fernhielt, seine Biederkeit beim Bekenntnis seiner Verfehlungen gegen die klageführende Ehehälfte, seine Zerknirschung bei der Verkündigung des Urteils waren bemerkenswerte Leistungen, die sich ein gut Teil über sein durchschnittliches Spiel erhoben. Nicoline erfuhr später, daß der Mann, der vor dem Gesetz ihr Vater war, wenige Wochen nach der Scheidung eine wohlhabende verwitwete Gastwirtin geheiratet hatte, deren Kostgänger er seit Jahren gewesen war. Sie hoffte nur, daß ihre Mutter diesen stilgerechten Schluß ihres gemeinen Eheschwanks nicht erfahren würde, da er ihr nachträglich noch die ganze Niedrigkeit der ihr zuteil gewordenen und von ihr jahrzehntelang ertragenen Behandlung frisch zum Bewußtsein brachte. — — —

In der ersten Augusthälfte weilte Prinz Johann immer in dem Weltkurort Warmbronn, wo er seine Repräsentationspflichten als Ehrenvorsitzender und Beschützer des Rennvereins zu erfüllen hatte, so wenig der Pferdesport auch ihn selbst interessierte. Dies war eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen er es über sich gewann, sich aus seinen Gewohnheiten herauszureißen und Frau Flammert auf einige Zeit zu verlassen. Sie war deshalb nicht dienstfrei. Sie mußte dem Prinzen jeden Tag einen ausführlichen Brief schreiben und ihm alles genau melden, was sich bei ihr zutrug. Seinerseits beschränkte er sich meist darauf, ihr täglich einen Gruß ohne Unterschrift zu telegraphieren, und nur ein- oder zweimal während seiner Abwesenheit erzählte er brieflich etwas umständlicher seine Erlebnisse. Frau Flammert hatte ihm natürlich über ihre Pariser Reise, über Nicolines Triumph und über ihren glänzenden Vertrag mit Grün eingehend berichtet und der Prinz einmal in einer Nachschrift bemerkt: „Die Kleine läßt sich ja ganz gut an. Freut mich recht sehr."

Endlich erschien eines Mittags der alte Leibjäger, der vertrauteste Diener des Prinzen, der schon bei dem vorigen Großherzog, seinem Vater, gedient hatte, und kündigte an, daß sein Herr auf dem Jagdschloß eingetroffen sei und sich zum Essen ansage.

Diesem Augenblick hatte Nicoline entgegengebangt, seit sie mit ihrer Mutter in Paris den Zug bestiegen. So weit sie sich zurückerinnern konnte, hatte sie es nie anders gewußt, als daß der Prinz, die seltenen und kurzen Abwesenheiten von Diesa und Wallesroda ausgenommen, so gut wie täglich zum Tee und zwei- oder dreimal wöchentlich zum Abendessen bei ihnen war. Sie war zur Gewohn-

heit erzogen worden, das Zimmer zu verlassen, wenn der Prinz eintrat. Sie küßte ihm die Hand, begrüßte ihn und ging, selten von ihm gestreichelt, noch seltener ausdrücklich zurückgehalten. Wenn er bei ihnen aß, durfte sie manchmal bei Tische bleiben, doch nur, wenn sie dazu vom Prinzen besonders aufgefordert wurde. Der Handkuß kam ab, seit sie eingesegnet war, und wurde durch einen Knicks, wohl auch eine Handreichung ersetzt. Sie nannte ihn, seit sie sprechen konnte, königliche Hoheit, er sie Kleine, und nur wenn er besonders wohlgelaunt war, Nico. In den letzten Jahren hatten ihre leuchtenden Blauaugen alles klar gesehen und ihr heller, durchdringender Verstand alles begriffen. Sie wußte, daß die kleine Nicoline Flammert die Tochter Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Johann von Meißen-Diesa-Kupferberg, Bruders des regierenden Großherzogs, Schwagers des Königs von Frankenwald war. Die kühle, fremde Besuchsonkel-Freundlichkeit ihres Vaters war eine Quelle steten Schmerzes für sie. Sie konnte es zuletzt nicht mehr über sich gewinnen, ihn königliche Hoheit zu nennen, und vermied gewandt die unmittelbare Anrede, ohne daß dies jemand auffiel.

In Paris hatte sie Muße und Anlaß genug, über ihre Verhältnisse nachzudenken, und in dem Maße, wie das Geleise der Gewohnheiten versandete und das Bild des mütterlichen Heims perspektivisch zurückwich, wurde es ihr klarer, daß es ihr nicht länger möglich sein werde, das Gegebene hinzunehmen und sich damit abzufinden. Sie legte sich in beständigen einsamen Träumen die Dinge zurecht, wie ihre schwärmerische Liebe zur guten, weichen Mutter, ihr Blutstolz und ihr Begriff von Gerechtigkeit es forderten, und als ihr Luftschloß, aus Wolkenquadern wohlgefügt,

fertig dastand, da gefiel ihr der Bau so sehr, daß sie sich gelobte, ihre volle Willenskraft daranzusetzen, um das Gebilde der Phantasie zu greifbarer Wirklichkeit zu machen. Es schien ihr von guter Vorbedeutung, daß sie nach der Heimkehr aus Paris ihre Mutter zunächst eine Zeitlang für sich allein hatte und sich in der vertrauten Umgebung auf die Partie vorbereiten konnte, die sie zu spielen gedachte. Die Scheidungssache war das dringendste. Zunächst mußte diese in die Wege geleitet werden. War das geschehen, war die Mutter dahin gebracht, daß sie nicht mehr allzu heftig litt, wenn ihr Kind die Finger auf immerhin sehr schmerzhafte Punkte legte, und daß sie sich ihren Anstalten mit gläubig oder ergeben geschlossenen Augen anvertraute, so konnte sie die weiteren Aufgaben in Angriff nehmen.

Nun stand sie vor der Begegnung mit dem Prinzen Johann. Das Vorspiel war zu Ende. Das Drama begann. Sie hatte doch heftigeres Lampenfieber, als sie für möglich gehalten hätte. Am liebsten wäre sie ausgerissen, um nicht auf die Bühne hinaustreten zu müssen. Sie war wütend über sich, über ihre Schwäche, ihren Kleinmut. „Bist du die tapfere Nicoline, die sich vor Tod und Teufel nicht fürchtet, die ihre Feinde mit Revolvern niederknallt, die sich anschickt, kraft angeborenen Herrenrechts die Welt zu erobern?“ fragte sie sich mit bitterer Selbstschmähung und schämte sich ihres Herzklopfens, ihres häufigen Farbenwechsels, ihres Zitterns an allen Gliedern. Sie machte die größten Anstrengungen, um ihre Aufregung zu überwinden, sie beschwor alle Bilder herauf, bei denen sie seit Monaten voll innerer Genugtuung verweilte, und sie brachte es wirklich dahin, daß ihre Bangigkeit allmählich schwand und sie ihr kaltes Blut wiedergewann.

Mit der Pünktlichkeit des Großen schellte Prinz Johann um zwei Uhr an der Tür der Villa.

Der Prinz war ein hochgewachsener, mächtiger, noch immer schöner Mann mit einem früher blonden, jetzt silbern schimmernden Vollbart, der ihm eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Kaiser Friedrich gab, einer schmalen, geraden Nase, etwas starken Lippen und großen, gebieterischen Blauaugen unter buschigen goldblonden Brauen. Der stark angegraute Schnurrbart war loyal in senkrechten Spitzen aufgezwirbelt, der verhältnismäßig kleine Schädel von einer majestätischen Platte geziert.

Als die Klingel ertönte, warf Frau Flammert, wie von einer unbestimmten Unruhe überkommen, einen ängstlichen Blick auf Nicoline. Sie erwiderte ihn voll und ruhig, obschon tiefe Röte langsam ihr Antlitz überzog. Einen Augenblick später trat der Prinz, in eine graue Jägerjoppe mit hellgrünen Aufschlägen und Hirschhornknöpfen gekleidet, in den kleinen, einfachen Salon, küßte der ihm rasch entgegenkommenden Frau Flammert ritterlich die Hand, rief lächelnd und vergnügt: „Na, wie geht's, Lotta, alles wohl?" und zu Nicoline, die sich erhoben und geknickst hatte, gewendet: „Ha! Da haben wir ja die kleine Pariserin wieder! Hast dich nicht übel herausgemacht! Scheint ja, daß du eine große Sängerin werden willst! Ha! Gratuliere, gratuliere!"

Da kam von Nicoline die deutliche, laute Antwort: „Danke, Papa."

Die Beine des Prinzen blieben wie angewurzelt, der Oberleib aber fuhr mit der unwillkürlichen plötzlichen Bewegung zurück, mit der beim Stoßfechten die Brust vor einem nicht parierten geraden Stoß zurückzuweichen pflegt, und der Kehle entrang sich ein halb artikuliertes: „Wa—!"

„Ich sage: danke, Papa!" wiederholte Nicoline langsam, fest, und jede Silbe unerbittlich betonend.

Der Prinz drehte sich um, warf einen Blick auf Frau Flammert, die in einen Stuhl gesunken war und Nicoline mit weit aufgerissenen entsetzten Augen anstarrte, dann ging er ohne einen Laut mit großen Schritten hinaus.

Frau Flammert sprang auf und wollte ihm mit dem Rufe: „Aber Hänsel!" nacheilen. Nicoline hielt sie mit fester Hand zurück, bis draußen die Gittertür klirrend ins Schloß fiel.

„Um des Himmels willen, Kind, was ficht dich an!" rief Frau Flammert und rang die Hände. „Warum denn nur! Warum! Du hättest mir doch sagen sollen, was du vorhattest. Ich begreife ja, daß du — daß du nicht — ich kann dir ja alles nachfühlen! Aber das war doch zu brutal, so plötzlich, nach einem ganzen Leben!"

Nicoline ließ ihre Mutter ausprudeln, dann erwiderte sie gelassen: „Mutti, gutes, liebes, beruhige dich nur. Ich habe ganz recht getan. Ich habe dir schon gesagt: ich dulde nicht länger die Lüge um dich. Ich muß und will damit aufräumen. Ich will reinen Tisch machen."

Frau Flammert begann zu schluchzen. „Kind, du bist stärker als ich. Ich bin dir nicht gewachsen. Aber ich habe nicht gedacht, daß du das mißbrauchen wirst!"

„Mißbrauchen! Mutter!"

„Mein Leben war bisher ruhig und nicht unglücklich, was du auch denken magst. Nun fährst du mit Sturm und Gewitter herein und zerstörst alles."

„Ich zerstöre nichts. Ich baue auf. Laß mich nur machen."

„Ich kann mein Leben nicht plötzlich ändern, Beziehungen zerreißen, die doch mein ganzes Dasein sind."

„Das sollst du ja nicht. Wer verlangt denn das von dir?"

„Du hast den Prinzen mit deinem Überfall verscheucht."

„Sei ruhig, Mutti, er kommt wieder."

„Nein, Kind, du kennst ihn nicht. Wo er seine Würde verletzt glaubt, da ist er unversöhnlich."

„Er kommt wieder, und zwar schleunig. Er kann ohne dich nicht leben. Wenn du es nicht selbst verhinderst, so wird er nachdenken, zur Besinnung kommen, wird einsehen, daß klare Verhältnisse würdiger sind als gegenseitiger Betrug, der doch albern ist, wenn alle ihn durchschauen. Glaubst du wirklich, es würde angehen, daß ich ihn noch fernerhin königliche Hoheit nenne und wie ein artiges Kindchen hinausgehe, wenn er kommt? Das ist ja ganz undenkbar! Gerade um es ihm hier wieder gemütlich zu machen, muß die Wahrheit in ihr Recht eingesetzt werden."

Frau Flammert schüttelte langsam den Kopf und schien nicht überzeugt. Das Dienstmädchen kam herein und fragte, ob man auf königliche Hoheit warten werde, der Braten verkohle. Mutter und Tochter erhoben sich darauf und gingen zu Tische. Aber Frau Flammert konnte keinen Bissen hinunterbringen, obschon das Gedeck des Prinzen auf ihren Wink weggeräumt worden war.

Nicoline sprach ihr weiter zu. „Mutter, sei getrost; was ich getan habe, war bloße Luftreinigung. Ich habe gelüftet. Künftig werden wir alle besser atmen. Ich bin sicher, daß mein Vater wiederkommt. Wenn aber nicht, dann ist bewiesen, daß er deiner nie würdig gewesen ist.

Kann er sich so leichten Herzens von dir lossagen, so mußt du das Gleiche noch leichter können. Das erwarte ich, das fordere ich von deinem Stolze. Ich dulde nicht, daß meine Mutter sich wegwirft."

Sie war bei den letzten Worten so laut und heftig geworden, daß ihre Mutter erschrocken „St!" zischte.

Nicoline hatte bei aller Geradheit und Kraft ihres Wesens auch genug von der natürlichen Schlauheit ihres Geschlechts, um auf Seitengänge zu achten und geheime Anschläge zu erraten. Sie ließ ihre Mutter den ganzen Nachmittag und Abend nicht allein und wich auch nicht von ihrer Seite, als sie von benommenem Kopf und der Heilsamkeit eines Spazierganges auf den Waldwegen sprach. Sie hatte Frau Flammert im Verdacht, daß sie nach dem Jagdschlößchen schlüpfen wollte, und verhinderte dies mit sanfter Entschiedenheit.

Früh am folgenden Morgen erschien der Leibjäger mit einem Briefe des Prinzen. Nicoline hielt gute Wacht. Sie nahm das Schreiben dem Dienstmädchen aus der Hand und trug es selbst zur Mutter, die noch nicht aufgestanden war. Frau Flammert wurde sehr rot, zerriß hastig den Umschlag, überflog das Blatt und wollte es zerknüllen. Nicoline fragte jedoch ruhig: „Was schreibt Papa?"

„Du wirst nun wohl meinen Briefwechsel überwachen wollen?" schrie Frau Flammert.

„Natürlich will ich das," erwiderte Nicoline und bemächtigte sich mit einem raschen Griffe des Papiers. Ohne die bittenden und drohenden und klagenden: „Nico! Aber Nico! Was tust du! Ich verbiete dir! Hörst du, Nico!" zu beachten, las sie laut:

„Carlotta! Ich habe den ganzen Nachmittag vergebens

auf eine Entschuldigung oder Aufklärung gewartet. Solltest Du am Ende mit diesem Balg unter einer Decke stecken? Scheint mir undenkbar, unglaublich. Halte Dich solchen Undanks gänzlich unfähig. Laß mich wissen, was ich von dem abscheulichen Auftritt zu denken habe. Und sorge dafür, daß mir der Balg nicht wieder unter die Augen kommt. Sonst muß ich Dein Haus meiden. Verstanden? Dein Hans Pr. D. Nachschrift. Hatte mich aufs Wiedersehen nach langer Abwesenheit so sehr gefreut. Nun solcher Empfang! H. Pr. D. Zweite Nachschrift. Ist das Pariser Dreistigkeit? Oder Übermut wegen einiger Erfolge? D. O."

Nicoline lächelte und sagte: „Ich werde Papa antworten."

Frau Flammert sah die Nutzlosigkeit des Widerstandes ein und gab ihn auf.

Als sie sich angekleidet hatte, brachte Nicoline ihr dieses Erwiderungsschreiben:

„Papa,

„Du mußt es Dir gefallen lassen, daß ich Mamas Sekretär bin.

„Willst Du nun nicht weiter lesen, so tue, wie Du willst. Ich bitte Dich jedoch, Geduld zu haben.

„Ich könnte schwer verletzt sein, daß Du von einem abscheulichen Auftritt sprichst, wo ich Dich doch nur bescheiden und in schuldiger Ehrerbietung daran erinnert habe, daß Du eine Tochter hast, deren Du Dich wohl nicht zu schämen brauchst. Ich glaube jedoch nicht, daß jene beleidigenden Worte Deine wirklichen Gefühle ausdrücken. Du hast nur die ärgerliche Bewegung eines bequemen Herrn gehabt, der plötzlich in seinen Gewohnheiten gestört ist.

Sie wird Dir selbst leid tun, wenn Du Dir die Sache überlegt haben wirst.

„Leugnest Du etwa, daß Du mein Vater bist? Wenn Du einer derart niedrigen Beschimpfung meiner Mutter fähig wärst, so müßte ich Dich unsagbar verachten und hassen. Leugnest Du es aber nicht, so habe ich doch das Recht, Dich Vater zu nennen, und Du mußt Dir nur Selbstvorwürfe machen, daß Du mich nicht gelehrt hast, dieses Recht zu üben, seit ich sprechen kann.

„Es tut mir leid, daß ich Dir mit dieser offenen Aussprache unangenehm werden muß. Ich kann sie Dir jedoch nicht ersparen. Du hast übrigens nicht hoffen können, daß Du ihr immer entgehen wirst. Du hast Dir sagen müssen, daß ich nicht immer ein unwissendes Kind bleiben werde. Ich bin nun erwachsen. Damit mußt Du rechnen. Früher oder später wird jeder gemahnt, daß er für seine Taten die Verantwortung zu tragen hat.

„Ich bin aus königlichem Geblüt. Das weißt Du länger als ich. Ich habe den Stolz meiner Abstammung auch Dir gegenüber. Ich werde immer so handeln, daß Du Dir bekennen mußt: ‚Jeder Zoll meine Tochter!'

„Wenn Du wiederkommst, — und Du wirst kommen, denn meine arme Mutter entbehrt Dich schwer —, so wirst Du mich vor Augen haben, wenigstens so lange ich bei meiner Mutter lebe, und es kann Dich unmöglich stören, einer gehorsamen Tochter zu begegnen, die ihrem Vater die schuldige Achtung niemals vorenthalten wird. Es muß auch Deinem ritterlichen Gefühl Befriedigung gewähren, Dich endlich in natürlichen Verhältnissen zu finden. Ich kann keinen Augenblick glauben, daß es Dir behaglich war, mir gegenüber dauernd den Fremden zu spielen, als der

Du doch weder einen Grund, noch ein Recht hattest, ein täglicher Gast in unserm Hause zu sein. Daß Du mein Vater bist, ist Deine Rechtfertigung vor Dir selbst. . .

„Ich küsse Dir die Hand wie in den Tagen meiner kurzen Kleider und Schulzöpfe und empfehle mich Deiner Güte.

Der Balg.

„Nachschrift. Weder Paris noch meine kleinen Erfolge haben mein Verhalten beeinflußt. Das haben meine offenen Augen und mein denkfähiges Hirn getan.

Nicoline."

Frau Flammert wollte, daß einige der härtesten Ausdrücke gestrichen oder wenigstens gemildert würden, aber Nicoline ließ sich nichts abhandeln. „Und daß du nicht etwa hinter meinem Rücken schreibst und verdirbst, was ich mühsam bereite!" sagte sie und drohte lächelnd mit dem Finger; „das würde ich dir nie verzeihen."

„Mit einem Worte, du willst den Bruch herbeiführen. In meinem Kinde ist mir also ein harter Richter erstanden, der mich für die Vergangenheit verurteilt und mir für die Zukunft strenge Buße auferlegt." Wieder rollten ihr die Tränen unaufhaltsam über die Wangen.

„Fühlst du es so?" fragte Nicoline und nahm ihre Mutter in die Arme.

Sie ließ sich die Liebkosung wie ein kleines Kind, das Kummer hat, gefallen. „Kann ich es denn anders fühlen? Ich bin vielleicht sehr schlecht, aber es tut weh, daß gerade du es mir vorwirfst."

Da zog Nicoline den Kopf ihrer Mutter an ihre Brust und flüsterte ihr bewegt ins Ohr: „Ich habe es noch

für mich behalten wollen. Aber du zwingst mich, es vorzeitig auszuplaudern. Du irrst dich vollkommen, Mutti. Ich werfe dir nichts vor und ich richte dich nicht und ich bin der Meinung, daß du vor keinem sterblichen Menschen die Augen niederzuschlagen brauchst. Ich will, daß deine hingebende Treue ihren Lohn findet. Ich will — nun ja, Mutti, ich will, daß mein Vater dich heiratet."

Frau Flammert entwand sich jäh den Armen ihrer Tochter.

„Unmöglich!"

„Warum unmöglich? Mein Vater ist frei. Du wirst es in wenigen Wochen sein. Ich sehe kein Hindernis."

„Ich habe es nie von ihm verlangt."

„Das war dein Unrecht. Du warst immer zu bescheiden. Du hast nicht das Bewußtsein deines Wertes und deiner Gewalt. So muß ich es für dich haben."

Frau Flammert schüttelte langsam den Kopf. „Das ist ein Kindermärchen, das du dir in deinem romantischen Mädchenkopf ausgesonnen hast."

„Ich und romantisch!" lachte Nicoline auf.

Frau Flammert fuhr fort, ohne sich durch den Zwischenruf beirren zu lassen: „Die ungeheuren Hindernisse nimmst du gar nicht in Betracht. Der Großherzog, und der König von Frankwald, und die Prinzessinnen Adelheid und Hildegard — der Prinz würde einen zu harten Kampf auszukämpfen haben, selbst wenn er wollte —"

„Er muß wollen und er wird wollen."

„Und warum ihn beunruhigen? Warum ihn in Aufregung und Hader stürzen? Ich strebe nicht nach der Ehre, die Gattin des Prinzen zu sein. Seine treue Freundschaft genügt mir. Die Pharisäer sind müde geworden,

Steine nach mir zu werfen. Die guten Menschen, die ein Frauenherz verstehen, sind zweiundzwanzig Jahre lang Zeugen meines Lebens gewesen, in diesem Nest, wo jeder in den Suppentopf des Nachbars guckt. Sie wissen, daß ich immer selbstlos gewesen bin, nie einen andern Beweggrund als mein Gefühl gehabt habe. Sie werden mich nicht höher achten, wenn der Prinz mich heiratet. Vielleicht weniger, wenn ich ihn mit dem Messer an der Kehle dazu zwinge. Der Prinz hat mir tausendmal gesagt, daß ich der Sonnenschein und das Glück seines Lebens gewesen bin. Soll ich nun auf seine alten Tage sein Quälgeist werden?"

„Mutti, wenn du nur halb so beredt für dich, statt gegen dich plädieren würdest, so wäre deine Sache schon gewonnen."

„Ach, Unsinn. Und dann — wie stellst du dir das in der Praxis vor? Sollen wir einen Haushalt bilden? Ich als die Stiefmutter, du als die Stiefschwester der Prinzessinnen Adelheid und Hildegard? Und ich müßte ja auch die Bühne verlassen, meiner Kunst entsagen —"

„Das ist das einzige, was mir nahe geht. Es ist in der Tat ein schweres Opfer. Du mußt es indes bringen. In deinem Salon kannst du aber immer singen und alle, die dich hören dürfen, werden dir dafür ebenso dankbar sein wie im Theater. Noch dankbarer. Die Prinzessinnen aber, die verheiraten wir. Zu jung sind sie doch nicht dazu. Und sie sind aus genug gutem Hause, um nicht wegen Freier in Verlegenheit zu sein. Du darfst mir zutrauen, daß ich auch daran gedacht habe. Verlasse dich auf mich, mein Herzensmutti. Wir leben jetzt in einer neuen Zeit. Da verheiraten die Töchter ihre Mütter, nicht mehr umgekehrt wie früher."

Frau Flammert lächelte trotz ihrer Gedrücktheit. „Du bildest dir auf diesen Fortschritt wohl etwas ein?"

„Tu' ich auch."

„Nun, das kann ich dir sagen: ich werde für dein Hirngespinst keinen Finger rühren und kein Wort sprechen."

„Sollst du auch nicht, Mutti. Ich meine es buchstäblich, wenn ich dir sage, daß ich dich verheiraten werde. Du brauchst bloß geschehen zu lassen."

„Du hast wirklich die Absicht, dich geradezu an den Prinzen zu wenden —"

„Selbstverständlich."

„Aber, Kind! Hast du denn kein Gefühl dafür, wie entsetzlich, wie unfaßbar brutal es ist, daß ein junges Mädchen, eine Tochter solche Sachen mit einem Vater erörtert?"

Wieder lächelte Nicoline. „Ich leugne gar nicht, daß in mir eine gewisse Brutalität steckt. Und ich will dich noch mehr entsetzen, mein süßes Mutti: es ist diejenige Eigenschaft, die ich am meisten an mir schätze. Sie ist mein Vatererbe."

Mit einer Spannung, die sich bei Frau Flammert bis zum Fieber steigerte, warteten Mutter und Tochter auf die Wirkung von Nicolines Antwort. Es kam an diesem und dem folgenden Tage kein Laut vom Jagdschlosse. Dagegen erfuhr man in der Villa durch geschicktes und scheinbar absichtsloses Ausfragen der Lieferanten, daß Prinz Johann nach bloß vierundzwanzigstündigem Aufenthalt in Wallesroda plötzlich wieder abgereist sei.

Eine Zeitlang hörte man nichts unmittelbar von ihm. Nur eine wohlwollende Kollegin der Frau Flammert erwies ihr den Liebesdienst, in einem Brief mit allerlei Theater-

klatsch zu erzählen: „Noch eins, was Sie interessieren wird, liebe Freundin. Böse Zungen verbreiten hier gegenwärtig, Prinz Johann hätte sich beim Intendanten gegen die Verpflichtung Ihrer Tochter an der Hofbühne ausgesprochen. Das ist doch nicht denkbar. Sollte der Intendant sich hinter Se. kgl. Hoheit stecken, um eine unliebenswürdige Ablehnung zu begründen? Dem Herrn ist das zwar zuzutrauen, aber in diesem Falle wäre es doch besonders ungeschickt."

Frau Flammert zeigte den Brief ohne ein Wort Nicoline. Sie las und wurde sehr rot. „Ich glaub' es nicht," war ihre erste Bemerkung. Nach einigem Nachdenken fügte sie jedoch hinzu: „Es ist aber schließlich doch möglich. Papa zappelt sichtlich, um sich von mir loszumachen. Er hofft vielleicht, mich von hier wegzubringen, so daß du ihm wieder allein ausgeliefert bist. Der arme Papa ahnt nicht, daß ich dich mitnehme, wenn ich nicht bleibe."

„Auch das?" rief Frau Flammert. „Jeden Tag eine neue Überraschung! Was wird wohl noch kommen?"

„Auch als Künstlerin kannst du noch ein neues Leben beginnen, wenn es sein muß. Du stehst auf der Höhe deiner Kraft und bist im Vollbesitz deiner prachtvollen Mittel. Grün kann auch für dich tun, was er für mich tut. Und es wird auf die Leute wahrscheinlich eine besondere Anziehung ausüben, Mutter und Tochter nebeneinander auftreten zu sehen. Freilich würdest du mich in den Schatten stellen, aber du darfst das, Mutti."

Indes waren die Worte der Zwischenträgerin doch nicht in taube Ohren gefallen. Nach der Rückkehr aus Paris hatten Mutter und Tochter sofort mit dem Intendanten wegen des Auftretens Nicolines gesprochen und ihm an-

heimgegeben, selbst die Bedingungen für eine halbjährige Verpflichtung vorzuschlagen. Nicoline ihrerseits forderte bloß, daß man ihr erste Rollen zuteile. Der Intendant verlangte kurze Bedenkzeit und hatte seitdem noch nicht von sich hören lassen. Nicoline wollte nun wissen, woran sie war, um im Falle seiner Ablehnung andere Entschlüsse zu fassen, sie schrieb also, nachdem sie den Brief der Diesaer Sängerin gelesen, an den Intendanten, um ihn an sein Versprechen zu mahnen und auf einer bündigen Antwort zu bestehen.

Der Brief des jungen Mädchens brachte den Hofbeamten in große Verlegenheit, denn der Klatsch der Sängerin beruhte auf Wahrheit. Frau Flammert hatte den Prinzen von allem unterrichtet: er wußte, daß Nicoline im Winter in Diesa singen und im Frühling in London auftreten wolle, und Frau Flammert schrieb ihm unmittelbar nach der Unterredung mit dem Intendanten auch dessen Antwort.

Unter dem Eindruck von Nicolines Brief, den er nach den ersten Sätzen in heller Wut wegwarf, jedoch bald wiederaufhob und wenigstens ein halb dutzendmal durchlas, hatte er sofort Wallesroda verlassen und war nach Kupferberg gereist, wo seine Töchter im Sommerpalast beim großherzoglichen Paare weilten und wo auch der Intendant einen Teil seiner Ferien zuzubringen pflegte. Er war entschlossen, die Rebellin seine Macht fühlen zu lassen. Sie sollte sich nicht einbilden, daß sie in Diesa einfach schalten und walten könne. Sie durfte nicht auf der Hofbühne singen. Er beschied den Intendanten zu sich und fragte ihn, ob er in der Angelegenheit der kleinen Flammert schon eine Verfügung getroffen habe. Auf die Verneinung eröffnete er ihm, er würde es nicht gern sehen, daß Fräulein Flammert

sich zuerst in Diesa versuche. Ein Mißerfolg unter den Augen der Mutter würde dieser nahegehen und die großherzogliche Bühne habe doch kein Interesse daran, der Hauptkraft ihrer Oper Unannehmlichkeiten zu bereiten. An einen Erfolg zu glauben, sei aber einstweilen noch kein genügender Grund vorhanden. Der Intendant verneigte sich. Er hatte verstanden. Er war nun aber sehr perplex. Einerseits durfte er nicht daran denken, den Prinzen vor den Kopf zu stoßen, andererseits wußte er den Wert der Frau Flammert sehr wohl zu schätzen und mochte nicht Gefahr laufen, sie zu verletzen. Als guter Höfling beschloß er, zunächst abzuwarten. Er sah nicht klar in der Sache und hoffte auf Winke, die ihm den Weg zeigen würden. Da traf der Mahnbrief Nicolines ein und zwang ihn, Stellung zu nehmen. Es war ihm aufgefallen, daß die Verhandlungen bisher in der Hauptsache von Nicoline geführt worden waren, während ihre Mutter sich mehr passiv verhalten hatte. Sollte es am Ende der Mutter nicht angenehm sein — Prinz Johann ihr bloß als Mundstück dienen? Bei Theaterleuten erlebt man ja mancherlei — eine Mutter konnte wohl wünschen, daß ihr nicht in der Tochter eine Nebenbuhlerin erwachse. Er schlug nach einigem Zögern den Ausweg ein, unmittelbar bei Frau Flammert anzufragen, ob sie vielleicht vorzöge, daß er ihre Tochter nicht verpflichte? Sie sollte ihm ein Wort im Vertrauen schreiben; sie wisse, daß er schweigen könne; er werde dann Fräulein Flammert in ihrem Sinne bescheiden.

Als Frau Flammert diesen Brief des Intendanten erhielt, reichte sie ihn zitternd vor Empörung Nicoline. „Welche Bande!" rief diese, und ihre Mutter eilte in ihrer ersten Aufregung zum Schreibtisch und setzte dieses Telegramm

auf: „Schämen Sie sich. Wollen beide überhaupt nichts mehr mit Diesa zu tun haben." Nicoline verhinderte indes die Absendung der Depesche. Statt ihrer ging einige Stunden später folgender Brief ab:

„Lieber Baron!

„Sie haben sich wohl nicht vergegenwärtigt, wie die Unterstellung auf mich wirken würde, daß ich imstande sei, hinterrücks gegen mein eigenes Kind zu intrigieren. Ich bedaure, daß Sie mich einer derartigen Handlungsweise für fähig halten. Ich habe nichts anderes zu erwidern, als daß ich vom Artikel 8 meines Vertrags Gebrauch mache und meine Verbindungen mit dem großherzoglichen Hoftheater vom 1. März k. J. ab löse, wenn meine Tochter nicht für die Winterspielzeit verpflichtet wird. Mit freundlichen Grüßen ergebenst Carlotta Flammert."

Dieses Schreiben klärte den Intendanten darüber auf, daß er sich mit seiner Deutung der befremdlichen Handlungsweise des Prinzen Johann auf dem Holzwege befand. Zwischen den Wunsch des Prinzen und die Kündigungsdrohung seiner ersten Opernkraft gestellt, sah der Hofmann keine andere Lösung, als daß er die Entschließung des Großherzogs selbst anrief.

Eine hundertjährige Überlieferung machte Diesa zu einer Stätte eifriger Kunstpflege. Schmeichler nannten es die Hauptstadt des Idealismus in Europa und der Großherzog betrachtete das deutsche Geistesleben als eine Provinz seines Großherzogtums. Da er indes weder eine Universität noch eine Akademie hatte, so wendete er seine Gönnerschaft hauptsächlich seiner Hofbühne zu, deren kleinste Geschehnisse von ihm als Staatsangelegenheiten behandelt wurden.

Der Intendant hielt seinen Vortrag und bekannte seine Verlegenheit. Der Großherzog fragte, wie der Prinz Johann sein Eingreifen begründe. Der Intendant erwiderte lächelnd, Seine königliche Hoheit scheine des Glaubens, daß er das Interesse der Frau Flammert gegen ihre Tochter verteidige, Frau Flammert selbst sei aber anderer Ansicht. Der Großherzog schwieg lange, dann ließ er mit Stirnrunzeln die Worte fallen: „Das ist nicht schön von meinem Bruder."

Das genügte. Nun war der Intendant gedeckt und er schrieb unverzüglich nach Wallesroda, daß er Fräulein Flammert vom 20. September ab auf sechs Monate verpflichte. Er überlasse ihr alle Rollen, die ihre Mutter ihr abtreten wolle und die sie abwechselnd mit ihr singen werde. Er könne ihr vorläufig nur 75 Mark Spielhonorar mit einem verbürgten Mindesthonorar von 450 Mark monatlich anbieten, hoffe jedoch, daß ihre Erfolge nach der Probezeit glänzendere Bedingungen rechtfertigen würden.

In diese Zeit fiel der Tod der Baronin Gronendal, den die Bewohnerinnen der Villa in Wallesroda aus den Zeitungen erfuhren. Nicoline schrieb in ihrer ersten Bewegung an Siegfried, dessen Bild plötzlich wieder in lebhaften Farben vor ihr aufstieg, und es schien ihr, sie müsse zu ihm eilen, ihm beistehen, seinen Kummer zu tragen, seiner ihr wohlbekannten Unbehilflichkeit die Ariadne im Weltirrgarten sein. Diese Aufwallung legte sich freilich rasch. Ein Pflichtenstreit brach in ihrer Seele aus und sie sah mit Zagen der Antwort Siegfrieds entgegen. Es war ihr eine große Erleichterung, daß er sie nicht beim Worte nahm. Auf ihren Mädchenschultern, die immerhin noch der Übung des Lasttragens entbehrten, wuchtete zurzeit

zu viel. Sie hatte den Briefwechsel in der Ehescheidungssache mit dem Rechtsanwalt Dr. Leyding zu führen, den Kampf mit dem Prinzen Johann auszufechten, ihre Mutter im Sturm und Wetter aufrecht zu halten und nebenher doch auch ihre Wagner-, Humperdinck- und Mascagni-Rollen für ihr nahes Auftreten zu lernen. Das war wirklich alles, was sie ihren Nerven zumuten durfte, so stark sie auch waren.

Prinz Johann erfuhr sehr bald, daß der Intendant trotz seines ausdrücklichen Wunsches Nicoline verpflichtet hatte, und stellte ihn deswegen in höchst ungnädigen Ausdrücken zur Rede. Der Hofbeamte schnitt ihm alle Bemerkungen mit der einfachen Entgegnung ab: „Persönlicher Befehl unseres gnädigsten Herrn!" Das glaubte der Prinz nun allerdings nicht ohne weiteres, sondern erkundigte sich unmittelbar bei seinem Bruder. Er zog sich aber nur die Antwort zu: „Ich erkläre mir nicht, warum du unserer Hofbühne ein junges Talent nicht gönnst, dessen Debüts in Paris Aufsehen erregt haben. Oder willst du das junge Mädchen vielleicht überhaupt vom Theater fernhalten?" Prinz Johann verstummte betroffen und zog sich zurück. Beim ersten Messen ihrer Kräfte hatte Nicoline sich als die stärkere bewiesen. Er war besiegt.

Er verließ Kupferberg und ging auf Reisen. So hoffte er, sich von Frau Flammert zu entwöhnen. Man sah ihn der Reihe nach in Berlin, Brüssel und London auftauchen, überall vier oder fünf Tage bleiben und dann wieder verschwinden. An den Höfen, wo er erschien, wunderte man sich einigermaßen über seinen unvorbereiteten Besuch und über sein verdrossenes Wesen. Die Presse begann auf seine Bewegungen aufmerksam zu werden. Alsbald deutete ein besonders kluges Blatt an, daß der Prinz

eine hochpolitische Sendung erfülle. Andere Zeitungen, die gleichfalls das Gras wachsen hören, wußten auch schon den Zweck der Rundreise anzugeben. Es handelte sich um die Versöhnung eines entthronten Fürstenhauses mit seinem Entthroner. Nicoline lächelte über diese Deutungen. Sie wußte es besser. Ihr war es nicht zweifelhaft, daß der Prinz sich zu zerstreuen, vielleicht zu betäuben suchte. Der ausschließliche Verkehr mit seinen eigenen Kreisen an den fremden Höfen sollte ihn wohl auch in dem Widerstande gegen seine geheime Bereitwilligkeit stärken, vor der unentbehrlichen Freundin und der Tochter die Flagge zu streichen. Sie wußte selbst nicht warum, aber sie war sehr zuversichtlich. Ihre Mutter war ein zu köstliches Geschöpf, man konnte sich unmöglich von ihr losreißen; und ihr Vater war im letzten Grunde seines Wesens eine zu vornehme Natur, um lange in einer unwürdigen Haltung zu verharren.

Frau Flammert hatte häufig rote Augen und sah des Morgens übernächtig aus, sie vermied jedoch, vom Prinzen zu sprechen, seit der Vertrag mit dem Intendanten unterzeichnet war. Sie begnügte sich damit, in den Zeitungen gierig nach den Berichten über seine Reisen zu fahnden. Darüber waren etwas über drei Wochen verstrichen. Da kam eines Nachmittags plötzlich eine Depesche in die Villa geflogen, die bloß die Worte enthielt: „Hätte solchen Undank nie für denkbar gehalten. Mir immer noch unfaßbar." Sie war nicht unterzeichnet und in Windsor aufgegeben. „Er lenkt ein, Mutti!" rief Nicoline erfreut, als sie nach ihrer Mutter die lakonische Botschaft gelesen hatte.

„Was soll man da erwidern?" fragte Frau Flammert tief seufzend.

„Du wirst dich hüten! Mäuschenstill, bis er klein beigibt," entschied Nicoline ohne Zögern.

Zwei Tage später neue Depesche, diesmal mit bezahlter Rückantwort: „Werde dir dein Benehmen nie verzeihen. Fehle dir wohl gar nicht?"

Nicoline antwortete zur Stunde: „Doch. Carlotta." Als das Telegramm weggeschickt war, sagte sie zu ihrer Mutter: „Nun kannst du seinem Besuche jeden Augenblick entgegensehen."

Es folgten einige Tage der Erwartung, während welcher Nicoline sich angstvoll fragte, ob sie in der Seele ihres Vaters wohl richtig gelesen habe? Die Spannung löste sich, als der Leibjäger mit einem Brief in der Villa erschien. Der Prinz schrieb: „Schlimmes, undankbares Weib! So geht es nicht weiter. Sage mir, wo und wann ich Dich allein sprechen kann. Bin vor einer halben Stunde hier eingetroffen; müde, elend. Am besten wäre es, Du kämst zu mir herauf. Hans Pr. D. Nachschrift. Wahre Schande, nach zweiundzwanzig Jahren solche Chosen. Hans."

Es bedurfte zwischen Mutter und Tochter keines Wortes mehr. Der Briefwechsel lag in Nicolines Hand und Frau Flammert versuchte gar nicht mehr, ihr ihn zu entwinden. Der Leibjäger nahm folgende Antwort mit:

„Lieber Papa,

„Mama ist von Deiner Rückkehr sehr erfreut Wir hoffen beide, Dich recht bald bei uns begrüßen zu dürfen. Was an uns liegt, wird geschehen, damit Du Dich bei uns wohl fühlst, wie Du es gewohnt bist. Deine gehorsame Tochter

Nicoline."

Frau Flammert durfte eigenhändig hinzufügen: „Viele Küsse von Deiner Carlotta."

Unheimliche Stille diesen und den ganzen folgenden Tag. Beim Nachmittagstee fragte Frau Flammert kummervoll: „Waren wir nicht doch zu lieblos?"

„Keineswegs, Mutti. Nur durchhalten! Du wirst sehen." Aber ihr Herz pochte doch etwas heftiger.

Der Abend war vorgerückt. Draußen rieselte feiner Regen, der September, der sich rauh anließ, machte ein leichtes Holzfeuer im weißen Kachelofen des Salons nötig, da schellte es an der Tür, aber nicht einmal und gebieterisch, sondern zweimal, zuerst zaghaft und leise, das zweite Mal etwas kräftiger. Das war nicht der gewohnte Riß des Prinzen. Gleichwohl fuhren Mutter und Tochter in die Höhe und lauschten angehaltenen Atems. Und in der Tat — wenige Augenblicke später trat durch die vom Dienstmädchen geöffnete Tür der Prinz Johann ein. Er sah müde aus und sein schöner Vollbart war deutlich weißer geworden. Frau Flammert eilte ihm mit vorgestreckter Hand entgegen. Er warf einen scheuen Seitenblick auf die tief errötende und knicksende Nicoline und beugte sich über die Hand.

„Endlich!" rief Frau Flammert.

„Jawohl," brummte der Prinz und setzte sich in die Sofaecke.

„Du bleibst doch zum Abendessen?"

„Wenn es mir gütigst gestattet wird," murrte er und sah wieder nach Nicoline.

Diese machte eine Anstrengung, um ihr kaltes Blut wiederzuerlangen und Herrin der Lage zu bleiben. Sie trat näher, erhob den Kopf und blickte den Prinzen mit ihren blitzenden Blauaugen fest an. „Vater, warum haßt du mich?"

„Unsinn. Dummes Zeug. Wer hat dir das in den verdrehten Kopf gesetzt?"

„Ich muß es glauben. Warum hätteſt du es ſonſt als Ungebühr empfunden, daß ich dich Papa nannte?"

„Ha — nun ja — ſo mit einem Male — das war doch ſonſt nicht." Er ſtrich ſich nervös den Schnurrbart und vermied es, Nicoline in die Augen zu ſehen.

„Leider war es nicht. Aber einmal mußte es ſein. Ich bin kein Kind mehr. Ich weiß und verſtehe."

„Schlimm genug," grollte er.

„Schlimmer iſt es, eine Komödie zu ſpielen, die niemand täuſcht, und in einer Lüge zu leben, die uns alle entwürdigt."

„So hat man ſich noch nie unterſtanden, zu mir zu ſprechen!" brauſte der Prinz auf.

„Das eben iſt das Unglück der Könige und ſo weiter. Du kennſt die geſchichtliche Redensart. Du haſt in dieſem Hauſe Pflichten. Du biſt bisher nie daran gemahnt worden. Aber es geht nicht an, daß du dich ihnen noch länger entziehſt."

„Ha — wo ſoll das hinaus?" Er wandte ſich zu der ſchweigend auf einem Lehnſtuhl neben dem Sofa ſitzenden Frau Flammert.

Nicoline ſchlang wie ſchützend den Arm um ihre Mutter. „Es handelt ſich darum, einen Lebensabſchnitt zu ſchließen und einen neuen zu beginnen. Du warſt bereit, eine unſagbare Schlechtigkeit zu begehen, dich von meiner Mutter loszuſagen."

„Du vergißt, mit wem du ſprichſt!" rief der Prinz mit zornbebender Stimme.

Je erregter der Prinz wurde, um ſo ruhiger ward Nicoline. „Ich bin von deinem Blute, Vater," ſagte ſie mit herausfordernder Sanftheit. „Mit deiner königlichen

Hoheit komme mir nicht. Dagegen bin ich geimpft. Höre mich ruhig an. Du bist mit dem Vorsatz gegangen, nicht wiederzukommen. Du hast dich überzeugen müssen, daß man ein Band, das Jahrzehnte alt ist, doch nicht so leicht zerreißt. Wir müssen aus dem Zwischenfall eine Lehre ziehen. Das Band muß verstärkt werden, so daß es gegen plötzliche Launen hält. Deine Kind fordert, was deine Frau vor Gott und deinem Gewissen nie gefordert hat: du mußt Mama heiraten."

„Seid wohl alle verrückt geworden!" schrie der Prinz, erhob sich jäh vom Sofa und tat einen Schritt zur Tür.

Nicoline erreichte sie mit einem Satz vor ihm. „Bleibe sitzen, Vater," sagte sie mit einer Festigkeit, die den Prinzen überwältigte. „Laufe nicht weg. Du würdest ja doch wiederkommen und dich gedemütigt fühlen. Erspare dir und uns das. Du kannst ohne Mama nicht leben. Wenn du es nicht wissen solltest, so sage ich es dir. So umgib dich mit reinlichen Verhältnissen. Das gebietet dir deine Selbstachtung, wenn es die Achtung vor meiner Mutter und deinen Kindern, allen deinen Kindern, nicht tut. Gib der Mutter endlich die Stellung, die ihr gebührt."

„Ha — in welches Tollhaus bin ich geraten?" rief der Prinz zähneknirschend. „Du bist eine verheiratete Frau —"

„Nicht mehr," gab Nicoline gelassen zurück. „Die Scheidung ist in die Wege geleitet und wird binnen wenigen Wochen ausgesprochen sein."

„Ha — das hast du getan?" wandte er sich verblüfft an Frau Flammert. „Hinter meinem Rücken?"

„Nicoline hat es gewollt," murmelte Frau Flammert demütig.

„Ja. Und ich will auch, daß du Mama heiratest."

„Gehe hinaus!“ herrschte der Prinz sie mit einem Wiederaufflackern seiner Energie an; „lasse uns allein!“

Nicoline schüttelte den blonden Kopf. „Nein, Vater. Ich bin zu Hause, und du hast gar nicht das Recht, mich aus meinem eigenen Salon hinauszuweisen. Dieses Recht wirst du erst haben, wenn du als der Gatte meiner Mutter hier der Hausherr bist.“

„Das ist der freche Geist — der Pöbelaufruhr —“

„Du irrst, Vater. Nicht Pöbelaufruhr, sondern souveräne Durchsetzung unseres Rechts. Ich bin Adlerbrut!“

Er war geknickt und erschlaffte. „Hoffte, eine freundliche Stunde zu erleben,“ sagte er dumpf; „nach Strapazen; Ärger; statt dessen Hinterhalt — höchst unpassender Auftritt.“

„Verzeihe, Papa, was wir wollen, ist im Gegenteil deine Seelenruhe und dein Behagen für alle Zukunft. Daß du das nicht fühlst!“

Er schien diese Bemerkung gar nicht gehört zu haben. „Das ist nun der Dank für meine Treue —“ murmelte er halblaut vor sich hin.

Das Wort brachte bei Nicoline wieder eine elektrische Entladung hervor. „Du hast der Mutter für ihre Treue zu danken,“ rief sie wild; „nicht umgekehrt. Sie hat dir ihr Leben gewidmet, ihren Ruhm, die Millionen gemünzten Goldes, die in ihrer Kehle lagen. Deine Liebe war anscheinend so stark, daß ihr kein Opfer zu groß war, das meine Mutter dir brachte. Was hast du ihr dafür geboten? Ich bin alles, was sie von dir hat.“

„Nun aber einmal!“ rief der Prinz wütend, zu Frau Flammert gewendet; „ich spreche doch immer nur zu dir, nicht zu dieser!“

„Du vergißt, daß du nicht nur mein Vater, sondern auch ein Edelmann bist und zu einem Mädchen sprichst!"

Rede und Antwort klirrten wie blitzschnell geführte Degenstöße gegeneinander.

Frau Flammert sagte tief bewegt: „Nicoline, du gehst zu weit. Die Liebe deines Vaters hat mich beglückt. Sein Lob zu verdienen war der Sporn meiner künstlerischen Anstrengungen. Daß ich ihm Opfer bringen durfte und ihm keine auferlegte, hat mich in meinen Augen erhoben."

Ihr Ton fand den Weg zum Herzen des Prinzen. Er ergriff ihre Hand und sagte mit einer Stimme, der er keine Festigkeit geben konnte: „Bist wieder die Alte. Nun ja. Hältst zu mir. Danke, Carlotta, danke."

Es trat eine Pause ein, die auf alle drei besänftigend wirkte. Der Prinz war es, der sie zuerst unterbrach. „Kannst nichts Unmögliches wollen. Weißt gut, daß von dergleichen nie zwischen uns die Rede war, nie die Rede sein konnte, nie! nie!"

„Nimm mir's nicht übel, Hänsel, aber das ist nicht ganz richtig," erwiderte Frau Flammert, das Haupt erhebend. Es drängte sie etwas, ihre Tochter nicht unter dem Eindruck der Versicherung des Prinzen zu lassen. „Es ist so lange her — du kannst es vergessen haben — mir steht alles so klar vor Augen, als wäre es vor einer Stunde geschehen. Es war nach meinem zweiten Auftreten, als Elisabeth. Du schicktest mir das Brillantenhalsband — du weißt. Ich wies es zurück und ließ dir sagen, daß ein Prinz mir nur Blumen und Bonbons anbieten dürfe. Dann kamst du selbst und sagtest der Sängerin berauschende Worte; und als du meine Verwirrung sahst, da faßtest du plötzlich meine Hand und sprachst mit beben-

der Stimme: Ich lege Ihnen mein Herz zu Füßen. Ich antwortete dir: Ich darf es nicht auflesen! und entfloh. Und da kamst du wieder; und drangst bei mir ein, als ich dich abweisen ließ; und knietest vor mir nieder —"

„Schon gut, schon gut," murmelte der Prinz.

„Und knietest vor mir nieder und weintest —"

„Ach! Wozu doch! Kindisch!"

„Und weintest — und sagtest: Fräulein Carlotta, seien Sie nicht hart, seien Sie nicht grausam. Wäre ich frei, ich würde Sie sofort um ihre Hand bitten. Eine Krone schmückt Sie kaum, Sie aber schmücken jede Krone — Ist das wahr, Hänsel?"

„Nun ja, gewiß, aber ich meine —"

„Und als du mich überredetest, mich zum Schein zu verheiraten, sagtest du nicht: Nicht er heiratet dich, ich heirate dich, durch Prokuration, wie ich kann? Und deine ersten Briefe, weißt du noch, wie sie mich anredeten? Und wer hat gewollt, daß Nicoline nach deinem Großvater genannt wurde? Und wer hat immer nach seinem Prinzeßchen verlangt, als das Kind noch im Steckkissen war?"

Der Prinz rückte in seiner Sofaecke hin und her und zog an seiner Krawatte. „Warm hier — ha — zu warm."

Nicoline flog zum Fenster und öffnete die Flügel ein wenig. „Ist es so recht, Papa?"

„Danke, Nicoline," sagte er halb schmollend, halb herzlich.

Sie kam zurück, sah ihn bittend an und sprach leise, eindringlich, warm: „Sieh, Vater, du bist ja noch immer so, wie Mama dich gekannt und geliebt hat. Warum willst du durchaus ein harter Wüterich scheinen? Laß dein Herz

sprechen und gehorche seinen Weisungen. So tust du das Richtige."

Es zuckte seltsam im Gesichte des Prinzen. Er suchte dem Blicke seiner Tochter auszuweichen. Er räusperte sich, sah nach seiner Uhr und erhob sich. Frau Flammert eilte zur Schelle. „Wir wollen zu Tische gehen," sagte sie und nahm den Arm des Prinzen. Er ließ sich willenlos in das Eßzimmer nebenan führen und setzte sich auf seinen Platz.

Er aß und trank schweigend. Auch die Frauen blieben stumm. Es arbeitete zu sichtlich in ihm, als daß sie ihn hätten stören wollen. Beim Braten nahm er wieder das Wort. „Zu schwierig. Selbst wenn ich wollte. Zu schwierig. Nahezu unmöglich."

„Nicht unmöglich und nicht einmal schwierig, Vater, sobald du erst entschlossen bist."

„Meine Töchter —"

„Die verheiraten wir. Das wird ihnen sicherlich nicht unangenehm sein."

„Mein Bruder — mein Schwager —"

„Du bist unabhängig, Papa."

„Verstehst nichts davon. Carlotta, laß doch alles, wie es ist. Wir sind ja verheiratet. Werden bald silberne Hochzeit feiern. Was geht das die Leute an? Ha?"

Nicoline sah ihre Mutter bei diesem Zuspruch schwach werden und zurückweichen. Sie sprang ihr hastig bei. „Nein, Vater, du sollst dein Gewissen nicht mit bequemen Redensarten abfinden. Etwas geht es die Leute doch wohl an. Da du dich doch verheiratet fühlst, kann es dir nicht schwer werden, es wirklich zu sein."

„Vielleicht Standesbeamter und Pastor nebenan bereit?“ fragte der Prinz bitter.

„So eilig ist es nicht,“ gab Nicoline ruhig zurück. „Wir wollen dich weder überrumpeln noch an die Wand drücken. Du sollst freiwillig zu deinem Entschluß kommen und ihn mit Bedacht ausführen.“

„Freiwillig ist günstig,“ brummte der Prinz. Er aß aber mit besserer Eßlust als bei Beginn der Mahlzeit.

Nach kurzer Pause nahm er den Faden wieder auf, mehr zu sich als zu den beiden Tischgenossen sprechend: „Und die Standesfrage — Bruder, Schwager werden nicht wollen. Kann doch nicht bei fremden Fürsten um einen Titel betteln gehen — ha!“

„Das soll deine geringste Sorge sein,“ sagte Frau Flammert. „An einem Titel liegt mir nichts. Ich verlange keinen. Carlotta Scholz — wenn es dir so recht ist, Hänsel, so ist es mir auch recht.“

Über Nicolines Antlitz flog ein leichter Schatten. „Mutti, allzu bescheiden sollst du nicht sein. Carlotta Scholz ist freilich besser als Carlotta Flammert. Aber es muß doch dafür gesorgt werden, daß alle Welt hinzufügt: Gattin Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Johann von Meißen-Diesa-Kupferberg.“

„Ha — willst durchaus Prinzessin sein?“

„Das bin ich ohnehin, Papa. Den Titel zu führen, daran liegt mir nichts. Ich werde mir schon selbst einen Titel schaffen. Ich will nur, daß die Ehe nicht mit Geheimnis umgeben wird. Eine andere Standeserhöhung als die Hochzeit ist dann nicht nötig. Ja, wenn ich Brüder hätte, dann würde ich keine morganatische Ehe dulden. Ich will keine Wildlinge in der Familie. Aber da ich keine Brüder

habe, voraussichtlich auch keine mehr bekommen werde —" — Frau Flammert errötete wie ein junges Mädchen bei diesen im unbefangensten Ton gesprochenen Worten und der Prinz starrte die Sprecherin mit offenem Munde an. Es war eine ganz neue Menschheit, die sich da vor ihm offenbarte.

„Rauchst du?" fragte er unvermittelt.

„Ja, Papa," antwortete Nicoline ohne zu zucken.

„Pfeife?"

„Noch nicht."

Der Prinz lächelte; zum erstenmal an diesem Abend.

„Jagst du?"

„Das hast du mich nicht gelehrt, Papa. Aber Mama hat mich singen gelehrt."

„Mundwerk läßt nichts zu wünschen übrig." Er versank in Nachdenken, seine Heiterkeit schwand und er blickte wieder sorgenvoll.

„Und deine Stellung — kann doch nach offenkundiger Eheschließung meine Frau nicht vor der Galerie gaukeln lassen."

„Dieses Opfer wird dir Mama allerdings noch bringen müssen," bemerkte Nicoline rasch; „sie muß der Bühne entsagen, so schwer es ihr auch ankommen wird."

„Aber du?"

„Ich? Nein, Papa. Ich verzichte auf meine Laufbahn nicht. Aber sie wird dich nicht stören. Denn ich nehme einen Künstlernamen an und wirke im Auslande."

Er gab das Gefecht auf. Verloren war es doch.

Der Prinz zog sich gleich nach dem Essen zurück. Der Auftritt hatte alle drei erschöpft und sie fühlten gleichmäßig das Bedürfnis nach Ruhe. Im Vorzimmer küßte er Frau

Flammert die Stirn, sah die neben ihr stehende Nicoline einen Augenblick schweigend an und reichte ihr dann mit einer plötzlichen Bewegung die Hand. Sie wurde feuerrot, Tränen stürzten ihr aus den Augen und sie drückte auf die dargereichte Hand einen langen, innigen Kuß. Da umschlang der Prinz sie mit dem linken Arm, zog sie an seine Brust, küßte ihren blonden Kopf und ging mit großen Schritten in die Nacht hinaus.

Die vierzehn Tage, die diesem Schicksalsabend folgten, waren nach dem Bekenntnis der Frau Flammert die schönsten ihres Lebens. Sie träumte, bangte und jubelte in wundervollen Brautstimmungen, die sie vor minder frommen Augen als denen Nicolines vielleicht ein wenig lächerlich gemacht hätten. Die ohnehin schöne und frische Vierzigerin schien um ein halbes Menschenalter verjüngt, die glückstrahlende, wenig ältere Schwester ihrer Tochter. Der Prinz war fast den ganzen Tag mit ihnen zusammen, auch mit Nicoline, die er sehr lieb gewann, obschon, oder vielleicht weil sie ihm immer mehr imponierte. Man machte gemeinsame Ausflüge zu Fuß und zu Wagen und abends sangen Mutter und Tochter dem musikverständigen Prinzen Opern-Bruchstücke und Lieder mit so herrlicher Stimme und Kunst, daß er völlig der Welt vergaß. Als der Mond voll wurde, gingen sie spät abends nach dem nahen Seetal, das als Vogelrast weithin berühmt war, und sangen die Hunderttausende von Strich- und Zugvögeln wach, die hier auf dem Wanderflug nach dem Süden nächtigten, daß es in allen Bäumen und Büschen, im Uferschilf und an dem Geröll der Halde rege wurde. Über dem Weiher stand leichter Nebel, durch den der Wasserspiegel verschleiert blitzte; Flimmerlicht wob an den hohen Abhängen, gestreift von

tiefen Schatten vorspringender Felsrücken; das wimmelnde Federvolk reckte überall die Hälse, hob die Schwimm- und Lauf- und Kletterfüße, schlug leise mit den Flügeln und antwortete hunderttausendstimmig, daß es trotz der Gedämpftheit der Einzellaute eine Choralbegleitung von überirdischem Charakter gab, die zugleich an Waldrauschen, Windbrausen und fernen, undeutlichen Gesang einer ungeheuern Menge erinnerte. Sie lebten da eine Märchenstunde, deren gemeinsam empfundener Zauber Menschen für immer eng verknüpft, selbst wenn sie einander vorher fremd waren. „Seid richtige Feen!“ rief der Prinz, nachdem er lange stumm in den Eindrücken geschwelgt hatte, die er durch Aug' und Ohr empfing; „habe so Starkes seit dem Feldzug nicht erlebt.“

Der Herbstbeginn machte der Wonnezeit vorläufig ein Ende. Alle mußten wieder nach Diesa übersiedeln. Der Prinz hatte versprochen und sich ehrlich vorgenommen, sich die Verheiratung seiner beiden Töchter angelegen sein zu lassen. Am Hoftheater begann die neue Spielzeit. In den ersten Oktobertagen sollte Nicoline auftreten. Die Proben fingen bereits Ende September an. Frau Flammert hatte ihr die Rolle abgetreten, in der sie ihre größten Triumphe gefeiert hatte und noch bis vor wenigen Wochen zu feiern fortfuhr, die Elisabeth im „Tannhäuser“. Es sprach sich alsbald in der klatschhaften Residenzstadt herum, daß man etwas Außerordentliches erleben werde, da man in Deutschland seit Menschengedenken eine solche Stimme nicht gehört, ein solches Temperament nicht auf der Bühne gesehen habe. Alles wirkte zusammen, um die Vorstellung zu einem Ereignis zu machen, das das größte Aufsehen erregte: die Vergleichung der Tochter mit der Mutter, die Abstam-

mung der jungen Künstlerin, die in Diesa natürlich jedem Kinde bekannt war, der Ruf, der ihr aus Paris vorausgegangen und durch die Erzählungen der Musiker des Hoftheaters und der anderen Theaterleute bis ins fabelhafte vergrößert worden war, und selbst der sonderbare Name „Aseid", unter dem sie angekündigt wurde.

Fünf Tage vor der Aufführung des „Tannhäuser" waren die numerierten Plätze bis auf den letzten ausverkauft. Am Abend wurden über tausend Personen, die nach den unnumerierten Plätzen drängten, an den Schaltern zurückgewiesen. Das großherzogliche Paar war in der großen Hofloge, Prinz Johann mit den Prinzessinnen Adelheid und Hildegard in der seinigen. Von der Hofgesellschaft fehlte niemand. Frau Flammert hielt sich auf der Bühne auf und wich von Nicoline nur, wenn sie auf der offenen Szene war. Das junge Mädchen war wunderbar ruhig; nicht wie ein Neuling, sondern wie eine altgediente Kunstveteranin. So etwas war den Mitspielenden noch nie vorgekommen.

Als sie zum erstenmal auf die Bühne heraustrat, da ging eine jähe Bewegung durch den Saal: die Zuschauer erblickten leibhaftig die vorige Großherzogin, die weitberühmte stolze nordische Schönheit, deren Jugendbildnis in den guten Stuben aller loyalen Bürger hing und von deren männlicher Entschlossenheit, Großmut, Wohltätigkeit und sonderbaren Einfällen noch immer tausend Geschichten im Volke umgingen. Die Ähnlichkeit war so überwältigend, daß sie dem Großherzog den halblauten Ausruf entriß: „Unglaublich! Ist das Natur oder Kunst?"

„Was meinst du?" fragte die Großherzogin.

„Nichts, nichts," erwiderte er, konnte aber den ganzen

Abend das Auge nicht von der Künstlerin wegwenden, in der ihm seine Mutter erschien, wie er sie als Kind gekannt hatte.

Das ganze Publikum hatte bis zum Schluß der Vorstellung die Empfindung, daß hier nicht eine Künstlerin eine Rolle gestaltete, sondern eine wirkliche Fürstin ihr Dasein in Glanz und Schmerz, in Hoheit und magdlicher Demut vor ihm durchlebte. Dazu die Stimme: mächtig wie eine große Silberglocke in vollem Schwung und warm, süß, leicht wie Nachtigallentriller — das war in der Tat mit nichts Bekanntem zu vergleichen. Es war kein Beifall, den man ihr spendete, es war, trotz der Anwesenheit des Herrscherpaares, ein Aufschreien, ein Aufjauchzen, ein völlig verrücktes Klatschen und Stampfen und Brüllen, als müßte sich ein übermächtiges Gefühl maßlos wild austoben, um sich zu beruhigen. Der Saal konnte sich im Hervorrufen gar nicht genug tun, als der Vorhang zum letzten Male fiel, und wurde erst allmählich still, als die Rampenlichter mitten in seinem Jubel jäh erloschen.

Nicoline lag in den Armen ihrer vor Freude weinenden Mutter, umgeben vom Tannhäuser, Wolfram, Landgrafen, Kapellmeister, die sie ehrerbietig beglückwünschten, und sie wollte sich eben nach ihrem Ankleidezimmer begeben, als der Intendant eilig herbeikam und ihr mit den Worten den Arm bot: „Sie sollen den königlichen Hoheiten vorgestellt werden. Kommen Sie schnell, Fräulein."

„So? Im Kostüm?" wandte ihre Mutter ein.

„Jawohl, jawohl," rief der Intendant zurück und zog Nicoline mit sich fort.

Einen Augenblick später war sie in dem hellerleuchteten blauseiden ausgestatteten Salon, der vor der großen Hof-

loge lag. Der Intendant blieb ehrerbietig beim Türvorhang stehen. Die Großherzogin saß in einem Lehnstuhl zwischen zwei Damen des Hofstaates. Der Großherzog, der seinen Generaladjutanten neben sich hatte, ging rasch auf die Eintretende zu, reichte ihr die Hand und sagte ihr: „Gratuliere, Fräulein, gratuliere von Herzen. Das war ein inkomparables Debüt!"

Nicoline knickste tief zuerst vor der Großherzogin, dann vor dem Großherzog: „Sehr gnädig, königliche Hoheit."

„Aber sagen Sie mir, liebes Kind, wie sind Sie auf Ihren arabischen nom de guerre verfallen?"

„Arabisch? Er ist ja gar nicht arabisch, königliche Hoheit."

„Aseid? Nicht arabisch? Was denn sonst?"

„Haben königliche Hoheit nicht erraten?"

„Muß bekennen — nein — helfen Sie mir, Fräulein."

„Königliche Hoheit geruhen einmal den Namen rückwärts zu lesen."

Der Großherzog stutzte, buchstabierte im Geiste und platzte los: „Diesa! So—o—o! Anspielung auf Ihre Vaterstadt?"

„Wenn königliche Hoheit es so auffassen wollen —"

Es war Zeit, daß die Großherzogin sich in das Gespräch mischte. „Ich verdanke Ihnen einen schönen Abend, liebes Fräulein," sagte sie. „Und was mir besonders Freude macht, das ist die Beständigkeit unserer Überlieferungen, die durch Ihr Auftreten allen deutlich wird. Wir haben Ihre Mutter bewundert, das neue Geschlecht wird Sie bewundern, ist solche Vererbung nicht zu loben?"

„Gewiß, königliche Hoheit, ich schätze auch die Ver-

erbungen, alle Vererbungen." Nicoline betonte das ‚alle' mit solchem Nachdruck, daß sämtliche Anwesenden Blicke austauschten.

Die Großherzogin verabschiedete Nicoline mit einem Kopfnicken, der Großherzog mit einem Händedruck. Als sie gegangen war, fragte die Großherzogin ihren Gatten: „Sollte das Pariser Ton sein?"

Der Großherzog vergaß sich so weit, leicht mit der Achsel zu zucken. „Die junge Dame hat décidément Rasse," war seine Gegenbemerkung.

Beim Verlassen des Theaters am Arm ihrer Mutter sollte Nicoline noch eine kleine Überraschung werden. Am Künstlereingang löste sich aus den sich dort gewohnheitsmäßig ansammelnden dichten Gaffergruppen ein Mann los, trat auf die raschen Schrittes wegeilenden Damen zu und rief in schlechtem Französisch: „Es lebe die Triumphatorin! Sie haben alle meine Hoffnungen übertroffen, Fräulein. Sie sind eine Weltkünstlerin."

Ein kleiner Aufschrei Nicolines: „Mister Grün! Sie hier!"

„Sie glauben nicht ernstlich, daß ich heute abend fehlen würde. Darf ich die Damen begleiten?"

„Gerne, Mister Grün."

„Es hing für mich zu viel daran. Aber jetzt bin ich außer Sorge, wenn ich nämlich überhaupt besorgt gewesen wäre. Wissen Sie, Fräulein, was mir der Oberkellner meines Gasthofes für den sehr mittelmäßigen Sitz angerechnet hat, den er mir in der letzten Stunde verschaffen mußte? Hundert Mark! In Diesa! Ich bitte Sie. Nun, die hundert Mark soll uns der Pöbel vielfach vergelten. Und Theatersitten haben Sie hier — so ein Hoftheaterfeldwebel

ist ja unnahbarer als unser Präsident! Er wollte mich um nichts in der Welt zu Ihnen auf die Bühne lassen, obschon ich mich ihm in meiner vollen Größe offenbarte."

Nicoline lächelte. „Warum haben Sie mir nicht Ihre Karte geschickt?"

„St! In einer Oktobernacht werden Sie doch nicht auf der Straße sprechen! Halten Sie den Mund streng geschlossen und lassen Sie mich allein schwatzen."

„Ich habe nicht gesungen," sagte Frau Flammert; „ich darf also plaudern. Wann sind Sie angekommen, Mister Grün?"

„Gestern mittag, gnädige Frau."

„Und haben uns nicht gleich aufgesucht?"

„O nein. Ich wollte inkognito im Saal sein, mitten im Publikum, die wirkliche Volksstimme hören. Großartig, gnädige Frau, großartig. Seien Sie billig und gut, Fräulein. Machen wir jetzt einen längeren Vertrag. Zwei Jahre sind so schnell um! Ich bin gern bereit, Ihnen —"

„Nicht doch, Mister Grün," begann Nicoline.

„St! Nicht sprechen! Ihre Frau Mutter wird für Sie antworten."

„Dies ist doch kaum die Zeit und der Ort —"

„Vorurteil, gnädige Frau, Vorurteil langsamer, rückständiger Leute. Ein gutes Geschäft kann man immer und überall machen. Entschließen Sie sich, meine Damen. Es muß doch auch für Sie Wert haben, die Zukunft so reichlich vorauszunehmen, wie Sie es durch mich können. Schließlich ist die Zukunft ja doch in Gottes Hand und wenn man sie schon in der Gegenwart voll genießen kann, so denke ich —"

„Wie lange bleiben Sie hier, Mister Grün?" fragte Nicoline.

„Ich wollte morgen reisen; ich habe meine Londoner Saison vorzubereiten. Aber ich bleibe gern so lange hier, bis Sie mir den neuen Vertrag unterschreiben."

„So lange —"

„St! Aber Fräulein!"

„Ach, lassen Sie mich doch. Ich bin aus Schmiedeeisen. Ich erkälte mich nicht. Nein, lieber Mister Grün, so lange können Sie nicht hier bleiben. Denn in diesem Jahre werde ich einen neuen Vertrag unter keinen Umständen unterschreiben."

„Aber —"

„Dringen Sie nicht in mich, Mister Grün. Es nützt nichts. Es muß bei unseren ersten Abmachungen bleiben. Seien Sie jedoch fest überzeugt, daß kein Erfolg mich vergessen lassen wird, wie angenehm es mir war, daß Sie mir alle Schwierigkeiten des Anfangs aus dem Weg geräumt haben. Wir sind treue und erkenntliche Menschen, nicht wahr, Mutti?"

Ihre Mutter zog sie eng, ganz eng an sich.

Sie waren vor ihrer Wohnung angelangt. Der Impresario zögerte ein wenig, da sie ihn jedoch nicht aufforderten, mit hinaufzukommen, nahm er von ihnen an der Haustür Abschied.

Sie saßen oben noch nicht lange beim Abendbrot, da öffnete sich die Tür und Prinz Johann trat ein. Beide flogen ihm entgegen. Er schloß Nicoline in seine Arme und sagte mit bewegter Stimme nur: „War stolz auf dich, Nico."

Er nahm zwischen ihnen Platz und erklärte entschuldigend, es wäre nicht recht angegangen, im Theater zu ihr zu kommen, und nach der Vorstellung habe er sich vom

Bruder verabschieden und die Töchter heimbegleiten müssen; deshalb erscheine er erst jetzt.

Er schwieg eine Weile, dann, am Ende der Mahlzeit, langte er plötzlich aus einer Hintertasche ein ziemlich großes blaues Samtkästchen mit Goldpressung hervor, stellte es vor Frau Flammert hin und drückte auf den Federknopf. Der aufgehende Deckel ließ einen prächtigen Brillanthalsschmuck sehen.

Frau Flammert stieß einen Schrei aus: „Hänsel — das ist ja —"

Der Prinz nickte. „Ja. Das ist er. Hast ihn damals zurückgewiesen. Hast recht gehabt. Jetzt darfst ihn annehmen. Wollt' ihn dir erst zur Silberhochzeit präsentieren. Geb' ihn dir lieber heute. Im Erbgang wird er dir einmal zufallen, Nico. Möglichst spät — ha? Ich hab' ihn von meiner Mutter, der du aus dem Gesicht geschnitten bist."

Nicoline legte das Geschmeide der schönen Mutter an, der die Tränen über die flammenden Wangen rollten, dann ergriff sie die Hand ihres Vaters, küßte sie und sagte: „Tausend, tausend Dank, Vater. Heute erkenne ich dich ganz wieder. Du hast mich in der Tat fürstlich beschenkt. Eine größere Freude hast du mir nicht machen können."

Am folgenden Tage erschien der Intendant in Person so früh, wie es die Sitte irgend erlaubte, bei Frau Flammert, ersuchte, Fräulein Nicoline begrüßen zu dürfen, fragte höchst beflissen nach ihrem Befinden, überreichte ihr die fünf in Diesa erscheinenden Morgenzeitungen für den Fall, daß sie sie noch nicht gelesen haben sollte, und sagte: „Liebes Fräulein, nach Ihrem gestrigen Erfolge können wir die Probezeit als beendet ansehen. Ich freue mich, Ihnen

nunmehr einen endgültigen Vertrag bewilligen zu können. Ich habe mir die Hauptpunkte notiert." Er zog ein Papier aus der Brusttasche hervor und erläuterte die Aufzeichnungen. „Sie verpflichten sich, zwölfmal im Monat aufzutreten. Sie haben jährlich zwischen dem 1. Mai und dem 1. November drei Monate Urlaub. Sie erhalten" — hier machte er eine Pause und betonte das Folgende feierlich wie eine Offenbarung — „achtzehntausend Mark Gage und 50 Mark Spielhonorar." Er blickte auf, um die Wirkung zu beobachten. Er war erstaunt, Nicoline und Frau Flammert nur einen raschen, heitern Blick austauschen zu sehen. „Sie sehen, daß wir Ihnen von vornherein das Gehalt bieten, das Ihre Frau Mutter erst nach zehnjährigem Wirken erhielt. Daß Sie sofort mehr bekommen würden als eine so ausgezeichnete Künstlerin wie Frau Flammert, haben Sie sicher weder erwartet noch gewünscht. Wegen der Dauer des Vertrags, etwaiger Kündigungsfristen usw. wollen wir Ihre Wünsche kennen lernen."

Nicoline sah den Intendanten lächelnd an und schwieg.

„Nun, Fräulein?" fragte er nach einer kleinen Weile verblüfft und unsicher.

„Ich bin Ihnen sehr verpflichtet, Herr Baron, möchte es aber bei unserem sechsmonatigen Vertrage bewenden lassen."

„Das ist nicht Ihr Ernst!" platzte der Intendant heraus.

„Ich würde mir nie erlauben, mit Ihnen zu scherzen."

„Aber wie ist es möglich! Eine Anfängerin, der man einen derartig glänzenden Vertrag auf dem Präsentierteller entgegenbringt! Haben Sie etwa weitergehende Wünsche?"

„Nein, Herr Baron, ich habe nur den Wunsch, mich einstweilen nicht zu binden."

„Ich habe absichtlich unterlassen, Ihnen zu sagen, daß Se. königl. Hoheit mir noch gestern während des ersten Zwischenaktes ausdrücklich den Wunsch ausgedrückt haben, Ihr Talent unserm Institut gesichert zu sehen. Sie wissen, was das bedeutet. Ehe zwei Jahre um sind, haben Sie den Titel einer großherzoglichen Kammersängerin."

„Ich werde mich bemühen, in den nächsten sechs Monaten unsern Großherzog zufriedenzustellen."

„Indem Sie den Vertrag annehmen?"

„Indem ich so gut singe, wie ich kann."

Der Intendant schüttelte den Kopf, machte ein sehr unzufriedenes Gesicht und empfahl sich.

Es sprach sich rasch im Schlosse, im Theater und in der Stadt herum, daß Nicoline einen für Diesa beispiellosen Vertrag kurz und ohne Erklärung abgelehnt hatte, und alle Welt zerbrach sich den Kopf, was wohl hinter dieser hochmütigen Haltung stecken mochte, etwas Bestimmtes oder bloß selbstsicherer Dünkel?

Sie hörte überhaupt den ganzen Winter und Frühling nicht auf, ihre Mitbürger gewaltig zu beschäftigen.

Vor allem auf die rechtmäßigste Weise: jede folgende Vorstellung war eine neue künstlerische Offenbarung und ein neuer Triumph, nach wenigen Abenden wurde jedes Auftreten ein Landesfest, zu dem die Umgebung bis auf zwei und drei Bahnstunden Entfernung in eigenen Theaterzügen nach Diesa strömte, und es regnete bald von allen Seiten Einladungen zu Gastspielen und feste Anträge, die sie natürlich ausschlagen mußte.

Dann hatte sie eine Presse, wie noch nie eine An-

fängerin. Die Ortszeitungen und die Blätter der Nachbarstädte drückten ihre Bewunderung freiwillig so stark aus, daß die ganze deutsche Presse aufmerksam wurde und sich mit dem neuen Stern beschäftigte. Mr. Grün sorgte dafür, daß dies auch die französische, englische und amerikanische tat. Er veranlaßte, daß die großen illustrierten Blätter Nicolines Bildnis brachten und daß dieses auch in den Schaufenstern der Buch- und Kunsthandlungen aller Hauptstädte ausgestellt wurde. Auf seine Kosten kamen Interviewer nach Diesa und sandten nach London und Newyork lange Berichte mit Schilderungen einer deutschen Residenzstadt, eines deutschen Künstlerheims, deutscher Hoftheaterverhältnisse, persönliche Anekdoten von Mutter und Tochter und Augenblicksaufnahmen, welche die Hauptpunkte der Beschreibungen verdeutlichten. Mr. Grün „gründete" seinen Stern nach den bewährtesten amerikanischen Finanzregeln und erreichte es, daß Nicolines Ruhm mit hoher Prämie cotiert wurde, noch ehe er sie auf den Markt brachte.

Dieser Teil der Tätigkeit ihres Impresarios erregte in Nicoline und ihrer Mutter geheime Unlust, aber es ließ sich nichts dagegen machen. Das war nun einmal der Stil der Zeit und die Vorbedingung des großen Welterfolges, den sie haben mußte, sollte Mr. Grün bei seiner Spekulation im Verhältnis zu seinem Einsatze gewinnen.

Es berührte sie eigen, daß gerade in den Zeitungen, die über ihr Auftreten die ersten überschwänglichen Berichte brachten, auch das Wiener Interview mit Siegfried und die geheimnisvolle Geschichte seiner Ausweisung aus Österreich nebenher schwammen. Er rührte sich also! Er machte Anstrengungen! Es verschlug nichts, daß sein Feldzug mit

einer Niederlage einsetzte. Das wesentliche war doch der Kampf. Daß er ihr nichts von seinen Plänen und Unternehmungen schrieb, schien ihr besonders zartfühlend. Er hielt sich an den Vertrag: jedes strebte für sich nach seinem Ziel, um sich nach dem andern erst umzusehen, wenn es erreicht war. Das war recht. Das war mannhaft. Und er sollte eines Tages erkennen, daß sie es zu würdigen wußte. . .

Ende Oktober trug sich wieder etwas zu, was wie eine einschlagende Bombe wirkte: eines Abends enthielt der Theaterzettel bei der Vorstellung der „Traviata" die kurze Angabe: „Violetta — Frau Carlotta Scholz," und am folgenden Morgen las man in den Blättern: das Publikum sei erstaunt gewesen, mit einem Male das Auftreten einer unbekannten Frau Scholz in einer der Glanzrollen seines Lieblings Frau Flammert angekündigt zu sehen; die Vorstellung habe die Lösung des Rätsels gebracht: Frau Scholz sei niemand anders als Frau Flammert selbst, die ihren vom Publikum längst vergessenen Mädchennamen wieder angenommen habe, da sie in aller Stille von ihrem in Märwurt weilenden Gatten geschieden worden sei.

Prinz Johann hatte seine Beziehungen zu seiner Freundin nie verheimlicht. Jetzt tat er es weniger als je. Die Diesaer sind nicht auf den Kopf gefallen. Sie knüpften Fäden zwischen der Ehescheidung und der offenkundigen täglichen Kostgängerei des Prinzen bei der Sängerin und begannen zuerst leise, dann immer lauter von einer Heirat, die sich vorbereite, zu munkeln. Die Gerüchte gelangten sehr rasch an die höchste Stelle, wo sie zuerst als Philisterklatsch behandelt wurden. Man begann sie erst ernst zu nehmen, als man wahrnahm, daß Prinz Johann eine an

ihm ganz ungewohnte, überraschende Tätigkeit und diplomatische Gewandtheit entfaltete, um seine Töchter unter die Haube zu bringen.

Der Fall der Prinzessin Adelheid lag nicht schwierig. Ihr Oheim, der König von Frankwald, war kinderlos, sein Vetter, der Thronerbe, ein alter Hagestolz, Nachkommenschaft von beiden äußerst unwahrscheinlich. Fehlte diese, so ging die Krone auf die Prinzessin Adelheid und ihre Linie über, sie war daher eine sehr begehrenswerte Partie. Diesa empfing im Laufe des Herbstes verschiedene Fürstenbesuche und im Januar verkündete das Amtsblatt die Verlobung der Prinzessin Adelheid mit einem persönlich einnehmenden, geschmackvoll unauffälligen Prinzen aus einem königlichen Hause. Die Hochzeit fand schon sechs Wochen später am Fastnachttage statt. Zu den prunkvollen Festen, die ihr voraufgingen, gehörten auch eine Galavorstellung im Hoftheater und ein Konzert bei Hofe. In beiden wirkten Frau Scholz und Nicoline mit. Prinz Johann glaubte sie verlegen und demütig bitten zu müssen, sich nicht zu versagen; von wegen des Geredes; sie ließen ihn jedoch gar nicht ausreden. Sie empfanden sich bei dieser Gelegenheit wirklich nicht als Dienende, die sich zur Kurzweil hoher Herrschaften verwenden ließen, sondern als nächste Verwandte, die mit Freude die Freudentage der Stieftochter und Schwester verschönen halfen.

Mit der Prinzessin Hildegard war Prinz Johann weniger glücklich. Sie stand dem Thron von Frankwald ferner als ihre ältere Schwester, sie war nicht reich, sie war nicht schön, sie war nicht glänzend, sie hatte eine schlechte Gesundheit. Von mehreren fürstlichen Besuchern entwickelte sich keiner zum Freier, um Ostern war die Reihe der Prin-

zen, die als Bewerber in Betracht kommen konnten, durchlaufen und man mußte sich bei Hofe bekennen, daß vorläufig nichts weiter zu tun sei und man einen günstigen Zufall abwarten müsse.

Nicoline aber wollte nicht länger warten und verlangte freundlich und ruhig, doch bestimmt, daß Prinz Johann nunmehr sein Wort einlöse. Der Augenblick war gekommen. Er mußte sich seinem Bruder öffnen.

Der Großherzog war nicht überrascht. „Wenn du es nicht lassen kannst, in Gottes Namen," sagte er einfach.

Prinz Johann wollte ihm tief gerührt die Hand küssen, das litt er aber nicht, sondern fügte lächelnd hinzu: „Du brauchst mir nicht zu danken. Wenn descendance zu erwarten wäre, so würde es die Sache komplizieren. Aber das ist ja wohl ausgeschlossen, und so brauchen wir davon nicht viel Aufhebens zu machen. Nur schade, daß du mir meine Oper desorganisierst. Denn natürlich können beide Damen nicht länger der Bühne angehören. Zwei so hervorragende Kräfte auf einmal zu verlieren, das ist hart. Aber da es nun einmal zu deinem Glücke nötig ist —"

Der Großherzog erkundigte sich, wie sein Bruder sich künftig sein Leben einzurichten gedenke, und erhielt die der Wahrheit entsprechende Antwort, daß er darüber noch kaum nachgedacht habe.

„Und welchen Titel sollen wir deiner Zukünftigen geben?"

„Herzlichen Dank für deine Gnade," erwiderte Prinz Johann hastig, „ist aber unnötig. Carlotta macht keine Ansprüche nach dieser Richtung."

Der Großherzog schüttelte den Kopf. „Unmöglich, wenn wir nämlich verkehren sollen. Wie soll ich sie denn an-

reden? Schwägerin? Zu familiär. Frau Scholz? Du denkst nicht daran! Bleibt nur: liebe Baronin. Das geht."

„Ha — wenn du willst —"

„Weißt du was, Hans? Wir erheben sie zur Freifrau von Aseid. Das war so crâne von der netten Kleinen, daß der Einfall amtlich festgehalten zu werden verdient."

Nach dieser Unterredung ging der Prinz viel leichteren Herzens zur Großherzogin, um ihr seinen Entschluß zugleich mit der Zustimmung seines Bruders mitzuteilen. Seine Schwägerin gab sich den Anschein, nur die offensichtlichen, korrekten Tatsachen zu kennen. „Frau Scholz ist eine geschiedene Frau," sagte sie würdig und kühl, „und ich liebe im allgemeinen Ehescheidungen nicht. Aber andere denken hierüber anders, da weiß ich. Übrigens — das Urteil ist meines Wissens gegen den Mann gefällt und so ist der Frau Scholz nichts vorzuwerfen. Persönlich ist sie mir immer sympathisch gewesen und als Künstlerin schätze ich sie hoch. Auch ihre Tochter. Ich wünsche dir Glück, lieber Schwager."

Nun hatte er sich nur noch mit der Prinzessin Hildegard auseinanderzusetzen. Das war das schwerste. Er ließ sie in sein Rauchzimmer kommen, sich gegenübersetzen und sagte ihr noch stockender und sprachlich unbeholfener als gewöhnlich: „Ha — Hildegard — bist kein Kind mehr — wirst mich verstehen — ha. Deine arme Mutter — tot. Adelheid — verheiratet. Du hoffentlich auch bald — ha! Bleibe dann allein. Schwer zu tragen. Bin kein Jüngling mehr — ha! Und so — und so — kann's nicht vermeiden — wirst's begreifen — muß mich eben wieder verheiraten."

Die Prinzessin war sehr rot, dann noch blasser als

gewöhnlich geworden. Sie schlug die Augen nieder und sprach mit ihrer schwachen Stimme: „Ich begreife es vollkommen, Papa. Frau Flammert hat es um dich verdient."

Er fuhr wie vor den Kopf geschlagen zusammen. „Frau Scholz," stammelte er; „Frau Scholz. Aber woher weißt du — hat man dir denn schon gesagt —"

„Aber lieber Papa!" war alles, was sie mit einem schwermütig vorwurfsvollen Lächeln erwiderte.

„Stiefmutter — immer solche Sache — hätte es dir gern erspart — ha! Hört ja ohnehin auf, wenn du heiratst. Und falls du's vorziehst, kannst ja auch zum Onkel nach Märwurt gehen."

„Willst du mich aus dem Hause haben?" fragte sie traurig.

„Nein — o nein!" erwiderte er rasch. „Meine nur — Beisammenleben könnte schwierig sein — wegen Standesunterschiedes —"

„Das soll dich nicht beunruhigen, Papa. Ich werde deiner Gattin ohne Vorbehalt entgegenkommen. Ich bin ihr dankbar, daß sie dir so viel gewesen ist. Und —" sie sprach noch leiser, und ihre Stimme bebte — „du wirst gern erfahren, daß Mama nie gegen sie eingenommen war. Im Gegenteil."

Es stieg ihm etwas aus der Brust in die Kehle und machte ihm das Atmen mühsam. Er räusperte sich laut, um sich von der Beklemmung zu befreien. Aus einem Grabe ertönte eine ferne Stimme, um ihn freizusprechen. Aber die Freisprechung schloß doch ein Urteil in sich . . .

Nachdem er seine Haltung wiedergefunden, fragte er: „Noch eins, wie soll dich deine — meine — die Frau Scholz anreden?"

„Weiß sie nicht, daß ich Hildegard heiße?" fragte die Prinzessin einfach.

Ihr Vater umarmte sie. „Bist ein Engel, Hildegard."

Das arme, dürftige Geschöpf hatte, so weit sie zurückdenken konnte, von ihrem Vater nie eine Liebkosung erfahren. Wie gern wäre sie ein wenig an seiner breiten Brust, in der Wärme seiner Arme liegen geblieben! Aber der glückliche Augenblick dauerte nicht. Der Prinz ließ sie gleich wieder los und erhob sich zum Gehen.

Als der Prinz Frau Scholz mit gewohnter Knappheit, doch sichtbarer Bewegung erzählte, wie gut er diesen Vormittag gearbeitet hatte, da brach sie trotz ihres Ringens nach Selbstbeherrschung in Schluchzen aus, während Nicoline abwechselnd die Hand ihres Vaters und das Antlitz der Mutter mit Küssen bedeckte. Daß ihre Mutter Freifrau von Aseid wurde, ergötzte sie ganz besonders. „Sieh, Mutti," flüsterte sie ihr, immer zwischen Küssen, ins Ohr; „nun habe ich dich nicht nur verheiratet, sondern dir auch einen Namen gegeben. Vollkommener kann man die Sache wirklich nicht auf den Kopf stellen."

Der Prinz schlug seiner Zukünftigen, die zugleich seine Vergangene und Gegenwärtige war, vor, sie unverzüglich mit der Prinzessin Hildegard bekannt zu machen.

Nicoline klatschte in die Hände. „Ja, Mutti, geh! Geh gleich! Und sei so lieb, so gut zu ihr, wie nur du es sein kannst."

„Kommst doch auch mit — ha!" sagte der Prinz.

Sie stutzte, wurde purpurrot, schwieg ein wenig und sagte dann leise: „Danke, Papa. Aber du weißt — ich bin empfindlich — du verstehst mich!"

„Unsinn!" rief der Prinz barsch, um das leichte Beben

seiner Stimme zu verbergen. „Hildegard ist klug und gut. Also nichts zu befürchten."

Dank der Schlichtheit und Natürlichkeit der Prinzessin Hildegard ging die erste Begegnung mit ihr viel erquicklicher von statten, als alle Beteiligten sich vorgestellt hatten. Prinz Johann führte seine Braut und Tochter in die Bibliothek seines Palastes, ließ die Prinzessin Hildegard rufen und sagte, als sie eintrat: „Ich stelle dir meine künftige Gattin und ihre Tochter vor."

Beide erhoben sich und grüßten schweigend. Die Prinzessin reichte Frau Scholz die Hand und fragte leise: „Darf ich Sie Mutter und du nennen?"

Frau Scholz sah sie an und zog sie mit plötzlicher Bewegung an ihre Brust. „Gute, teure Prinzessin —"

„Bitte, sage auch du und Tochter zu mir; willst du, Mutter?"

Frau Scholz nickte nur und ihre Tränen tropften auf die braunen, spärlichen Haare der Prinzessin.

Diese wandte sich dann zu Nicoline, die, von den stärksten Gefühlen durchstürmt, neben ihrer Mutter stand. „Sei willkommen im Haus unseres Vaters, schöne Schwester," sagte sie.

Nicoline, um den ganzen Kopf größer als das kümmerliche, unansehnliche Mädchen, beugte sich zu ihr hinab und küßte sie. Da warf die Prinzessin sich ihr leidenschaftlich an den Hals und sagte heiß und heftig: „O wie freue ich mich! Wie habe ich diesen Augenblick immer herbeigesehnt! Wie habe ich dich immer bewundert! Deine Schönheit, deine königliche Gestalt, deine herrliche Stimme! Nur bewundert, glaube mir, nicht beneidet."

Als sie ihre gegenseitige Umarmung endlich lösten,

forderte die Prinzessin Nicoline auf, mit ihr in ihre Gemächer zu kommen, und da waren die Schwestern eine selige halbe Stunde lang nichts als zwei junge Mädchen, die ohne Zeugen frei und vertraut miteinander plaudern dürfen, wie es ihnen ums Herz ist. Es wurde Hildegard schwer, sich von der gefundenen Schwester zu trennen, als man kam, um sie abzurufen.

Bis zur Hochzeit waren sie täglich fast von früh bis abend beisammen. Durch die Gnade des Großherzogs wurden alle Förmlichkeiten verkürzt und vereinfacht. Der Intendant löste auf Befehl den Vertrag seiner ersten Opernkraft. Dem Paar wurden die Aufgebote erlassen. Das zuständige Amt hatte den Adelsbrief der bei Hofe eingeführten und huldvoll empfangenen Braut mit Beschleunigung auszufertigen. An einem sonnigen Frühlingsmorgen fand die Trauung in aller Stille in der Schloßkapelle statt, nachdem der Minister des Innern als Standesbeamter gewaltet hatte. Der Großherzog und der Erbprinz waren persönlich anwesend, die Großherzogin durch ihre erste Hofdame vertreten. Von der Kapelle begab sich das neue Paar nach dem Bahnhof, um eine mehrwöchige Reise nach Italien, bis nach Palermo hinunter, anzutreten. Hildegard und Nicoline harrten ihrer im Hofwartesaal. Der Abschied von Mutter und Tochter war überaus lang und schmerzlich. Der Prinz hatte es als selbstverständlich angenommen, daß nun auch Nicoline der Bühne entsagen würde, sie aber erklärte bestimmt, daß sie daran nicht denke. Sie mußte jetzt nach England gehen. Während ihre Mutter in den italienischen Frühling hineinfuhr, hatte sie in London ihren Vertrag zu erfüllen.

„Ich kann es mir gar nicht vorstellen!“ klagte ihre

Mutter ein- über das anderemal. „Wenn ich wiederkomme, soll ich dich nicht mehr finden — und du willst ganz allein in die Fremde gehen — und fern von mir leben —"

„Mutti, das ist das Leben. Ich muß. Wir müssen. Meinen ersten Feldzug hab' ich gewonnen. Jetzt führe ich den zweiten. Für mich. Nach den ersten Schlachten, wenn ich gesiegt habe, könnt ihr mich ja in London besuchen!"

„Ach ja, das wäre herrlich!" rief die Prinzessin Hildegard; „ich darf doch mitkommen?"

„Teure Hildegard!" sagte Nicoline und küßte sie auf die Stirn.

Als die Eltern abgereist waren, wollte Hildegard durchaus, daß Nicoline bei ihr im Palais wohne. Doch dazu kam es nicht, sie mußte schon nach wenigen Tagen Diesa verlassen und war bis dahin von ihren Reisevorbereitungen ganz in Anspruch genommen, wobei ihr der gleich nach Ostern in Diesa eingetroffene Mr. Grün eifrig und geschickt an die Hand ging. Sie konnte ihm zu seiner großen Freude vor der Reise noch die Diesaer Medaille für Kunst und Wissenschaft am Bande des Verdienstordens verschaffen und auch dem Monsieur Conti, dem Gatten ihrer Gesangslehrerin, das Komturkreuz des großherzoglichen Hausordens nach Paris mitbringen, wohin sie sich mit einem Gefolge von einer Gesellschaftsdame, einer Klavierbegleiterin und einer Kammerfrau zunächst begab.

In Paris quartierte Mr. Grün sie und ihr Gefolge in einem ersten Gasthof ein. Vor der Tür stand immer ein flotter „locati" oder nicht numerierter Lohnwagen mit livriertem Kutscher für sie bereit. Die Boulevardblätter meldeten ihre Ankunft unter den Nachrichten aus der Gesellschaft. Frau Conti, der ihr erster Besuch galt, empfing

sie wie eine Fürstin und veranstaltete ihr zu Ehren ein Stegreif-Diner, zu dem Botschafter, Gesandte, ein Minister und mehrere vornehme Damen geladen wurden, die auch trotz der unzulässig kurzen Frist meist annahmen, weil Nicoline sie schon auf das lebhafteste interessierte. Die phantastische Prinzessin von Cypern, die sie vor anderthalb Jahren bei Frau Abeille ein einzigesmal gesehen hatte, war gleichfalls unter den Gästen. Wie lächerlich nahm sich ihr Karnevals-Fürstentum aus, als Monsieur Conti in seinem großartigsten Stil „Fräulein von Aseid, Stieftochter Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Johann von Meißen-Diesa-Kupferberg" nannte. Er hatte den Takt, angesichts der um seinen Tisch versammelten, fast durchweg vollwichtigen Gesellschaft und neben den anerkannten Auszeichnungen, die seinen weitläufigen Frack bedeckten, den von der Prinzessin von Cypern gnädig verliehenen romantischen, doch ungenügend beglaubigten Nixen-Orden nicht anzulegen. Nicoline war die Königin des Abends und hohe Diplomaten hielten es für kein unangebrachtes persönliches Kompliment, daß sie ihr schmeichelhafte Bemerkungen über die rühmlichst bekannten altüberlieferten Beziehungen „ihres" Hauses zur Kunst machten.

Das erste, was Nicoline getan, als sie von ihren Gemächern im Gasthofe Besitz genommen hatte, war, daß sie Siegfried eine Rohrpostkarte mit ihrer Adresse und den lakonischen Worten schrieb: „Lieber Siegfried, — Ich bin seit einer Stunde in Paris und bleibe drei bis vier Tage. Ich freue mich von Herzen, Sie wiederzusehen. Ich habe viel zu erzählen. Und Sie? Ich bin auf guten Wegen. Und Sie? Ihre unveränderliche Nicoline."

Sie erwartete am ersten Tage mit Ungeduld und einiger

Erregung, am folgenden mit Verwunderung und Kränkung seinen Besuch, der nicht kam. Am vierten Tage brachte ihr die Post ihr Schreiben wieder, mit der gehörigen Reihe der aufgedruckten amtlichen Vermerke: „Unbekannt", „Abgereist, ohne seine Bestimmung zurückzulassen", „Zurück an den Absender".

Vorher hatte schon der kleine Coppée, kaum daß er durch die Zeitungen ihre Anwesenheit erfahren, ihr seine Aufwartung gemacht, sich von ihr den Stoff für einen langen, pikanten Artikel im „Vercingetorix" über ihre Spielzeit in Diesa, ihre Londoner Pläne, die Heirat ihrer Mutter und den großherzoglichen Hof geholt und ihr als Gegenleistung den letzten Klatsch über die Personen vorgesetzt, die sie in Paris gekannt hatte. Sie wartete darauf, daß er von Siegfried spreche, er glaubte dies jedoch vermeiden zu müssen. Da fragte sie geradezu, wie immer: „Sehen Sie noch den Prinzen Siegfried?"

Um die meist ironisch gekrümmten Lippen des jungen Mannes spielte ein flüchtiges Lächeln: „Den Prinzen Siegfried? Nein, Fräulein, den sehe ich nicht, seit er Paris verlassen hat."

„Wie! Er ist nicht hier?"

„Nein, Fräulein."

„Wo ist er denn?"

„Das weiß man nicht recht. Man erzählt sich ja allerlei, aber es ist so krauses Zeug, daß es nicht der Mühe wert ist, es zu wiederholen."

„Wenn ich Sie aber darum bitte!"

„Ja, dann — nun, die einen behaupten, er sei nach Amerika gereist, um eine reiche Frau zu fischen, die anderen, er habe sich mit fremden politischen Abenteurern eingelassen

und irgendwo in einem Raubstaat die Rolle eines Revolutionschefs, Thronwerbers oder dergleichen übernommen."

Bei den ersten Worten war Nicoline plötzlich bleich geworden, bei den folgenden kehrte die Röte allmählich in ihre Wangen wieder.

„Man verleumdet den Prinzen offenbar," murmelte sie.

„Das tun die lieben Leute natürlich immer, wenn sie von einem Nebenmenschen sprechen. Aber etwas Wahres wird doch wohl an den Geschichten sein."

„An — welchen Geschichten — am amerikanischen Fischzug — oder an der Thronwerbung?"

„Vielleicht an beiden. Aus eigener Wissenschaft kann ich bestätigen, daß er im Winter häufig in amerikanischen Kreisen, und nicht in ersten, gesehen wurde, wo er eifrig hinter jungen Damen her war, die für Goldfische galten; so eifrig, heißt das, wie es sein kaltes und hochmütiges Temperament gestattet."

„Sie sind kein Freund des Prinzen, Herr Coppée?"

Coppée lächelte wieder. „Sein Freund! Das würde der hohe Herr ablehnen. Der Abstand ist zu weit. Aber er interessiert mich als Erblichkeits-Problem und unsere Beziehungen waren immer höflich. Ich kann dafür Belege anführen — doch es ist besser, ich spreche nicht davon."

„Wovon?"

„Ach, von einer Geschichte — von einem kleinen Dienst, den ich ihm erweisen konnte — lassen wir das."

„Sie haben mich nun neugierig gemacht. Bitte, erzählen Sie. Ich bestehe darauf."

Coppée verneigte sich. „Sie erinnern sich wohl noch der beiden Barone Dormans."

Nicoline nickte.

„Die Burſche ſchmarotzten bei ihm, auch als ſeine Lage ſichtlich wenig glänzend war. Er hatte ſein Haus verkauft und war in eine eingerichtete Wohnung gezogen. Auch da ließen ſie ihre Beute nicht los und fuhren fort, ihn lebendigen Leibes aufzuzehren. Ich konnte es nicht mit anſehen, obſchon ich weiß, daß man ſich nie in fremder Leute Angelegenheiten miſchen ſoll. Durch meine Beziehungen erfuhr ich einen beſonders unſympathiſchen Streich dieſer netten Brüder. Sie machten ihm weiß, daß eine junge Amerikanerin, die er auf einem Subſkriptionsball flüchtig kennen gelernt hatte, ſterblich in ihn verliebt war, daß aber ihre Eltern und Brüder von einer Verbindung mit einem vermögensloſen europäiſchen Prinzen nichts wiſſen wollten. Sie ſchrieb ihm Briefe in einer befremdlichen Handſchrift und er beantwortete ſie. Sie ſchickte ihm ihr Bildnis und er ihr das ſeine. Der Briefwechſel wurde durch die Zofe der jungen Dame vermittelt, die man fortwährend reichlich beſtechen mußte. Das dauerte einige Wochen. Da geſchah es, daß die Zofe ihren Dienſt bei der amerikaniſchen Familie verließ und bei einer mir befreundeten Künſtlerin der Variétés eintrat, der ſie ſchon in den erſten Tagen ausplauderte, daß ſie eine Rolle in einem Schwank ſpiele, den man mit einem einfältigen deutſchen Prinzen aufführe; ſeine Freunde gäben ihr Liebesbriefe an ihn abzuſchreiben, die ſie abſende und auf die er gewiſſenhaft antworte; es ſei höchſt kurzweilig geweſen, die Sache daure jedoch zu lang und beginne ſie zu langweilen. Meine Freundin fragte ſie aus und erfuhr, wer der deutſche Prinz, wer ſeine Freunde waren. Sie wußte, daß ich den Prinzen Siegfried kannte, und erzählte mir die pikante Geſchichte brühwarm. Ich nahm die Perſon

auch ins Verhör und wollte vor allem wissen, was sie mit den Liebesbriefen des Prinzen angefangen hatte. Sie hatte sie den Dormans ausgefolgt, und das tat ihr jetzt leid, denn sie begriff, daß sie Geldwert hatten. Wir verboten ihr, den Betrug fortzusetzen; sie war um so rascher bereit, mit den Dormans zu brechen, als sie mit ihnen sehr unzufrieden war. Denn sie hatten ihr immer eine Belohnung versprochen, aber nie Wort gehalten. Ich fragte mich, weshalb die Dormans all das getan hatten. Mein erster Gedanke war: sie bereiten eine Erpressung vor. Dazu sollten wohl die Briefe des Prinzen dienen, die sie in ihren Besitz gebracht hatten. Später erfuhr ich, daß ich mich irrte. Die Einfaltspinsel hatten die ganze Geschichte nur in Szene gesetzt, um dem armen Prinzen die paar Louis abzuschwindeln, die sie angeblich der Zofe zusteckten, in Wirklichkeit aber für sich behielten. Ich beschloß, den Prinzen gegen diese sonderbaren Freunde zu schützen. Ich lud die Dormans zu meiner Freundin ein, stellte sie der Zofe gegenüber und forderte, daß sie die Briefe herausgeben. Sie schlugen anfangs einen sehr hohen Ton an, aber das verfängt bei mir nicht; das können Sie sich denken, Fräulein. Dann behaupteten sie, sie hätten die Briefe verbrannt. Das glaubte ich nun nicht und entschied mich dafür, dem Prinzen die Ränke aufzudecken. Der arme Prinz war zuerst sehr beschämt, dann geriet er in eine wahre Stierwut und stieß die furchtbarsten Drohungen gegen die Dormans aus, die ihn so ruchlos hinters Licht geführt hätten, bloß um ihm einige tausend Franken zu entlocken. Ich fürchtete, größeres Unheil angerichtet zu haben, als ich beabsichtigte, und tat, was ich konnte, um den ganz beängstigend tobenden Prinzen zu beschwichtigen. Es scheint, daß ich damit

keinen besondern Erfolg gehabt habe. Es soll zu einem bösen Zusammenstoß zwischen dem Prinzen und den beiden Schlingeln gekommen sein. Ich habe mir sagen lassen, daß er sie zur Rede gestellt und dann mit einer Hundepeitsche zur Tür hinaus und die Treppe hinunter geprügelt hat. Sie haben sich dessen nicht gerühmt, es ist aber doch bekannt worden und hat sogar in einem Skandalblättchen gestanden. Kurz darauf ist Prinz Siegfried aus dem Umlauf verschwunden und hat, wie gesagt, nur Gerüchte hinterlassen."

Nicoline hatte seine kurze Erzählung, die er mit saftigem Behagen vortrug, kein einzigesmal unterbrochen. Sie dankte ihm für seine interessanten Mitteilungen und verabschiedete ihn ohne eine weitere Erkundigung.

Seine Geschichte machte einen sehr starken Eindruck auf sie. Trotz aller genauen Einzelheiten wollte sie sie nicht ganz glauben. Siegfried schuldete ihr nichts als Ehrlichkeit. Das war zwischen ihnen ausdrücklich festgestellt worden. Wenn er sie liebte, wie konnte er sich auf abenteuerliche Ränke mit Amerikanerinnen einlassen? Wenn er sie nicht liebte, warum sagte er ihr es nicht, wie er es bestimmt versprochen hatte? Und weshalb sollte er denn eine Amerikanerin heiraten wollen? Wegen ihres Geldes? Sie, Nicoline, war ja auch sicher, in wenigen Jahren 4 bis 500 000 Mark jährlich zu verdienen, und das konnte ihm doch wohl genügen. Oder schien es ihm leichter, sich von einer Erbin, als von einer Künstlerin aushalten zu lassen? Das war einleuchtend. Aber dann mußte er sie nach der Verabredung zunächst förmlich freigeben. War sie, war sein Wort ihm so wenig, daß er es nicht einmal der Mühe wert fand, ihr die schlichten Zeilen zu schreiben: „Nico-

line, ich entbinde Sie Ihres Versprechens und nehme das meine zurück"? Das gab ihr Stolz keinen Augenblick lang zu. Sie hielt Siegfried für schwach und selbstsüchtig und hatte an diesen Unvollkommenheiten seines Charakters von vornherein Nachsicht geübt. Sie sträubte sich aber, ihn für niedrig zu halten, denn sie hatte von seinem Blute, wie von ihrem eigenen, eine zu hohe Meinung. Sie gestand es sich nicht, fühlte aber dunkel, daß es hauptsächlich seine Abstammung war, die sie, neben seiner außergewöhnlichen Erscheinung und seiner Verliebtheit, zu ihm hingezogen hatte und bei ihm festhielt. Konnte er seiner Herkunft derartig lügen? Nein, nein, Coppées Klatsch konnte nicht wahr sein, wenigstens nicht wörtlich. Sie schuldete Siegfried vorläufig noch die Rechtswohltat des Zweifels. Sie mußte warten, bis er sie aufklären würde. Bis dahin blieb ihre Abmachung bindend . . .

Es gewährte ihr eine gewisse Befriedigung, als die Post ihr den unbestellbaren Brief an Siegfried wiederbrachte. Ihre rege Einbildungskraft begann zu weben. Er hatte sich in ein Geheimnis verborgen, um eines Tages glänzend hervorzutauchen, mit starken Taten hinter sich, vielleicht wirklich mit einer Krone auf dem Kopfe. Warum sollte sie das einem Meißen-Löwenstein-Franka nicht zutrauen? . . .

In London, wo Mr. Grün ihr einen prächtigen „flat" (Stockwerk) in einem Aktienpalaste von Whitehallstreet gemietet hatte, war sie sofort eine Löwin der Gesellschaft. Der Impresario tat zwar dazu, was an ihm lag, aber Nicoline erleichterte ihm eigentümlich die Arbeit, denn sie war für „sensation" ausnahmsweise ergiebig. Stieftochter eines echten Prinzen von Geblüt, Bruders eines regierenden Großherzogs und Schwagers eines Königs! Fast eine Verwandte

des heimischen Königshauses! Wenn man mit ihr verkehrte, konnte man hoffen, eines Tages zur königlichen Hoheit gesellschaftliche Beziehungen zu gewinnen, oder doch mindestens zu seiner Gattin, wäre sie auch nur morganatisch! Welch ein Anreiz! Welch ein Zauber! Und ihre entzückend kraftvolle Persönlichkeit! Eine Heldensage war ihr in England voraufgegangen. Als die französischen und amerikanischen Blätter ihre Triumphe in Diesa meldeten, und besonders als die Geschichte der Ehe ihrer Mutter mit dem Prinzen Johann durch die Presse beider Welten ging, wurde die amerikanische Mitschülerin und Pensionsnachbarin Nicolines inne, daß sie eine hochberühmte Bekanntschaft hatte, und begann mit ihr maßlos aufzuschneiden. Sie wurde dem Pariser Vertreter eines ersten Newyorker Blattes die unerschöpfliche Quelle interessantester Anekdoten von dem neuen Stern, über den das gierige Publikum nicht genug zu lesen bekommen konnte, und sie erzählte ihm auch das Revolverabenteuer mit dem levantinischen Bedränger. Schon sie übertrieb und schmückte erheblich aus. Der Zeitungsmann machte vollends daraus eine bluterstarrende Geschichte im Stile der Romantiker des wilden Westens, mit nächtlichem Überfall, verzweifeltem Kampf auf Leben und Tod und lebensgefährlicher Verwundung des nichtswürdigen Angreifers, und die Erzählung fand natürlich sofort den Weg über das Weltmeer in alle Tages- und Wochenblätter von London. Jeder hatte sie gelesen und jedem erschien Nicoline im bengalischen Licht einer nordischen Schwertjungfrau, am Herde hold, im Kampfe kühn, den Feinden ein Grauen, den Ihren ein Entzücken, die Verkörperung des Frauenideals der Angelsachsen. Ihr Bildnis wurde zu Tausenden verkauft. Die Spannung auf sie war so groß, daß die Theaterkarten für ihr erstes Auf-

treten zu Börsenwerten wurden, um die eine wütende Spekulation tobte. Sie hätte weder die Schönheit, noch die Künstlerin zu sein brauchen, die sie war, um eine überschwengliche Aufnahme zu finden. Doch schadete es ihrem Erfolge nicht, daß sie nicht nur eine Heroine nach dem Herzen der Engländer war, nicht nur die Snobs durch königliche Verwandtschaft hypnotisierte, sondern auch die Kunstverständigen durch ihre wundervolle Stimme, ihr herrliches Spiel und ihre blendende Erscheinung hinriß.

Nach ihrem ersten Auftreten konnte sie ihrer Mutter, mit der sie seit ihrer Abreise täglich ein Telegramm austauschte, nach Amalfi drahten: „Erfolg fast berauschend. Zeitungen maßlos liebenswürdig. Grün sagt: Sie kamen, sangen, siegten, London liegt Ihnen zu Füßen. Warum warst du nicht da? Fehltest allein meinem Glücke. Bin gesund und frisch. Küsse beide. Nicoline."

Am ersten Abend, den die Oper ihr freiließ, veranstaltete der deutsche Botschafter ihr zu Ehren ein Festmahl, zu dem die vornehmste Londoner Gesellschaft sich drängte. Nicoline sprach nicht englisch. Selbst dieser Mangel trug dazu bei, sie als die Königin dieser erlesenen Versammlung erscheinen zu lassen, denn es setzte sie in Vorteil gegen die Gäste, die, mit Ausnahme einer kleinen Minderheit, sich verlegen und linkisch in ihnen wenig geläufigen Sprachen ausdrücken oder unter Verzicht auf Unterhaltung sie lächerlich gaffend umstehen mußten, während sie sich stolz und frei ihrer Muttersprache oder des Französischen, das sie vollkommen beherrschte, bedienen konnte. Von den Umständen so begünstigt, fand sie es nicht schwer, selbst die scharf richtenden betitelten Engländerinnen zu dem Urteil zu bringen: „A perfect lady!"

Bei Tische hatte Nicoline zur Linken des Botschafters

gesessen. Seine rechte Seite gebührte einer englischen Herzogin. Ihr Nachbar zur Linken war Mr. Edwin Mallock Gray, ein Amerikaner, der jüngere Bruder der Herzogin, der um diesen Vorzug ausdrücklich gebeten, obschon er nach der streng genommenen Rangordnung vielleicht keinen Anspruch darauf hatte. Aber Mr. Gray schlug man nicht leicht eine mit Nachdruck ausgesprochene Bitte ab, wenn sie sich erfüllen ließ. Denn er war einer der großen Industrie-Kapitäne der Vereinigten Staaten, selbst Milliardär, Verbündeter von Milliardären, König der Kohle in Nordamerika, eben in einem Eroberungsfeldzug begriffen, der ihn zum König des Kautschuks beider Welten machen sollte, eine der Mächte dieser Welt.

Mr. Gray hatte schon auf der Harvard-Universität Deutsch getrieben und nach Beendigung seiner Studien in Amerika zwei Jahre auf deutschen Hochschulen zugebracht, er sprach deshalb fließend deutsch. Er mochte Mitte der Dreißig stehen, doch war sein Alter beim bloßen Anblick nicht leicht zu bestimmen. In der Ruhe sah er älter, bei angeregtem Plaudern jünger aus. Seine äußere Erscheinung war typisch: sehr hoher Wuchs, schlanke, fast schmächtige Gestalt, glatt rasiertes Gesicht, seitlich gescheiteltes, bereits ergrauendes Blondhaar, massiges Kinn, harter Mund, breite bedeutende Stirn, aber merkwürdig sanfte, träumerische braune Augen, die seinem Gesicht zeitweise einen fast paradoxal weichen Ausdruck gaben. Nicoline erfuhr später, daß diese Augen, wie gewisse Besonderheiten seines Wesens, das Erbe seiner irischen Mutter waren.

Als der Botschafter ihr Mr. Gray vorstellte, fügte er nach Nennung seines Namens mit verbindlichem Lächeln hinzu: „Industrie-Kapitän.“ Nicoline kannte weder das

Wort noch den Begriff, glaubte, die erste Hälfte des Ausdrucks nicht verstanden zu haben, und behielt nur die ihr geläufige zweite Hälfte, mit der sie aber die Vorstellung eines militärischen Ranges verknüpfte. Sie nannte ihren Nachbar deshalb fortwährend „Kapitän", was ihn sehr belustigte.

Alle seine Ansprachen waren Huldigungen, aber sie waren geschmackvoll verhalten, knapp, niemals mit schalen Redensarten verwässert. Er beglückwünschte sie zu ihren außergewöhnlichen Gaben, erwähnte den unauslöschlichen Eindruck, den sie in ihren bisherigen drei Rollen auf sämtliche Zuhörer gemacht, und bemerkte wie zwischen Klammern: „Ich war jedesmal einer von ihnen." Er erkundigte sich nach ihren weiteren Schöpfungen und ob man hoffen dürfe, sie in Amerika zu sehen.

„Ich glaube, mein Impresario hat vor, mich Ende September hinüberzuführen."

„In Amerika, gnädiges Fräulein, wird Ihr Triumph womöglich noch größer sein als hier. Wir sind ein Volk, das Vollkommenheiten zu schätzen weiß."

„Sie übertreiben gütig, Kapitän."

Er lächelte. Das ist kaum meine Art, gnädiges Fräulein."

„Ich bin weit entfernt, mich für vollkommen zu halten. Wer es mit der Kunst ernst meint, der hat ein hohes Ideal und muß daran verzweifeln, es je zu erreichen."

„Gnädiges Fräulein, Bescheidenheit ist eine Tugend der Passiven, nicht der Aktiven. Aufrichtigkeit vorausgesetzt —"

„Kapitän!"

„Ich setze sie ja voraus! Aufrichtigkeit vorausgesetzt,

beweist Bescheidenheit in einem Falle wie dem Ihrigen, daß man seine Kräfte nicht genügend kennt. Was würden Sie von einem Feldherrn sagen, der die Zahl und den Wert seiner Truppen nicht kennen würde?"

„Verzeihen Sie die Unhöflichkeit einer Gegenfrage: was würden Sie von einem Feldherrn sagen, der die Zahl und den Wert seiner Truppen dem Feinde ausplaudern würde?"

„Ich bin nicht Ihr Feind, gnädiges Fräulein," sagte Gray leise mit seltsamer Wärme.

Das war so geradezu, wie es die Lebensart bei einer ersten Begegnung irgend gestattet; weniger allerdings durch die Worte als durch den Ton. Ihr Mißfallen war erregt und sie wurde kalt und einsilbig. Ihr Nachbar merkte es sofort und sprach von unpersönlichen Dingen: der Saison, Londoner und Newyorker Theaterverhältnissen, Musik, europäischen und amerikanischen Landschaften. Es fiel ihr auf, wie scharf er in seiner Unterhaltung zwei Gattungen von Gegenständen schied: solche, die er kannte und über die er mit ruhiger Bestimmtheit redete, und solche, die er nicht kannte und über die er bescheiden fragend sich belehren lassen wollte. Seine Urteile glichen geprägten Goldmünzen, über deren Wert es keine Meinungen geben kann. Seine Erkundigungen schlossen eine derartig vertrauensvolle Anerkennung der Zuständigkeit des Befragten zu dem gegebenen Punkte in sich, daß sie dem Gesprächspartner, wenn er keine ganz gemeine Natur war, Genauigkeit und Aufrichtigkeit der Antwort zu einer triebhaft erfüllten Pflicht machten. Und immer sprach er gedämpft, ohne Hebung des Tones, ohne Anwendung starker Ausdrücke, wie jemand, der es niemals nötig gehabt, andere zu überschreien oder

ihnen in die Rede zu fallen, um sich Gehör zu verschaffen, und der seine Worte nicht zu unterstreichen braucht, um sie der besonderen Aufmerksamkeit seines Zuhörers zu empfehlen. Mit solcher selbstsichern Autorität hatte Nicoline bisher nur ihren Oheim den Großherzog sprechen hören; einen ähnlichen Eindruck geistiger Überlegenheit aber hatte sie von einem Manne überhaupt noch nicht empfangen.

Nach aufgehobener Tafel sah sie im Salon, wie ihr Nachbar, wenn er sich einen Augenblick von ihr entfernte, umgeben wurde, wie ihm alles, auch die Damen, ehrerbietig den Hof machte, wie er stets Mittelpunkt war und in wechselnden Gruppen Cercle hielt, und sie sagte sich, sie müsse sich verhört haben, der Herr könne unmöglich Kapitän, sondern müsse wenigstens General sein. Dieser Mr. Gray begann sie entschieden zu interessieren; sie hätte gern gewußt, wer er eigentlich war, sie hatte aber in dieser Gesellschaft niemand, mit dem sie vertraut genug war, um sich erkundigen zu können.

Die Herzogin, seine Schwester, näherte sich ihr und plauderte mit ihr in lächerlichem Französisch. Es war Nicoline aufgefallen, daß Mr. Gray den ganzen Abend kein einzigesmal auf ihre Eltern angespielt hatte — ihre erste derartige Erfahrung in den zehn Tagen seit ihrer Ankunft in London. Es hatte sie zugleich ein wenig pikiert und ihr noch mehr imponiert und sie im Zweifel gelassen, ob ihm die Herkunft unbekannt war oder ob sie seinen demokratischen Hochmut eines amerikanischen Republikaners unberührt ließ. Die Herzogin dagegen erkundigte sich sofort nach ihrem Vater, königliche Hoheit, nach dem Diesaer Hofe, ein wenig auch nach der Frau Baronin, ihrer Mutter, fragte, ob man hoffen dürfe, daß der hohe Herr

nach London kommen würde, und lud Nicoline ein, ihr an ihren Mittwochen das Vergnügen zu machen und auch ihre Eltern gegebenenfalls bei ihr einzuführen.

Mr. Gray trat zu den beiden und knüpfte an die Einladung seiner Schwester die Frage: „Wann empfangen Sie, gnädiges Fräulein?"

„Ich habe noch keinen Tag gewählt, hauptsächlich, weil ich noch keine freie Stunde hatte."

„Darf ich mir trotzdem erlauben, Ihnen meine Aufwartung zu machen?"

Sie sah ihn an. Sein sanftes, bittendes Auge hielt ihren Blick aus. Da sie mit der Antwort zögerte, fiel die Herzogin ein: „Ich werde meinen Bruder begleiten. Bestimmen Sie Tag und Stunde nach dem nächsten Mittwoch."

Nicoline nannte den folgenden Sonntagnachmittag, da sie da weder Probe noch am Abend Vorstellung habe.

„Sechs Tage! Das ist lange," murmelte Mr. Gray. „Nun, ich hoffe, Sie vorher bei meiner Schwester zu sehen und mindestens viermal im Theater zu hören."

„Mindestens? Höchstens!"

„Sie denken an die Anstrengung des Singens, ich an den Genuß des Zuhörens."

Nicoline wollte den Botschaftspalast früh und unauffällig verlassen. Mr. Gray, der sie keinen Moment aus den Augen verloren hatte, ließ es sich nicht nehmen, sie bis in den Vorsaal zu begleiten und der Gesellschaftsdame zu übergeben, die dort auf sie wartete.

Die erste Frage, die sie an Mr. Grün richtete, als er am folgenden Vormittag zur gewohnten Stunde bei ihr vorsprach, war, ob er den Kapitän Gray kenne?

„Kapitän Gray? Ein zu häufiger Name. Was soll der Herr sein? Ein englischer Gardeoffizier?"

„Nein. Ein Amerikaner. Ob Offizier, weiß ich nicht, obschon man ihn mir als Kapitän vorgestellt hat. Der Bruder der Herzogin von Berkshire."

„O!" rief der Impresario; „Mr. Edwin Mallock Gray! Ob ich den kenne! Wer kennt den nicht? Der ist ja einer unserer gewaltigsten Milliardäre! Der dritt- oder zweitreichste Mann der Vereinigten Staaten!"

„Ach so! Jetzt begreife ich — Aber was bedeutet der Kapitän?"

„Das müssen Sie nicht so genau nehmen, gnädiges Fräulein. Wir Amerikaner sind nicht umsonst Republikaner und Demokraten. Bei uns muß jeder Millionär aus einer adeligen Familie, jeder Milliardär aus einem Königshaus stammen und jeder Bürger einen Titel haben. Vielleicht ist Mr. Gray etwas in einem Milizregiment. Oder er legt sich den Titel als Jachteigner bei."

„Wohnt Mr. Gray in London?"

„Das glaube ich nicht. Wahrscheinlich ist er zu seiner Erholung hier. Das fieberhafteste Großstadtleben Europas bedeutet für diese Herren mit ihren ungeheuren Plänen und weltumspannenden Unternehmungen Ausspannung und Ferienruhe. Es ist aber auch ganz gut möglich, daß er herübergekommen ist, um Sie zu hören."

„Nein!"

„O ja, wir haben drüben genug für Sie gearbeitet und auf Sie gespannt gemacht und Mr. Mallock Gray ist als Musikenthusiast bekannt. Er hat in drei Städten drüben großartige Konservatorien gegründet und oft genug bloß für sich und seine Freunde Opernaufführungen veranstaltet, zu

denen er Primadonnen und erste Tenore aus Europa kommen ließ. Ich habe leider noch keine Beziehungen zu ihm gewinnen können."

„Läge Ihnen daran?"

„Sehr."

In diesem Augenblicke trug die Kammerfrau ein versiegeltes Packet herein, das ein alter Herr gebracht habe. Er bitte um eine Empfangsbestätigung.

Nicoline zerriß neugierig die Papierhülle und schälte ein rotsammtenes Schmuckkästchen heraus, woraus ihr, als sie es öffnete, ein wunderbarer Brillantenhalsschmuck entgegenblitzte. Darauf lag eine Visitenkarte, auf der sie las: Mr. Edwin Mallock Gray „bittet Fräulein Nicoline von Aseid, ihm die Ehre zu erweisen, dieses geringe Zeichen seiner Bewunderung und seines Dankes für die Eindrücke gütig annehmen zu wollen, die er ihrer hohen Kunst verdankt."

Nicoline war tief errötet. In ihrer ersten Erregung reichte sie, fast unbewußt, Juwel und Karte Grün hin.

„Donnerwetter!" entfuhr es ihm; doch fügte er hastig hinzu: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein. Nun ja, das sieht ihm ähnlich. Sie singen Perlen und er dankt mit Brillanten. So drückt sich der Enthusiasmus eines Milliardärs aus. Diese Steine sind ein Vermögen."

Sie hatte schweigend zugehört. Sie dachte an ihre Mutter. Jetzt ging sie an ihren Schreibtisch und schrieb auf ihre Karte: Nicoline Aseid „dankt Herrn Gray für seine Aufmerksamkeit, kann jedoch nicht gestatten, daß ihr andere Geschenke als Blumen angeboten werden."

Sie ließ den Überbringer des Schmuckes hereinrufen. Es war der Juwelier selbst. Sie händigte ihm das Kästchen

und die in einen Umschlag gesteckte Karte ein und ersuchte ihn, beides seinem Auftraggeber zuzustellen.

Grün war ein stummer Zeuge dieses Auftritts und bemühte sich, durch sein bewegliches Mienenspiel nicht zu verraten, was er sich dabei dachte.

Diesen Abend sang sie. Als sie ins Theater kam, fand sie ihren Ankleidesalon in ein Treibhaus verwandelt, worin die seltensten und prachtvollsten Orchideen, Nidularien, Phormien jedes freie Fleckchen füllten und bedeckten. Sie war keine Kennerin, erriet aber doch, daß auch diese kostbare Blumenfülle ein Vermögen darstellte. Keine Karte nannte aufdringlich den Geber, das war aber auch nicht nötig. Und sie hatte ihn zu dieser Krösus-Huldigung förmlich ermächtigt, fast aufgefordert! Sie ärgerte sich über sich selbst und bedauerte tief, um des Effekts willen ihre Mutter nachgeahmt zu haben. Als sie auftrat, schneite es aus allen Rängen des Theaters Blumen in solcher Menge auf sie herab, daß das Bühnenpersonal sie, unter großem Aufsehen im Saale, bei offener Szene wenigstens zum Teil wegräumen mußte. Nach jedem Aktschluß legten ihr aus den Kulissen hervortretende Angestellte ungeheure Kränze, Sträuße und Arrangements zu Füßen. Gray zeigte sich nicht. Nicoline war von alledem so beschäftigt, daß sie sich zusammennehmen mußte, um keine Augenblicke der Zerstreutheit zu haben und ganz in ihrer Rolle zu bleiben.

Am folgenden Nachmittage machte sie der Herzogin von Berkshire den versprochenen Besuch. Sie kam möglichst früh, um in kein allzu großes Gewühl zu geraten. Mr. Gray war im Salon seiner Schwester anwesend. Er begrüßte Nicoline ehrerbietig, ohne eine Anspielung auf das Vorgefallene. Die Herzogin war es, die sie mit größter

Unbefangenheit fragte: „Sagen Sie mir, Mademoiselle, welchen Unterschied machen Sie eigentlich zwischen Juwelen und Blumen?"

Nicoline ärgerte sich über ihr Erröten, rang mit ihrer Verwirrung und machte eine tapfere Anstrengung, um kühl und überlegen zu bleiben. „Einen Geldunterschied, Frau Herzogin."

„Ist es das? Der hat doch für meinen Bruder wirklich keine Bedeutung."

Gray schien die ausgetauschten Bemerkungen nicht gehört zu haben. „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein," sagte er, „daß ich Ihren Geschmack nicht gleich getroffen habe. Ich wußte nicht, daß Sie Blumen Edelsteinen vorziehen. Eigentlich haben sie recht. Blumen sind schöner."

„Ich bitte Sie nun, Mademoiselle," fügte die Herzogin hinzu, „das Halsgeschmeide von mir anzunehmen. Mir werden Sie das kleine Andenken nicht zurückweisen." Sie winkte einem der Lakaien an der Tür und flüsterte ihm einen Befehl zu. Alsbald brachte der Butler das Kästchen herein und die Herzogin bestand darauf, daß Nicoline es in aller Form annahm und ihrer Gesellschaftsdame hinausschickte. Sie bat Gray, die Kundgebungen im Theater nicht zu erneuen. „Ihr Befehl ist mir Gesetz," sagte er, sich verneigend, fügte aber dann lächelnd hinzu: „Gesetze sind strikt auszulegen."

Sie verstand nicht gleich, erfuhr jedoch alsbald, was er meinte. Er schickte ihr keine Blumen mehr ins Theater, ihre Wohnung aber wurde von da ab täglich von einer großen Blumenhandlung mit frischen Blumen verschwenderisch ausgeschmückt.

Sonntag nachmittag erwiderte die Herzogin nach der Verabredung den Besuch. Zu Nicolines Überraschung war

sie nur vom Herzog begleitet. Sie plauderte Salongemeinplätze und blieb nicht lange. Als sie sich erhob, sagte sie rasch mit gedämpfter Stimme: „Mein Bruder hat vor, Ihnen seine Aufwartung zu machen. Nehmen Sie ihn freundlich auf, Mademoiselle, er verdient es.“ Sie drückte ihr dabei die Hand und blickte ihr tief in die Augen.

Nicoline war eigentümlich bewegt. Was bedeutete diese Ankündigung, diese Empfehlung? Warum war Gray nicht mit seiner Schwester gekommen? Sie sah seinem Besuch mit Ahnungen entgegen, die ihr starkes Herz mit unbekannten Gefühlen der Beklommenheit umfingen.

Sie hatte nicht lange zu warten. Als Gray eintrat, war ihre Klavierbegleiterin bei ihr im Salon. Sie zog sich beim Eintritt des der anmeldenden Dienerin auf dem Fuße folgenden fremden Herrn rasch zurück. Nicoline ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand, über die er sich tief neigte. Nach kurzen gegenseitigen Fragen über das Befinden sagte Nicoline: „Herr Gray, Sie haben meine Wohnung in einen blühenden Garten verwandelt.“

„Sie haben mir Blumenspenden gestattet, gnädiges Fräulein.“

„So war es nicht gemeint. Ich bitte Sie, diese Liebenswürdigkeit nicht länger fortzusetzen.“

„Warum sind Sie so hart? Sie wollen also nicht auf das hören, was die Blumen Ihnen zuflüstern?“

Nicoline runzelte die Brauen und sagte etwas kurz: „Ich verstehe die Blumensprache nicht.“

„Dann erlauben Sie, daß ich übersetze. Die Blumen sagen Ihnen: der uns sendet, verwandelt Ihre Wohnung in einen blühenden Garten; möchten Sie ihm nicht das Gleiche erweisen?“

„Ich soll Ihnen Blumen schicken?"

Gray biß sich auf die Lippen und sagte leise: „Seien Sie gut, wie Sie schalkhaft sein können."

„Ich verstehe weniger als je, Mr. Gray."

Er schwieg eine kleine Weile und schien nachzudenken. Dann erhob er den Kopf und sprach mit fester Stimme: „Sie haben recht, gnädiges Fräulein. Ich sehe nicht ein, weshalb ich eine lebenswichtige Angelegenheit schlapper behandeln soll als meine gewöhnlichen Geschäfte, die mir weniger nahegehen. Also ohne Blumensprache und ohne Gleichnisse: wollen Sie meine Frau werden und mich glücklich machen?"

Nicoline fuhr in ihrem Lehnstuhl zurück, wurde feuerrot und brach in ein nervöses Lachen aus. „Sie verlieren wirklich keine Zeit, Mr. Gray."

„Verlorene Zeit ist das einzige unwiederbringliche Gut auf Erden. Ich bitte Sie demütig um Antwort, gnädiges Fräulein: wollen Sie meine Frau werden?"

Nicoline wurde sehr ernst und antwortete mit vor Bewegung unsicherer Stimme: „Ihre Frage ist mir eine Überraschung. Darauf war ich wirklich nicht vorbereitet —"

„Und Sie brauchen Bedenkzeit? Das begreife ich, wenn es mir auch leid tut. Sagen Sie mir jetzt nur, daß Sie keine Abneigung gegen mich haben. Dann will ich mich bescheiden. Nur nicht lange, teures Fräulein, nicht lange. Das Leben ist so kurz."

Nicoline schlug die Augen nieder. Die Worte kamen ihr stockend von den bebenden Lippen. „Sie haben mich nicht richtig verstanden, Mr. Gray. Ich brauche keine Bedenkzeit. Die könnte nichts ändern. Ich — ich bin nicht frei."

„Nicht frei!“ rief Gray. „Sie — sind verlobt?“

Nicoline schüttelte wortlos den Kopf.

„Also — verliebt?“

„Ich habe mein Wort verpfändet,“ erwiderte sie tonlos.

Gray ergriff ihre Hand, die sie zögernd zurückzog. „Wenn Sie Ihr Wort verpfändet haben, so haben Sie es ohne Liebe getan. Alles an Ihnen verrät es. Ich irre mich nicht. Nicht wahr?“

Nicoline schwieg.

„Teures Fräulein,“ bat er; „haben Sie Vertrauen zu mir; sagen Sie mir die ganze Wahrheit. Haben Ihre Eltern Sie versprochen?“

„Das ist es nicht. Es ist eine verwickelte Geschichte. Erlassen Sie es mir, sie Ihnen zu erzählen. Ich habe mein Wort gegeben und ich kann es nicht zurücknehmen.“

„Wer ist der Mann, der mir im Wege steht?“

„Der beste Pistolenschütze der Welt.“

„Also ein Amerikaner?“ rief Gray überrascht.

So ernst es ihr zumute war, mußte Nicoline über diesen naiven Ausbruch amerikanischen Stolzes doch lächeln. „Nein. Ein Deutscher.“

„Aber wer ist er? Wer?“

„Es hilft nichts, daß ich ihn nenne.“

„Fräulein, wenn ich um Sie kämpfen muß, so bin ich dazu bereit. Aber ich muß doch wenigstens meinen Nebenbuhler kennen! Ist er der bessere Mann, so muß ich weichen. Das ist gerecht. Nur soll er es beweisen.“

Aus seiner Stimme klirrte es wie eiserne Entschlossenheit. Er biß die Zähne hart zusammen. Seine gewöhnlich so sanften braunen Augen flammten in düsterer Glut. Sie hatte die Empfindung, daß nicht leicht jemand im

Kampfe mit dieſem Manne der beſſere ſein würde. Doch ſie ſollte ſelbſt dieſer Starke nicht niederzwingen.

„Ich geſtatte nicht, daß um mich gekämpft wird," ſagte ſie feſt. „Ich bin keine paſſive Siegesbeute."

Er verſtummte. Das Schweigen, das folgte, war lang und peinlich. „Ich habe alſo nichts zu hoffen?" unterbrach er es endlich.

„Ich bin nicht frei," antwortete ſie leiſe.

„Aber um des Himmels willen!" ſtieß er heftig hervor; „Sie ſind nicht verlobt, nicht verliebt, nicht von Ihren Eltern verſprochen — was bindet Sie?"

„Mein Wort."

„Wir drehen uns im Kreiſe. Wir kommen nicht weiter. Sagen Sie mir wenigſtens, wie und warum Sie Ihr Wort gegeben haben —"

„Dringen Sie nicht in mich, Mr. Gray, ich werde Ihnen dafür verpflichtet ſein."

Er ließ ſeine Augen, die ſehr traurig geworden waren, auf ihrem ſchönen, geſenkten Antlitz weilen, ſchien nachzudenken, erhob ſich dann plötzlich, verneigte ſich tief und ſagte: „Ich gehorche. Ich will Ihnen immer gehorchen. Seien Sie aber eine großmütige Gebieterin."

Als er gegangen war, verbot Nicoline ihre Tür, zog ſich in ihr Schlafzimmer zurück, verwandelte durch Zuziehen der Vorhänge den leuchtenden Nachmittag dieſes erſten Mai in Dämmer, warf ſich auf ihre Chaiſelongue, ſchloß die Augen und ſaß über ihre Gefühle zu Gericht. Sie war zu Entſcheidungen gedrängt, die ihr Leben beſtimmen ſollten. Hatte ſie recht getan, Gray abzuweiſen? Eine leiſe Stimme flüſterte ihr zu, daß ſie ihn nicht abgewieſen, daß er aus dem lauten Nein ein zages Ja heraus-

Max Nordau, Zur linken Hand II. II. Bd. 47

gehört hatte und nicht ablassen würde. Wenn er wiederkam — was dann? Wohin zog sie ihr Herz? Sie war in Gray nicht verliebt. Darüber glaubte sie mit sich im reinen zu sein. Sie empfand nicht für ihn, was sie in ihren Lieblingsdichtern gelesen hatte. Aber vielleicht sagten die Dichter nicht die Wahrheit. Oder Mädchen empfanden anders als männliche Dichter. Oder sie war keine von jenen, die sich ganz in einen geliebten Mann verlieren konnten. Gleichgültig war er ihr entschieden nicht. Er interessierte sie lebhaft, und seine leidenschaftliche Neigung — sie konnte an ihr nicht zweifeln — schmeichelte ihr und rührte sie. Und war sie denn in Siegfried verliebt? Mehr als in Gray? Sie schüttelte unwillkürlich den Kopf. Siegfried war sehr viel jünger und schöner als Gray. Geistig stand er freilich tief unter ihm. Aber er war so unglücklich, während Gray — Sie war ihm böse, daß er so furchtbar reich war. Nein. Nicht ihm, sich; weil sie sich dabei ertappte, daß sein Gold auf sie Eindruck machte, weil sie das für eine gemeine Regung hielt, weil sie nach Menschenbrauch ihre Unzufriedenheit mit sich ihn entgelten lassen wollte. Siegfried hatte jetzt niemand auf Erden als sie. War es wahr, daß er ihr untreu geworden? In diesem Falle allerdings verdiente er keine Rücksicht. Vielleicht war es aber Verleumdung. Dann durfte sie ihn nicht hinterrücks verraten, während er vielleicht im Gedanken an sie eben große Wagnisse unternahm. — Ach, wenn sie sich doch mit ihm aussprechen könnte! Aber sie wußte ja nichts von ihm. — Sein Schweigen erschien ihr nicht mehr zartfühlend, sondern rücksichtslos, grausam . . .

Stundenlang hing sie ihren Gedanken nach, bis sie undeutlich wurden, in Träumerei zerrannen und sie, von

den Aufregungen erschöpft, in Schlummer versank. Ein Pochen an der Tür schreckte sie auf. Die Kammerfrau trat mit einem Brief ein, den ein Lakai gebracht hatte. Er wartete auf Antwort.

Nicoline trat in ihr helles Boudoir hinaus und las mit Augen, die das plötzliche Licht schmerzte: „Liebes Fräulein, — Wollen Sie sehr lieb sein? Kommen Sie zu mir essen. Ich erwarte Sie bis halb neun. Wir sind ganz allein, Sie und ich. Ich gebe nicht zu, daß Sie ablehnen. Ganz die Ihrige, Herzogin von Berkshire."

Sie schwankte ein wenig. Wollte die Herzogin sie mit ihrem Bruder zusammenbringen? „Ganz allein, Sie und ich." Das ließ keine zwei Deutungen zu. Eines Hinterhalts war die Herzogin doch nicht fähig. Sie schrieb zurück: „Frau Herzogin, — Besten Dank für die gütige Einladung. Ich nehme an. Achtungsvoll die Ihrige, Nicoline Aseid."

Die Herzogin kam ihr rasch entgegen, als Nicoline kurz nach acht in ihren Salon eingeführt wurde. Sie war in einem Hauskleid und ohne Schmuck, bis auf den Trauring und die zwei Brillant-Chevalièren, die sie auch in den Gemächern nicht ablegte. Sie drückte ihr beide Hände und sagte: „Sehr lieb von Ihnen, daß Sie angenommen haben, liebes Fräulein. Verzeihen Sie meine Indiskretion. Ich war aber zu ungeduldig, zu nervös. Ich mußte Sie noch heute sehen. Gehen wir gleich zu Tische, ja?"

Sie befahl dem Butler, das ganze Diner auf einmal auftragen zu lassen und sich mit den Lakaien zurückzuziehen. Sie werde sich bei Tische selbst bedienen.

Kaum war sie mit Nicoline allein, da fiel sie mit

der Tür ins Haus. „Mein Bruder hat mir alles erzählt, liebes Fräulein. Es ist eine große Enttäuschung für ihn und für mich. Ich will nicht glauben, daß es Ihr letztes Wort war. Sie haben ein Geheimnis und wollen es einem Manne nicht preisgeben. Ich begreife das. Aber mir! Einer Frau! Einer Schwester!"

„Würden Sie mich so gern zur Schwägerin haben, Frau Herzogin?"

„O, sehr gern! Sie sind eine reiche Natur. Und mein Bruder liebt sie aufrichtig und ich würde ihn so gern glücklich sehen! Er ist es so wenig im Leben gewesen! Und er verdient es so sehr! Was ich dazu tun kann, will ich tun — Sie überreden — Sie überzeugen — ich bin um zehn Jahre älter als er. Er ist mein einziger Bruder. Ich kann sagen: ich habe ihn erzogen. Unsere arme Mutter hat sich wenig um uns gekümmert. Sie war zu schön und zu weltlich. Als zweiundsechzigjährige Dame ist sie durch einen Sturz vom Pferde bei einer Fuchsjagd verunglückt, denken Sie! Edwins Ehe war auch ein trauriger Mißgriff."

„Seine Ehe?"

„Er war verheiratet mit einer schönen, seelenlosen Statue aus unserm Kreise. Sechs Jahre hat es gedauert. Es war eine sechsjährige Hölle. Wissen Sie — ach, ich könnte doch Ihre Mutter sein und bin Amerikanerin und Sie sind auch keine blöde Puppe, ich darf also mit Ihnen wie mit einem vernünftigen Menschen reden — seine Frau wollte keine Kinder haben, denn das würde ihre Schönheit verderben. Sechs Jahre hat Edwin sich das gefallen lassen. Dann hat er sich losgemacht."

„Geschieden?"

„Geschieden. Stört Sie das?"

„Verzeihung — wie käme ich dazu —"

„Doch, doch, doch. Sie müssen Edwins Frau werden. Er würde durch Sie ein glücklicher Mensch und ein besserer Mensch werden. Sie können in ihm sehr viel Gutes entwickeln, glauben Sie mir. Sagen Sie ja, sofort!"

„Frau Herzogin, da Mr. Gray Ihnen alles erzählt hat —"

„Nicht frei! Jawohl. Aber Fräulein, geben Sie sich doch Rechenschaft! Wissen Sie auch, daß es heute keine Kaisers-tochter gibt, die Edwin Mallock Gray einen Korb geben würde? Außer sie wäre sinnlos in einen andern verliebt. Ist das Ihr Fall?"

Nicoline schwieg.

„Ihr Geheimnis! Ich will Ihr Geheimnis wissen! Bitte, bitte!"

„Aber es ist ja gar kein Geheimnis. Ich kann es laut und mit erhobenem Haupte aussprechen: ich habe mich dem Prinzen Siegfried von Meißen-Löwenstein-Franka-Level versprochen."

Die Herzogin sah sie überrascht an. „Wer ist das? Prinz Siegfried — von Meißen — ach, verzeihen Sie — ich habe den Gotha nicht im Kopfe —"

„Er steht nicht im Gotha."

„Wie? Er steht nicht im Gotha?"

„Nein. Denn er ist eigentlich nicht Prinz von Löwen-stein-Franka. Oder wie soll ich sagen: eigentlich ist er es, aber gesetzlich, so scheint es wenigstens, ist er es nicht. Er ist nämlich aus der morganatischen Ehe eines Prinzen von Löwenstein-Franka und einer Baronin von Gronendal her-vorgegangen und wird vom großherzoglichen Hause Löwen-stein-Franka verleugnet."

„Diese morganatischen Ehen!“ rief die Herzogin. „Unbegreiflich, daß ihr europäischen Frauen euch das gefallen laßt. Eine Frau, wenn sie hübsch und gebildet ist, — sie braucht nicht einmal allzu gebildet zu sein — ist doch jedem Mann ebenbürtig, ja sie steht über jedem Manne, und wäre er hundertmal König oder Kaiser. Ich schäme mich für die europäischen Frauen. Sie machen unserm Geschlecht keine Ehre. Nun, warten Sie, wir Amerikanerinnen werden mit dieser morganatischen Barbarei aufräumen —“ Plötzlich versiegte ihre sprudelnde Rede, sie stockte und fügte verlegen hinzu: „Verzeihen Sie, Mademoiselle, ich vergaß — ich wollte Ihrer Frau Mutter nicht nahetreten —“

„Entschuldigen Sie sich nicht, ich bin ganz Ihrer Meinung. Meine Mutter ist immer eine ungekrönte Königin gewesen. Wenn sie auf dem Titel nicht bestanden hat, so war es aus Stolz. Aber ich für meine Person würde es als schwere Beleidigung empfinden, wenn man wagen würde, mir mit morganatischer Barbarei zu kommen. Ihr Wort ist gut.“

„Bravo! Nun aber zu unserer Sache. Was treibt Ihr Prinz, der keiner ist? Wo ist er?“

„Ich weiß nicht.“

„Sie wissen nicht? Wo Ihr Verlobter ist?“

„Er ist nicht mein Verlobter.“

„Ach, Mademoiselle, geben Sie mir keine Rätsel auf. Sie haben sich versprochen — und sind nicht verlobt — wie soll man das verstehen?“

„Der Prinz — oder wie Sie wollen — hat mich um meine Hand gebeten. Als ich in Paris studierte. Er war so furchtbar allein in der Welt — ohne Geschwister — sein Vater war tot — die Mutter krank und ihm innerlich

fremd — seitdem ist sie übrigens auch gestorben — der Sohn eines der größten Fürstenhäuser der Welt und doch ohne Familie — den stolzesten Thronen ganz nahe und doch ein Deklassierter ohne Stellung und Beruf — seinen Nächsten ein Dorn im Auge, den gewöhnlichen Leuten ein Gespött — all das ging mir sehr nahe. Gleichwohl wollte ich nicht förmlich zusagen. Ich wollte äußerlich frei bleiben, um mir zunächst aus eigener Kraft einen Platz in der Welt zu erobern."

„Einen glänzenden Platz, um den Fürstinnen Sie beneiden dürfen."

„Zu gütig. Und so sagte ich: ich kann Ihnen jetzt meine Hand noch nicht geben; aber ich verpfände Ihnen mein Wort, daß ich sie auch keinem andern gewähren werde, bis — nun ja, bis Sie mich entweder in geklärte Verhältnisse hereinnehmen können, oder —" ihre Stimme wurde leiser — „bis Sie mich meines Versprechens entbinden."

„Hm. So. Und — Sie wissen nicht, wo der Herr ist?"

„Nein. Er soll in Amerika sein."

„Soll! Schreibt er Ihnen nicht?"

„Nein. Er bereitet wohl irgendeine Überraschung vor."

„Seit wann haben Sie ihn aus den Augen verloren?"

„Eigentlich seit ich Paris verlassen habe. Sagen wir seit Oktober."

Die Herzogin erhob sich. Beide hatten kaum etwas gegessen. Sie nahm Nicolines Arm, trat mit ihr auf die Terrasse vor dem Speisesaale hinaus und ließ sie neben sich auf einen Divan niedersitzen. Der westliche Himmel glomm im letzten Abendrot. Der von einer Sonntagsmenge wimmelnde Hydepark dehnte sich weit unter ihnen — der Berkshire-Palast lag an der Parklane — und die

Feuerzeilen der Straßenlaternen blinkten durch leichten Abendnebel wie eine große, fremde Schrift zu ihnen herauf.

„Nicoline," sagte die Herzogin vertraut und warm, „Sie sind ein Kind. Ich kenne die Welt und das Leben. Glauben Sie mir: dieser Prinz liebt Sie nicht und Sie lieben ihn nicht. Sein Schicksal reizte die Einbildungskraft Ihres romantischen Künstlerköpfchens und rührte Ihr gutes Herz. Sie haben nur Mitleid mit ihm und sonst nichts. Sie sind aber zu kostbar, um sich als Almosen wegzuschenken. Lassen Sie den Prinzen laufen, es macht ihn nicht unglücklich. Meinen Bruder aber machen Sie glücklich, wenn Sie ihm Ihre Hand reichen."

Nicoline schüttelte langsam den Kopf. „Mein Wort darf ich nicht brechen —"

„Lieber ein Herz, ein warmes, ehrliches Herz voll Liebe zu Ihnen?"

„Selbst mein Herz, aber nicht mein Wort. Ein Wortbruch würde mich so furchtbar unglücklich machen — nein; so lange er mich nicht freigibt —"

„Er wird Sie freigeben!" rief die Herzogin heftig; „er muß! Ihm liegt doch nichts an Ihnen. Er würde Sie sonst nicht monatelang ohne Nachricht lassen. Sie wissen wirklich nicht, wo er ist?"

„Man hat mir nur gesagt, daß er in Amerika sein soll."

„Lassen Sie meinen Bruder machen. Wenn er drüben ist, werden wir ihn finden. Und da Sie darauf bestehen, so soll er Sie förmlich freigeben."

„Glauben Sie etwa, daß man mich ihm abkaufen kann?"

„Ich glaube nicht, ich weiß es."

„O! Frau Herzogin!"

„Nennen Sie mich Gladys. Sie wissen nicht, Sie

wissen noch nicht, was Geld ist, sehr, sehr viel Geld —"
„très, très beaucoup d'argent," sagte sie in ihrem Zirkus-klown-Französisch.

„Würde Edwin mich um très, très beaucoup d'argent einem andern überlassen?"

„Das ist nicht dasselbe. Niemand auf Erden hat so viel Geld, daß es ihn reizen könnte."

„Wenn aber jemand es hätte —"

„Bleiben wir in der Wirklichkeit. Sie müssen meine Schwägerin werden. Sagen Sie ja. Und ermächtigen Sie Edwin, das nötige zu tun, um Ihre Gewissensbedenken zu beheben."

In Nicolines Seele wogte es wie eine Flut, die gegen Riffe brandet. Aber das Riff war stärker als die Flut. „Mr. Gray mag den Prinzen suchen. Aber ich erkläre: wenn der Prinz mich nicht freigibt, so bin ich und bleibe ich gebunden."

„Wie kann man nur die Sklavin, das Opfer eines unüberlegten Versprechens werden wollen!"

„Wir haben nur ein Wort, und wenn es uns das Leben kosten sollte."

Die Herzogin lächelte nicht über den Pathos, der aus Nicolines Stimme klang. Sie spürte in dem schönen, stolzen Mädchen etwas demanthartes, woran man sich nicht stoßen konnte, ohne sich zu verwunden.

„Schreiben Sie mir den Namen des Prinzen auf, Nicoline," bat die Herzogin.

Sie zögerte ein wenig, doch als die Herzogin ihre Bitte wiederholte, ging sie mit ihr hinein und tat es.

„Darf Edwin Sie inzwischen besuchen?"

„Ich weiß nicht — ich glaube — nein, es ist besser, wir meiden uns."

„Seien Sie nicht hart und kalt, Nicoline, mir zuliebe!“

„Wenn ich Mr. Gray bei Ihnen antreffe — wird es mich freuen — er ist ja zartfühlend genug, um mich nicht zu bedrängen — wenn es nicht sein darf.“

Die Herzogin umarmte sie zärtlich. „Und Sie werden doch meine Schwägerin, Nicoline,“ sagte sie der sich Sträubenden ins Ohr.

Sie ließ es sich nicht nehmen, sie in ihrem Coupé selbst heimzubringen, nicht ohne eine lange Spazierfahrt durch Hydepark mit ihr zu machen.

Nicoline wurde im Laufe der folgenden Woche vom deutschen Botschafter bei Hofe vorgestellt, sie sang bei einem Hofkonzert, in welchem aus zarter Rücksicht auf ihre Eltern außer einem Begleiter niemand sonst neben ihr wirkte, wodurch man den großen Unterschied zwischen ihr und anderen Künstlern betonen wollte, und nach dieser Auszeichnung brach der volle Schwall des Gesellschaftslebens über sie herein, um sie zu verschlingen. Sie wehrte sich aber tapfer und wirksam. Die aristokratischen Einladungen, die auf sie niederprasselten, schlug sie fast ausnahmslos mit dem entschuldigenden Hinweis auf berufliche Überanstrengung aus, Aufforderungen, auf Privatsoireen zu singen, lehnte sie ab, auch als ein neuer Randminenmagnat ihr ein Cachet von 400 Guineen anbieten ließ. Das sprach sich herum und steigerte das Interesse für sie bis zum Krankhaften. Es kam ihrem öffentlichen Auftreten in einer Ausdehnung zugute, die über Mr. Grüns ausschweifendste Hoffnungen weit hinausging. Eine solche Saison hatte irgendein Opernimpresario noch nicht erlebt. Freilich, die bösen Zungen begannen sich bald an ihrem Rufe zu wetzen. Man sah, daß die Herzogin von

Berkshire sie chaperonierte, man erfuhr, daß bei einem Konzert, das Nicoline zum Besten des deutschen Krankenhauses in London gab und das den erstaunlichen Reinertrag von 3800 Pfund abwarf, ein Ungenannter seinen Platz mit 2500 Guineen bezahlt hatte und daß dieser Ungenannte Mr. Edwin Mallock Gray war, und man brachte diese Tatsachen mit ihrer hochmütigen Abweisung reicher Künstlereinnahmen in ehrenrührigen Zusammenhang.

Glücklicherweise drang dieser nichtswürdige Klatsch nicht bis zu ihr und störte die Herzlichkeit ihres Verkehrs mit der Herzogin nicht. Sie ging zu ihren Mittwochen, sie zeigte sich häufig mit ihr in Rotten Row, sie aß zwei- oder dreimal die Woche bei ihr. Sie begegnete im Berkshire-Palast ungefähr jedesmal Gray, der sich streng an die Zusage seiner Schwester hielt. Er war zurückhaltend bis zur Ängstlichkeit, seine gewöhnliche Wortknappheit ging zur Einsilbigkeit zurück, aber seine schwermütigen braunen Augen weilten unverwandt auf ihr und schienen ihre Schönheit mit unstillbarem Durste zu trinken.

Er war indes nicht müßig. Während zwischen ihnen kein Wort laut wurde, das seine Wünsche und Hoffnungen andeutete, arbeiteten für ihn die größten Detektiv-Anstalten von London und Paris, die Welt-Nachrichtenagenturen, der Informationsapparat von drei Londoner und Newyorker Weltblättern und seine eigenen Geschäftsvertretungen in beiden Welten. Täglich berichteten ihm ausführliche Depeschen über die Ergebnisse der Nachforschungen, die fast vom ersten Augenblick an einer bestimmten Fährte folgten. In gesitteten Ländern läßt jede Bewegung eines Menschen Spuren zurück, um die man sich nur in der Regel nicht kümmert und die darum unbemerkt bleiben. Man liest

sie aber mit voller Deutlichkeit, wenn die Sehschärfe durch schwere Goldbrillen gesteigert und die Aufmerksamkeit durch Metallmusik munter gehalten wird. Franka und Wien lieferten sofort die ausführliche Lebensgeschichte Siegfrieds, seiner Eltern, seiner väterlichen und mütterlichen Familie und seine jüngsten dortigen Abenteuer. Aus Paris gaben Berichte der Staatspolizei und Interviews mit dem Notar der Baronin Gronendal, Siegfrieds letzter Hauswirtin, allen Personen seines Umganges unzählige Einzelheiten, die sich gegenseitig ergänzten und berichtigten und zu einem lückenlosen Bilde seines Lebens seit der Rückkehr aus Wien zusammenfügten. Es war sehr unerquicklich. Siegfried hatte sich im Herbste tatsächlich zwei Körbe von Amerikanerinnen geholt. Er hatte seine Villa verkauft, doch von dem Kaufschilling fast nichts übrigbehalten. Ein Buchdrucker, ein Almanach-Herausgeber, ein Juwelier hatten Wechselforderungen gegen ihn eingeklagt und waren nicht befriedigt worden. Er schien trotzdem nicht aller Mittel entblößt gewesen zu sein, denn vom Oktober bis zum März hatte er von einer großen Bank 70 000 Franken abgehoben, die ihr aus Wien für ihn angewiesen waren. Seit dem Februar war er viel in Gesellschaft einiger brasilianischer Rastaquouères gesehen worden, die als politische Flüchtlinge oder freiwillige Verbannte auftraten, von der Polizei jedoch für Hochstapler gehalten wurden. Mitte März hatte er mit drei von diesen Paris verlassen und sich mit ihnen in La Rochelle auf einem Messagerie-Dampfer unter falschem Namen nach Rio de Janeiro eingeschifft. Das war die Ausbeute von zehn oder zwölf Tagen, das und ein großes Lichtbild Siegfrieds, das Gray sich ebenfalls hatte einsenden lassen wollen. Sein Aussehen fand er wenig intelligent

und brutal, sein Tun und Treiben abstoßend. Er empfand indes gegen ihn nicht den Widerwillen, den ein Nebenbuhler einflößen könnte, sondern die Geringschätzung des Hohen gegen ein untergeordnetes Wesen.

Seiner Schwester, die sich fortwährend neugierig nach den Ergebnissen der Nachforschungen erkundigte, sagte er nur: „Er ist ein verächtlicher Bursche," und einige Tage später: „Diesen Burschen darf Nicoline auch dann nicht heiraten, wenn sie mich nicht will." Auf Einzelheiten ließ er sich trotz des Drängens der Herzogin noch nicht ein.

In Rio de Janeiro verlor man nach Siegfrieds Ausschiffung seine Spur. Die Polizei war dort unvollkommen, eine Detektiv-Anstalt bestand nicht, Gray war auf die Zeitungs- und Agentur-Korrespondenten und auf eine große Bank angewiesen, die in der Arbeit des Spürens keine Übung hatten, und so blieben etwa vierzehn Tage unfruchtbar.

Inzwischen war die letzte Maiwoche gekommen, die Nicoline eine große Freude brachte: den Besuch ihrer Mutter, die nach der Rückkehr aus Italien und einem ganz kurzen, zur Übersiedelung in das Palais des Prinzen Johann benutzten Aufenthalt in Diesa mit dem Prinzen und der Prinzessin Hildegard nach London gereist war. Sie nahmen alle bei Nicoline Wohnung, wo sie sich allerdings ein wenig zusammendrängen mußten. Die Prinzessin Hildegard hatte sich beispielsweise mit Nicoline in ihr Schlafzimmer zu teilen. Der Prinz und seine Tochter nahmen das Inkognito eines Grafen und einer Komtesse von Hunenstein an und beide gingen nicht zu Hofe.

Die Mutter fand Nicoline etwas blaß und angegriffen, sie dagegen ihre Mutter blühend und um ein Jahrzehnt

verjüngt. Auch dem Prinzen Johann hatten die italienische Reise, die neue Einrichtung seines Lebens, die Gemütsruhe nach überstandenen Gewissenskämpfen wohlgetan. Er war vergnügt und angeregt, wie sie ihn nie gesehen hatte, und trat weit mehr, als man es an ihm gewohnt war, aus seiner Selbstsucht heraus, um sich für andere zu interessieren. Er gestattete leutselig, daß ihm der Impresario Grün vorgestellt wurde, und ging noch am Abend nach der Ankunft, trotz des Reisetages, in die Oper, um Nicoline zu hören und sich über ihren maßlosen Erfolg zu wundern und zu freuen.

Nicoline hatte, kaum vom Bahnhofe nach Hause gekommen, lange in den Armen der Mutter gelegen und ihr die ausführlichste mündliche Erläuterung zu den täglichen Telegrammen geliefert. Von der Herzogin von Berkshire erzählte sie viel, von Gray nichts. Sie zeigte ihrer Mutter den Halsschmuck, den ihr die Herzogin geschenkt habe, und ließ ihn auf Verlangen der verblüfften Mutter auch den Prinzen und Hildegard sehen.

Der Prinz betrachtete das Geschmeide erstaunt und sagte: „Kunstbegeisterung englischer Herzoginnen ist ja merkwürdig spendierlich. Meiner Mutter hat ihr Vater, der Kaiser, keinen so kostbaren Schmuck geschenkt.“ Er äußerte den Wunsch, die Dame kennen zu lernen, und Nicoline übernahm es freudig, die Vorstellungen zu vermitteln. Es ergab sich eine Schwierigkeit. Durfte der Prinz, da er inkognito reiste, den ersten Besuch fordern? Er glaubte es. Nicoline fürchtete, der Stolz des englischen Herzogs würde sich in seinem eigenen Lande zu solchem Entgegenkommen dem fremden Fürsten gegenüber nicht verstehen wollen. Sie fand indes einen klugen Ausweg. Sie ließ im Theater, als im

Zwischenakt ihre Eltern in ihrem Ankleidesalon waren, das ebenfalls in seiner Loge anwesende Herzogspaar bitten, zu ihr zu kommen, und hier erfolgte ungezwungen die gegenseitige Vorstellung, bei der die geradezu aufdringliche Ähnlichkeit zwischen Nicoline und dem Prinzen die Herzogin so überraschte, daß sie den Eindruck beinahe merken ließ. Der Prinz fragte galant nach dem Empfangstag der Herzogin, worauf der Herzog seinen Besuch für den nächsten Tag ankündigte.

Der Verkehr war eingeleitet. Nach dem Austausch der förmlichen Besuche nahm der Prinz eine Einladung zum Essen im Berkshire-Palast an, stellte jedoch die Bedingung, im engsten Kreise empfangen zu werden. Es waren in der Tat nur das Herzogspaar, dessen Erbe, der junge Marquis von Reading, der jüngere Bruder des Herzogs, der Graf Ork mit seiner Gräfin, und Mr. Gray anwesend. Der Prinz war aufgeräumt und gemütlich. Er plauderte hauptsächlich mit Mr. Gray, weil ihm das der Sprache wegen am leichtesten war und auch weil er ihn in dieser Gesellschaft am meisten interessierte. Auf eine Bemerkung des Prinzen, daß die amerikanische Demokratie den Gleichheitsgrundsatz nicht mehr lange aufrechterhalten, sondern sich eine Aristokratie anschaffen werde, erwiderte Gray: „Ich sehe keinen großen Unterschied zwischen einer demokratischen und einer ständisch gegliederten Gesellschaft. In beiden bekommt der beste Mann den Champion-Becher. Nur muß er in der Demokratie immer von neuem um ihn kämpfen, wenn man ihn herausfordert, während er ihn in Ihren aristokratischen Monarchien als Erbbesitz erwirbt. Vom Standpunkt des besten Sports scheint mir unser System vorzuziehen."

Der Prinz nickte lächelnd. „Ja ja. Das war auch

unser System in den geschichtlichen Anfängen, so ungefähr vor tausend Jahren. Aber Söhne und Enkel finden den erblichen Besitz des Championbechers doch angenehmer als immer neuen Kampf darum. Ihre Gesellschaftsform steht um tausend Jahre hinter unserer zurück. Ganz hübsche Distanz für eine Republik, die in allem voran sein will."

„Das ist eine ganz neue Auffassung!" rief Gray; „überraschend, aber geistreich."

Dieses Wort hatte man nicht oft auf den Prinzen Johann angewendet. Nicoline hing so entzückt an den Lippen der beiden Sprechenden, daß sie die schüchternen Ansprachen ihres Tischnachbars, des jungen Marquis Reading, nicht hörte. Wie merkwürdig anregend dieser Gray doch war! Er machte auch den Prinzen Johann gesprächig, gewandt und reich an Einfällen.

Nach dem Essen beobachtete die Baronin Aseid Beflissenheiten Grays und Haltungen Nicolines, die auf ihre Feinfühligkeit einer liebenden Mutter Eindruck machten. Sie sagte nichts, bis sie zu Hause waren. Da aber nahm sie, während der Prinz und die Prinzessin noch im Salon über die Gesellschaft plauderten, Nicoline in ihr Boudoir und fragte: „Kind, was ist es mit diesem Herrn Gray?"

Nicoline wurde feuerrot: „Was soll es sein, Mutti?"

„Du bist nicht aufrichtig. Hältst du mich für blind?"

„Aber Mutti, ich versichere dir —"

„Du willst mir also fremd werden, weil du nun selbständig bist. Das tut mir sehr weh." Es lag solche Betrübnis in ihrem Ton und ihren Mienen, daß Nicoline sie umarmte, sich an sie nestelte und ihr in den Nacken flüsterte: „Mr. Gray möchte mich heiraten."

„Er hat um dich geworben?"

„Ja."

„Förmlich?"

„Ja."

„Und du?"

„Ach, Mutti, ich kann ja nicht —"

„Warum? Ich sehe ja, daß er dir nicht gleichgültig ist."

„Ich — ich — bin nicht verliebt. Ich — möchte mich nicht übereilen. Wenn ich mich gebe — so gebe ich mich ganz — fürs Leben — das Leben ist lang."

„Nun ja. Übereilung ist ja nicht notwendig. Ich habe nichts dagegen, daß du dich prüfst, ehe du dich entscheidest. Aber — warum hast du mich deines Vertrauens nicht gewürdigt?"

„Wie konnte ich! Du warst in Italien. Telegraphisch läßt sich doch so etwas nicht machen."

„Ich dachte, ein so modernes Mädchen wie du —"

Nicoline küßte ihre Mutter und lächelte. Aber sie war mit ihrem Gewissen nicht in Frieden. Sie war nicht ganz aufrichtig gewesen. Sie litt darunter. Und doch konnte sie sich nicht entschließen, von Siegfried zu sprechen. Es schien ihr, daß die Bedenken, die sie von der Annahme der Bewerbung Grays zurückhielten, so feinfädig, so gebrechlich waren, daß sie keine laute Erörterung vertrugen. Für andere waren sie, was ein Spinnweb für Menschen ist. Für sie, was ein Spinnweb für eine Fliege ist . . .

Beinahe vierzehn Tage waren verstrichen, seit Gray die letzten Meldungen aus Brasilien empfangen hatte, da traf endlich ein ausführliches Kabel aus Rio ein, das höchst merkwürdige Dinge berichtete. Der Vertreter eines Newyorker Weltblattes hatte mit seiner unfehlbaren Findigkeit das Wild,

auf dessen Fährte er gesetzt war, aufgespürt und erzählte folgendes:

Der falsche Prinz hat sich von Rio nach Laguna begeben, war von dort in die deutschen Kolonien von Santa Catharina gereist und hatte plötzlich gedruckte zweisprachige Aufrufe verbreiten lassen, worin er die Gegner der republikanischen Mißwirtschaft und Anhänger der ruchlos zerstörten Monarchie aufforderte, sich um ihn als Verwandten der undankbar entthronten Dynastie zu scharen, die revolutionären Landverderber zu verjagen und den Thron wieder aufzurichten. Manche lachten über dieses Schriftstück, das völlig dunkel ließ, ob der angebliche Prinz von Löwenstein-Franka für sich oder für seine Vettern zu arbeiten gedenke. Die verständigen Deutschen zuckten darüber die Achseln und beachteten es nicht. Der Gouverneur von Santa Catharina aber verstand keinen Spaß, sondern erließ einen Haftbefehl gegen den europäischen Abenteurer, um den immerhin einige arbeitslose Ausländer und einige Neger zusammengelaufen waren. Er bekam Wind davon, verließ hastig Blumenau und flüchtete sich in den Urwald der Serra do Mar. Regierungstruppen setzten ihm nach, erreichten ihn nach mehrtägiger Verfolgung und umstellten ihn in einer Hütte, wo er, von seinen Begleitern längst im Stich gelassen, sich allein verbarg. Nach verzweifeltem Widerstande, wobei er mehrere Angreifer tötete und verwundete und selbst einen Schuß durch ein Bein bekam, wurde er aus der in Brand gesteckten Hütte ausgeräuchert, überwältigt und gefesselt dem Gouverneur eingeliefert. Die Untersuchung ergab, daß der junge Abenteurer von einigen Industrierittern beschwindelt worden war, die ihm weisgemacht hatten, es bestehe in Brasilien eine weit verzweigte monarchische Verschwörung, die nur auf einen ener-

gischen Führer warte, um auszubrechen; sie hatten ihm Zuschriften von angeblichen Komitees übergeben, die bei ihm gefunden wurden und sich als lächerlich plumpe Fälschungen erwiesen; der Zweck des Betrugs schien bloß gewesen zu sein, dem anscheinend recht einfältigen jungen Manne Geld zu entlocken und sich die Reise nach Brasilien bezahlen zu lassen. Sie hatten ihn nach Rio und Laguna begleitet, waren aber dort verschwunden, nachdem ihr Opfer den von ihnen verfaßten Aufruf hatte drucken und verbreiten lassen. Diese Posse hatte sich in der zweiten Aprilhälfte zugetragen, jedoch so wenig Aufmerksamkeit erregt, daß nur einige Lokalblätter ihr kurze, verächtliche Erwähnung gewidmet hatten, die noch nicht den Weg in die hauptstädtische Presse gefunden. Der Gouverneur nahm den jungen Mann und sein Unternehmen auch nicht ernst, hielt ihn aber doch seit vier Wochen im Gefängnis und hatte die Zentralregierung mit dem Falle befaßt, namentlich auch um von ihr prüfen zu lassen, was es mit seinem Prinzentitel und seiner Zugehörigkeit zur entthronten Dynastie für Bewandtnis habe. Einstweilen stellte er ihn wegen Friedensbruchs, Aufruhrs, bewaffneten Widerstandes gegen die Staatsgewalt und Menschentötung unter Anklage. Seine Wunde schien geheilt zu sein.

Als Gray dieses Kabel erhielt, betrachtete er die Aufgabe, die er sich gestellt, als gelöst und übergab sämtliche Berichte seiner Schwester mit der Bemerkung: „Das stellt sechzehntausend Pfund dar, sehr viel mehr als der Bursche wert zu sein scheint. Lies und teile Fräulein Aseid mit, was du für nützlich hältst."

Die Herzogin las mit regstem Interesse und ließ Nicoline bitten, sie unverzüglich zu besuchen, da sie Nachrichten vom Prinzen Siegfried habe. Das war am Tage nach dem

Mahle im Berkshire-Palaste. Nicoline eilte herbei. Die Herzogin legte ihr von den achtzehn oder zwanzig Berichten nur zweie vor: den der Pariser Detektivanstalt über Siegfrieds Mitgiftjagd und die letzte Kabeldepesche aus Rio, deren sechshundert und etliche Wörter allein einen Aufwand von über dreitausend Mark bedeuteten und die ihr die Herzogin aus dem Englischen übersetzte. Zur Verwunderung der Herzogin blieb sie bei dem Pariser Bericht ganz ruhig, während der fluminenser sie sichtlich aufregte.

„Sind Sie nun frei, Nicoline?" fragte die Herzogin, als sie die fluminenser Depesche aus der Hand gelegt hatte.

Nicoline schüttelte langsam den Kopf.

„Was kann Sie noch an einen Menschen binden, der Sie verraten hat?" rief die Herzogin erstaunt und unwillig; „haben Sie es denn nicht gelesen?"

„Doch," erwiderte Nicoline leise; „aber es ist vielleicht Klatsch."

„Klatsch! Die amerikanischen Familien haben sich bei Agenturen nach den Verhältnissen des Herrn erkundigt!"

„Das beweist nur, daß er sie interessiert hat. Man bildet sich manchmal etwas ein, was unbegründet ist. Ich kann es nicht über mich bringen, jemand ungehört zu verurteilen."

„Er liegt in einem brasilianischen Gefängnis —"

„Ich will ihn daraus befreien. Er soll Gelegenheit haben, zu erfahren, was von ihm erzählt wird, und mir die Wahrheit zu sagen. Erst dann endet meine Pflicht."

Sie sagte das mit gedämpfter Stimme, doch so fest, daß die Herzogin nicht weiter in sie drang.

Nicoline fuhr nach Hause und wartete mit fieberhafter Ungeduld auf die Heimkehr ihrer Eltern, die eine Bildergalerie besichtigten. Sie erzählte ihnen die Geschichte vom

brasilianischen Putsche Siegfrieds und dessen kläglichem Ausgange und bat den Prinzen Johann, sich für seine Befreiung aus dem Gefängnisse zu verwenden.

„Werde mich hüten!" brummte der Prinz. „Habe den kleinen Gronendal immer für hirnverbrannt gehalten. Ahnte daß er so enden würde — ha."

„Einem Führerlosen darf man nicht vorwerfen, daß er sich verirrt. Wenn Siegfried jetzt in einem brasilianischen Gefängnis schmachtet, so ist die Familie daran schuld, die ihn lieblos von sich gestoßen hat. Ich beschwöre dich, Vater, lege ein gutes Wort für ihn ein."

„Aber was geht er dich an?" fragte der Prinz schroff.

„Ich habe mit ihm in Paris verkehrt, ich habe seine Verlassenheit und Haltlosigkeit gesehen und er tut mir in der Seele leid. Bitte, Vater, sei großherzig."

„Der Frankaer ist doch der nächste dazu. Oder der Wiener Level. Soll sich an sie wenden."

„Sie kümmern sich nicht um ihn, das weißt du, Vater."

Die Baronin Aseid hatte mit größter Aufmerksamkeit zugehört und Nicoline scharf beobachtet. Sie sah in der Seele ihrer Tochter nicht klar, wußte nicht, was eigentlich aus ihr sprach, fühlte aber aus ihren Worten Herzensnot heraus. Das genügte. Sie kam Nicoline zu Hilfe und vereinigte ihre Bitten mit denen ihrer Tochter. Prinz Johann hatte die Gewohnheit verloren, ihnen zu widerstehen. Nach schicklichem Zögern sagte er sauertöpfisch zu und verlangte von Nicoline eine kurze schriftliche Darstellung des Falles, den sie ihm übergab, ehe sie ins Theater fuhr.

Der Prinz schwankte in betreff des einzuschlagenden Weges. Sollte er seinen Bruder anrufen? Oder den Großherzog Hilarius? Oder den Wiener Herzog? Oder den

jungen Mann einfach dem Auswärtigen Amt empfehlen? Vielleicht gar dem Kaiser schreiben? Es dauerte drei Tage, ehe er zu einem Entschlusse gelangte. Endlich entschied er sich unter dem Drängen seiner Damen für einen Privatbrief an den Reichskanzler, den er am nächsten Tage zu schreiben versprach.

Dieser nächste Tag war aber der Derbytag und da fand er keine Zeit, denn er hatte eine Einladung des Herzogs von Berkshire angenommen, in seiner Mailcoach nach Epsom zu fahren. Der prächtige Wagen mit seinem Viergespann und seinem silberplattierten Naturledergeschirr fuhr am frühen Vormittag unter dem Geschmetter der Trompete des Footman vor, und der Prinz und die Prinzessin, die Baronin und Nicoline nahmen, von den vier Lakaien in großer Livree unterstützt, auf dem Verdeck Platz, wo sie das Herzogspaar, den Marquis von Reading und Mr. Gray vorfanden.

Die Herzogin ließ Nicoline zwischen sich und Mr. Gray sitzen und unterwegs, während der Prinz in die Betrachtung der unter der Julisonne leuchtenden Hügel von Surrey vertieft war, sagte sie halblaut zu ihr: „Der Prinz Siegfried ist aus dem Gefängnis entlassen."

Das Blut schoß Nicoline ins Gesicht. „Haben Sie Nachricht?" fragte sie überrascht.

„In der Nacht ist ein Kabel eingetroffen. Mein Bruder hat den Gouverneur von Santa Catharina gebeten, Gnade für Recht ergehen zu lassen, und der Gouverneur hat Ihrem Schützling die Freiheit gegeben gegen das schriftliche Versprechen, Brasilien sofort zu verlassen und nie ohne Erlaubnis der Regierung wiederzukehren."

„Das haben Sie getan, Mr. Gray?" fragte sie, ihm die Hand reichend.

„Da es Ihr Wunsch war —“ erwiderte er, sie leise drückend. Seine braunen Augen waren schwermütiger als je.

Sie erwiderte den Druck seiner Hand; zum erstenmal; es ging wie ein leises Beben durch den festen Mann.

Ehe ihr Vater, königliche Hoheit, sich noch darüber klar geworden war, bei welchem Ende er die Sache anfassen sollte, hatte Mr. Gray sie gemacht, ruhig und ohne Aufheben, nach seiner kalt praktischen Art.

Aus dem Schweigen, in das sie versank, riß die Herzogin sie mit der leisen, eindringlichen Frage: „Aber jetzt sind Sie doch frei, da Sie Ihre letzte Pflicht erfüllt haben?“

„Noch nicht. Ich muß mit dem Prinzen unbedingt noch eine Aussprache haben. Mr. Gray, ich habe eine letzte Bitte an Sie. Ich möchte dem Prinzen telegraphieren, daß ich ihn zu sehen wünsche. Ich weiß nicht, wohin ich die Depesche richten soll, denn jetzt hat er vielleicht schon Brasilien verlassen und schwimmt auf dem Weltmeer. Aber Sie beherrschen ja unsern kleinen Erdball. Ihnen ist es gewiß ein Leichtes, ihn zu erreichen. Wollen Sie?“

„Ich will, was Sie wollen.“

„Tue ich Ihnen weh, Mr. Gray?“

„Tun Sie sich weh?“

„Ja,“ sagte sie leise.

Da drückte er ihr wieder die Hand, länger, heißer als vorher, und nachdem sie, auf dem Rennplatz angelangt, die kurze Depesche auf einem Blatte ihres Schreibbüchleins mit Bleistift aufgesetzt und ihm zugesteckt hatte, wurde zwischen ihnen kein Wort mehr über die Angelegenheit gewechselt.

Abends, in London, teilte Nicoline ihrem von dem Tage höchst befriedigten Vater mit, er brauche sich nicht mehr für

Siegfried zu verwenden, Mr. Gray habe seine Entlassung aus dem Gefängnis erwirkt.

„Diese Amerikaner! Teufelsvolk!" begnügte der Prinz sich zu murmeln. Er schien indes recht zufrieden, daß ihm diese Last vom Halse geschafft war.

Vier Tage später verließen Nicolines Eltern und Halbschwester London. Zuvor hatte der Prinz noch eine Einladung Mr. Grays angenommen, Anfang August mit ihm auf seiner Jacht einen Ausflug an die norwegische Küste und vielleicht nach Island zu machen. In einer letzten Unterredung mit ihrer Mutter bekannte Nicoline ihr, daß sie eine Zusammenkunft mit Siegfried plane, um über sich und ihn Klarheit zu gewinnen, und als ihre Mutter in plötzlicher Unruhe fragte, weshalb sie dies für notwendig halte, ob es denn etwas zwischen ihnen gebe, was sie nicht wisse, da legte sie ihr endlich die volle Beichte ab, die nicht ein Fältchen ihres Herzens ungeglättet ließ. Die Baronin Aseid hielt Nicoline für überspannt, sie glaubte an Siegfrieds Verrat und erklärte heftig, Nicoline dürfe diesem charakterlosen Menschen überhaupt keinen Platz in ihrem Gesichtskreise gönnen. Nicoline erwiderte aber, sie wisse genau, daß sie recht handle, man solle sie nur gewähren lassen, und die Mutter, die einsah, daß sie nichts ausrichten würde, nahm bedrückten Gemüts von ihr Abschied.

Sechs Wochen später war die Theaterspielzeit zu Ende und Grün gab Nicoline ihre Freiheit bis zum 20. September. Er setzte ihr, ehe er London verließ, eindringlich auseinander, daß er die ganzen 9000 Pfund, die sein Reingewinn aus dieser unvergleichlichen Saison waren, an die Vorbereitung ihrer amerikanischen Tournee zu wenden gedenke. „Bis jetzt habe ich nur für Sie gearbeitet, Fräu-

lein. Ich hoffe, Sie werden es mir möglich machen, nunmehr für mich zu arbeiten. Dieser Vertrag, der leider nur noch ein Jahr läuft, ist zu dieser Stunde mein ganzes Vermögen. Ich habe zu seiner Güte Vertrauen."

„Das dürfen Sie, lieber Grün," sagte Nicoline ernst; „Sie ahnen nicht, wie sicher meine Unterschrift ist!" . . .

Nach einem zehntägigen Aufenthalt in Diesa wurden Nicoline und die Ihrigen von Mr. Gray und den Berkshires, die bei Hofe eine ungewöhnlich ausgezeichnete Aufnahme fanden, abgeholt und in einem Sonderzug nach Kiel geführt, wo sie sich auf der Dampfjacht „Carlotta" einschifften. Die Baronin Aseid war erstaunt, daß das schöne Schiff ihren Namen trug, und erkundigte sich beim Besitzer, ob er eine Verwandte habe, die Carlotta heiße. Er lächelte flüchtig und sagte: „Ja, Frau Baronin." Sie erfuhr erst viel später, daß das Schiff früher „Columbia" geheißen und den neuen Namen erst vor dieser Sommerfahrt erhalten hatte.

Es war am 6. August. Das Schiff lief Drontheim an und nahm, wie in jedem Hafen, die erschreckend umfängliche Post ein. Auch für Nicoline waren Briefe und Zeitungen da. Als sie sie im Salon auf dem Tische vor sich ausbreitete, entfuhr ihr beim Anblick der Schrift auf einem der Umschläge ein leiser Ausruf.

„Was gibt es?" fragte ihre Mutter, die neben ihr saß.

„Nichts, nichts!" erwiderte Nicoline hastig, öffnete mit etwas ungeschickten Bewegungen den Umschlag und las.

Der Brief war an „Fräulein Nicoline Flammert, Diesa, Deutschland" gerichtet, mit dem zweimal unterstrichenen Vermerk: „Nachsenden!" versehen und trug eine belgische Marke und den Poststempel: „Adenne, 30. Juli." Er lautete:

„Liebe Nicoline,

„Ich habe Ihre Depesche aus London vorgefunden, als ich am 19. Juni in Southampton landete. Sie war mir aus Brasilien nachgeschickt worden, wo sie nach meiner Einschiffung ankam. Sie hat mich wie ein Schlag getroffen, denn sie hat mich meiner schweren Versündigung an Ihnen gegenübergestellt.

„Ja, Nicoline, ich habe unwürdig an Ihnen gehandelt. Aber Sie werden mir um meiner Reue und Buße willen verzeihen. Es ist nur einer der vielen Fehler, die ich im Leben begangen habe, wenn auch der häßlichste und derjenige, der mich am deutlichsten meine Wertlosigkeit lehrte.

„Tragen Sie es mir nicht nach, daß ich Ihrem Wunsche nicht entsprochen und Sie nicht aufgesucht habe. Die Begegnung wäre Ihnen peinlich und mir schmerzlich gewesen. Erlauben Sie mir, von Ihnen jetzt schriftlich Abschied zu nehmen fürs Leben.

„Ich war nach meiner letzten Krise furchtbar verzweifelt. Ich hatte Sie geliebt und die Liebe war nicht stark genug gewesen, mich von niedriger Treulosigkeit abzuhalten. Ich hatte mich durch eine Tat in meinen eigenen Augen erheben wollen, und ich mußte mich überzeugen, daß ich ohnmächtig und unfähig war. Ich hatte Menschen vertraut und erkannte, daß sie mich schamlos betrogen und ausbeuteten. Ich will sie nicht nennen. Ich habe ihnen vergeben und vergesse ihre Namen. Ich fand überall, bei mir wie bei den anderen, nur Bosheit und Sünde. Ich wußte nicht, was ich noch in dieser Welt sollte, wo ich nichts war, nichts hatte, nichts konnte. Von Ekel vor mir selbst erfüllt, an Sie mit Schamröte und vernichtenden Selbstvorwürfen denkend, dem Andenken meiner Eltern fluchend, sah ich nur noch eine Pforte vor mir offen, eine enge, finstere, hinter der die Flammen der Hölle lodern.

„Der Herr und Heiland und meine Schutzheiligen ließen mich zu meinem Heile rechtzeitig eine andere Pforte erblicken, durch die ich aus der Gnade des Herrn in die Seligkeit einzugehen hoffe. Seit fünf Wochen bin ich als Laienbruder in diesem Kamaldulenserkloster zum heiligen Gregor und hoffe, so bald es die Regel erlaubt, durch die Güte des hochwürdigsten Herrn Priors und der hochwürdigen Brüder Profeß zu werden.

„Hier werde ich den Frieden finden, den die Welt mir nicht geboten hat. Das Vorgefühl davon ist schon in meine bisher so schwer gemarterte Seele eingezogen. Ich denke ohne Bitterkeit an meinen Vater, von dem ich nur den Mangel an Begabung, und an meine Mutter, von der ich nur den Hochmut und Hang zu den eiteln Dingen der Welt geerbt habe; auch an meine Familie, die sich in meinem Unglück denn doch meiner erinnert zu haben scheint. Denn die europäische Intervention zu meinen Gunsten, von der mir die brasilianischen Behörden sprachen, habe ich wohl ihr zu verdanken, ebenso wie die 500 Pfund, die mir bei der Entlassung aus dem Gefängnis eingehändigt wurden. Ich habe meinem Onkel, dem Herzog, geschrieben, um ihm zu danken und ihn zu bitten, daß er meine Schulden, für ihn Kleinigkeiten, bezahlt und dem Bruder meiner Mutter eine geringe Leibrente weitergewährt, die er von meiner Mutter empfangen hat. Der Herzog hat mir nicht geantwortet, ich hoffe aber, er wird meine Bitte erfüllen. Ihre Depesche nach Brasilien läßt mich ahnen, daß auch Sie irgendwie von meinem Versuch erfahren und sich vielleicht ebenfalls für mich verwendet haben. Vermute ich richtig, so seien Sie auch dafür viele, viele Male bedankt.

„Das Kloster ist der richtige Platz für einen armen Fürstensohn, den man mit Ansprüchen erzogen und dann ohne

Halt und Rechte ins Leben hinausgestoßen hat. Mit Gottes und der Heiligen Hilfe habe ich mich doch noch zurechtgefunden und werde mich von nun an, bis der Herr mich gnädig abruft, der Vorbereitung meines ewigen Heils widmen können. Was mir an irdischem Leben noch beschieden ist, das ist wohl nicht zu viel dazu und um für meine Eltern zu beten, auf daß ihnen ihre Irrtümer vergeben werden.

„Vergessen Sie mich, Nicoline, und werden Sie so glücklich, wie Sie hohes, reines, holdes Geschöpf es verdienen. Ich muß auch Sie vergessen, obschon Sie das einzige Wesen sind, das Licht in mein finsteres Leben in der Welt geworfen. Oder ich werde Sie — wenn dies nicht lästerlich ist — in einen Engel umschaffen, um manchmal an Sie denken zu dürfen.

„Der Herr und Heiland segne Sie! Ihr reuiger
Siegfried von Gronendal, in der Religion Bruder
Guigo."

Nicoline hatte sich wiederholt die Augen wischen müssen, um lesen zu können. Als sie mit dem Briefe zu Ende war, reichte sie ihn wortlos der Mutter, die ihn hastig überflog, dann ihre Tochter umarmte und ihr sagte: „Welch ein Glück für den armen Menschen, daß er katholisch ist!"

Noch zu derselben Stunde übersetzte Nicoline das Schreiben der Herzogin, die laut aufjubelte: „Wollen wir die Verlobung jetzt gleich verkünden?"

„Nein, Gladys. Ich muß noch eins tun."

„Was denn noch?"

Nicoline zögerte lange. Endlich sagte sie leise, wie beschämt: „Ich muß nach dem St. Gregorskloster in Belgien reisen und den Unglücklichen sehen."

„Wozu das? Das ist verrückt."

„Nein. Ich will sicher sein, daß ich Edwin ein ganzes Herz und eine ganze Seele bringe. Dazu ist die letzte Prüfung eines Wiedersehens unerläßlich. Ich bin fast sicher, daß ich sie bestehen werde. Aber ich darf sie mir nicht erlassen."

Edwin, der herbeigerufen und rasch von der neuen Lage unterrichtet wurde, breitete mit einer so gebietenden Bewegung die Arme aus, daß Nicoline willenlos an seine Brust sank. Er hielt sie eisern fest und bedeckte ihr duftendes seidenes Blondhaar mit unzähligen Küssen. Endlich gab er sie frei und sagte: „Reisen Sie nach Belgien, wenn Sie müssen. Ich reise mit. Jetzt aber will ich die Sache mit Ihren Eltern in Ordnung bringen."

„Edwin — nicht doch — warten Sie nur noch, bis —"

„Nichts da. Genug gewartet. Ich komme gleich wieder."

Eine Minute später stand er im Zelt am Achterdeck vor dem Prinzen Johann und sagte: „Königliche Hoheit, ich habe die Ehre, um die Hand von Fräulein Nicoline anzuhalten."

„Ha! Was Tausend! Schon mit der Baronin gesprochen?"

„Noch nicht, königliche Hoheit."

„Aber mit Nicoline?"

„Jawohl."

„Ist sie einverstanden?"

„Sie hat mir erlaubt, zu Ihnen zu gehen."

Der Prinz strich seinen stolz aufgerichteten Schnurrbart. „Meinen Segen geb ich gern. Haben gut gewählt, Mr. Gray. Prachtmädchen, Nicoline — ha!"

„Hab ich immer gefunden. Ich war nicht bescheiden. Ich brauchte es nicht zu sein. Dem besten Mann das beste Weib und ihren Kindern die Welt. Das ist meine Überzeugung, königliche Hoheit."

„Dem besten Manne das beste Weib und ihren Kindern die Welt," wiederholte der Prinz langsam und nachdenklich. Dann fügte er hinzu: „Richtig. Tief. Wenn man nämlich frei ist und nur auf sich Rücksicht nehmen muß. Guter Grundsatz für Anfänge. Beim Gründen einer neuen Dynastie. Ha — werden sich wohl irgendwo ein kleines Königreich kaufen, Mr. Gray?"

Man sah, wie dem Gefragten rasch eine scherzhafte oder spöttische Antwort zu den Lippen drängte, wie er sie jedoch hinunterschluckte. Bei allem cäsarischen Selbstbewußtsein, bei allem Hochgefühl seiner Tüchtigkeit und Macht konnte er sich doch einer eigentümlichen Ehrerbietigkeit gegen die vor ihm sitzende Verkörperung von tausend Jahren der Kriegs- und Staatsgeschichte eines großen, ihm rasseverwandten Volkes nicht erwehren, und er hätte es für pöbelhaft gehalten, diesem Prinzen zu sagen, was er über kleine Königreiche dachte.

Am nächsten Morgen kehrte die „Carlotta" um und hielt gerade auf Antwerpen. Die übrige Gesellschaft blieb an Bord, während Nicoline, von Gray begleitet, in einem Sonderzug nach dem kleinen Orte Andenne fuhr, von wo ein bestellter Wagen sie in einer halben Stunde nach dem hoch in Waldbergen gelegenen Kloster brachte. Gray blieb vor der Klosterpforte, während Nicoline schellte und nach langen Verhandlungen mit dem Bruder Pförtner in das Sprechzimmer eingelassen wurde. Sie setzte es auch durch, daß man sich bereit erklärte, dem Laienbruder Guigo einen Zettel zuzustellen, auf dem die Worte standen: „Nicoline ist hier und will Sie noch einmal sehen, ehe Sie die Gelübde ablegen."

Sie wartete einige Minuten allein in dem kahlen Raum, dann kam der Bote wieder und sagte in seinem Französisch

mit stark belgischer Aussprache: „Bruder Guigo schickt Ihnen den Zettel zurück und bittet Sie, ihm zu verzeihen. Er ist in der Kirche und kann nicht kommen."

„Auch nicht nach der Andacht?"

„Auch nicht. Er wünscht Ihnen glückliche Reise."

„So!" Sie schwieg und sann nach. „Kann ich in die Kirche gehen?"

„Auf die Galerie, ja."

Er zeigte ihr den Weg und sie stieg die Treppe zur Galerie hinauf. Im Chor knieten hinter ihren Betstühlen etwa zwanzig Mönche in weißem Habit. Sie suchte lange vergebens. Plötzlich fuhr sie zusammen. Der vorletzte in der Reihe war Siegfried. Die Andacht war eben zu Ende. Die Mönche und Laienbrüder erhoben sich. Siegfried schien in der langen Kutte noch riesenhafter als früher, obschon er es in demütig gebeugter Haltung vermied, sich stramm wie sonst zu voller Höhe aufzurecken. Nicoline war ganz allein in der Galerie und beugte sich weit über das Geländer hinab. Während er hinter den anderen der Pforte im Chor zuschritt, blickte Siegfried unwillkürlich in die Höhe und seine Augen begegneten denen von Nicoline. Er schlug sie rasch nieder, seine Hand faßte nach dem Rosenkranz, der an dem seine Kutte gürtenden Knotenstrick hing, und ohne den Kopf nochmals zu wenden, ging er langsam ab. Nicoline sah ihm nach, bis er verschwand. Es rieselte ihr kalt über den Rücken. Aber es war nur die starke Empfindung, die ein Schauspiel voller Ernst und Weihe in feinen Nerven wachruft. Dieser junge Mönch verdiente Teilnahme und Sympathie, aber er war ihr fremd. Ihre starke, lebensfrohe, gesunde Natur wandte sich von dieser weltflüchtigen, schlaffen Kutte ab.

Als sie zu Gray zurückkam, richtete er nur einen fragenden Blick auf sie.

„Ich habe ihn gesehen," sagte sie. „Es ist alles in Ordnung."

Er erfaßte ihre Hand. „Also mein?"

„Ganz und gar."

Zum Staunen des belgischen Kutschers zog er sie an seine Brust und hielt sie lange, lange umarmt. — — —

Die Hochzeit fand im September statt. Zuvor hatte Gray sie von Grün mit einem Betrag freigekauft, der ihm wohl hätte genügen können, wenn er nicht, wie alle Spekulanten, jedes Gefühl für das Maß verloren hätte.

Der Verzicht auf die Künstlerlaufbahn war ihr schmerzlich, aber Gray tröstete sie. „Wenn du singen willst, so sollst du es künftig ab und zu vor einem Parterre von Königen tun, nicht vor einer Galerie von Leuten, die sich auch an Negerminstrels vergnügen. Und die Hörer sollen nicht dich bezahlen, sondern von dir das königliche Geschenk deiner Kunst empfangen."

Drei Monate lang blieben sie auf Reisen. Wenn Nicoline fragte, wann er sie endlich in ein dauerndes Heim führen würde, lächelte er nur eigentümlich, schützte vor, er habe noch Geschäfte in Europa, und bat sie um etwas Geduld.

Kurz vor Weihnachten schifften sie sich endlich ein, und am letzten Dezembertage fuhr sie vor dem Hause in Newyork vor, worin sie als Königin schalten sollte.

Als sie es erblickte, stieß sie einen Schrei aus. „Träume ich?"

Vor ihr erhob sich, mit äußerster Treue nachgebildet, das großherzogliche Schloß von Diesa, worin ihr Vater das Licht der Welt erblickt hatte.

„Wie ist es nur möglich?"

„Ich habe dir diese kleine Überraschung bereiten wollen. Ich hoffte, sie würde dir angenehm sein."

„Aber wie konnte man das so schnell machen? Das ist ja Hexerei!"

„Schnell? Der Architekt hatte über sieben Monate Zeit! Seit Ende April."

„Seit Ende April? Damals hast du mich ja zum erstenmal gesehen."

„Gewiß. Nach dem ersten Diner auf der deutschen Botschaft, wo du mich zum Kapitän beförderteſt, gab ich meine Aufträge."

„Aber damals war ich dir doch eine völlig Fremde."

„Ich wollte sofort, daß du mein würdeſt. Und da ich es wollte, so wußte ich auch, daß es sein würde. Darum konnte ich getrost das Schloß deiner Väter hier erbauen lassen."

Im größten und reichsten Salon hing an der Wand ein Doppelbildnis des Prinzen Johann und der Baronin von Aseid, das Hochzeitsgeschenk des Prinzen. Der Rahmen war von einer Krone überstiegen. Darunter entrollte sich ein Band mit der Inschrift:

„Prinz Johann von Diesa seinem Schwiegersohne Mr. Edwin Mallock Gray. Dem besten Manne das beste Weib und ihren Kindern die Welt."

Die Bücher des Deutschen Hauses

Herausgegeben von Rudolf Presber.

In gleicher Ausstattung gelangen zur Ausgabe:

I. Reihe.

1. Goethe: Die Leiden des jungen Werther.
2. Otto Ludwig: Zwischen Himmel und Erde.
3. E. T. A. Hoffmann: Die Elixiere des Teufels.
4. Friedrich Spielhagen: Deutsche Pioniere.
5. Zschokke: Hans Dampf. Kleine Ursachen.
6. Max Kretzer: Die Sphinx in Trauer.
7. Thackeray: Der Diamant.
8. Balzac: Die Frau von dreißig Jahren.
9. Brüder Grimm: Märchen.
10. Dickens: Weihnachtserzählungen.
11. Nicolai: Zur Neujahrszeit.
12. Tolstoi: Die Kosaken.
13. Karl Grunert: Der Marsspion.
14. Spanische Novellen.
15. Hans Hauptmann: Auf tönernen Füßen.
16. Henri Murger: Bohême.
17. Deutscher Humor. 1. Band.
18. Björnson: Synöve Solbakken.
19. Jean Paul: Dr. Katzenbergers Badereise.
20. Gespensternovellen.
21. Canter, Fahrendes Volk.
22. Gerstäcker: Die Flußpiraten. 1. Bd.
23. Gerstäcker: Die Flußpiraten. 2. Bd.
24. Deutscher Humor: 2. Band.
25. Puschkin: Pique Dame.

II. Reihe.

26. Heinrich von Kleist: Novellen.
27. Levin Schücking: Agathens Geheimnis.
28. Walter Harlan: Die Dichterbörse.
29. Karl Immermann: Der Oberhof.
30. Gogol: Novellen.
31. Friedrich von Oppeln-Bronikowski: Der Rebell.
32. Charles Dickens: Klein Dorrit I.
33. Charles Dickens: Klein Dorrit II.
34. Richard Nordhausen: Die rote Tinktur.
35. Guy de Maupassant: Novellen.
36. Ed. A. Poe: Die denkwürdigen Erlebnisse des A. G. Pym.
37. Margarete Wolff-Meder: In den Sielen.
38. Arthur Achleitner: Geschichten aus den deutschen Alpen.
39. Sterne: Tristram Shandy.
40. Max Bittrich: Spreewaldgeschichten.
41. Cervantes: Don Quixote I.
42. Cervantes: Don Quixote II.
43. Hermann Heiberg: Fluch der Schönheit.
44. Joseph von Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts.
45. Léon de Tinseau: Der Mitgiftjäger.
46. Max Nordau: Zur linken Hand I.
47. Max Nordau: Zur linken Hand II.
48. Verga: Novellen.
49. Emil Zola: Ein Blättlein Liebe.
50. Fritz Reuter: Ut mine Stromtid.

Jeder Band 75 Pfg. — 1 Krone — 1 Frc.

Leipziger Buchbinderei - A.G. vorm. Gustav Prüfer.